

# „Über meiner Mütze nur die Sterne“

*Goethes Divan – Ein Lesejournal*

von

Christoph Schmitz-Scholemann

Weimar 2019

Veröffentlicht am 15. Oktober 2019 unter:  
[www.christophschmitzsholemann.de/goethes-divan-ein-lesejournal.pdf](http://www.christophschmitzsholemann.de/goethes-divan-ein-lesejournal.pdf)

© Christoph Schmitz-Scholemann

Gestaltung: Gato & Mono Design OHG, Weimar  
Abbildungen (gemeinfrei): Wikimedia Commons

# Inhaltverzeichnis

Goethes West-Östlicher Divan 1819 – eine kurze Vorbemerkung .....	9
<b>1. Erstes Buch – Moganni Nameh – Buch des Sängers .....</b>	<b>13</b>
1. Moganni Nameh – Buch des Sängers.....	13
2. Hegire (Aussprache korrekterweise wohl [eʒir] – von dem Französischen „Hégire“) ..	14
3. Segenspfänder .....	17
4. Freisinn.....	19
6. Vier Gnaden.....	21
7. Geständnis.....	22
8. Elemente .....	23
9. Erschaffen und Beleben .....	24
10. Phänomen .....	25
11. Liebliches.....	26
12. Zwiespalt .....	28
13. Im Gegenwärtigen Vergangenes – Überblendungen.....	30
14. Lied und Gebilde .....	31
15. Dreistigkeit – Eine Tugend.....	33
16. Übermut – auch eine dichterische Tugend – „Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere.“ .....	34
17. Fast ein Paraklausithyron .....	36
18. Das lyrische Ich einer Motte .....	37
19. Süßes Rohr.....	38
<b>2. Zweites Buch – Hafis Nameh – Buch Hafis .....</b>	<b>41</b>
1. Hochzeit.....	41
2. Dialog.....	42
3. Sonderrechte .....	43
4. Fetwa .....	46
5. Goethe mischt sich ein .....	47
6. Die zweite Fetwa .....	49
7. Unbegrenzt .....	50
8. XAXA .....	52
9. laudatii.....	53
10. Fächer.....	55
11. An Hafis .....	55
<b>3. Drittes Buch – Uschk Nameh – Buch der Liebe .....</b>	<b>59</b>
1. Motto.....	59
2. Sechs Wege der Liebe .....	59
3. Der Glühende und die Blühende – Wamik und Asra – „Es brennt der Dorn – und die Propheten beben!“ .....	62

4. Perlenreich.....	64
5. Und ewig lockt die Locke.....	66
6. Tief geschürft.....	67
7. Das Hin-und Hergeworfensein des Herzens.....	68
8. Gewissensbisse.....	70
9. Manchmal ist es gut, die Lage schönzureden .....	72
10. Wer bringt der Braut den Blumentopf?.....	72
11. Ergebung.....	74
12. Unvermeidlich.....	75
13. Die Macht der Blicke .....	77
14. Geheimstes .....	78

#### **4. Viertes Buch – Tefkir Nameh – Buch der Betrachtungen ..... 81**

1. Höre den Rath .....	81
2. Zahlen .....	82
3. Oberstudienrat Goethe .....	83
4. Ästhetik der Moral .....	84
5. Auf den Kopf gestellt.....	85
6. Vom begrenzten Nutzen aller Ratschläge und von der grenzenlosen Weite des Spielraums von Gedichtinterpretationen.....	86
7. Prophetenspruch als Männerwitz .....	87
8. Was das Leben ist .....	88
9. Wie das Leben ist – vorwärts und rückwärts.....	89
10. Freiwillige Knechtschaft.....	90
11. Enkomiaстик – berufsmäßige Lobhudelei.....	91
12. Formen .....	93
13. Das längste Gedicht der Welt .....	94
14. Herbelot.....	96
15. Suleika.....	97

#### **5. Fünftes Buch – Rensch-Nameh – Buch des Unmuthes ..... 99**

1. Wo hast du das genommen?.....	100
2. Gönnen können .....	102
3. „Der Dichter und sein Vaterland“ .....	104
4. Goethe auf der rechten Seite.....	105
5. Wenn Du auf dem Guten ruhst.....	106
6. Knitterer, Zersplitterer, Verwitterer .....	108
7. The fool on the hill – „Schämt euch, Ihr Weisen!“ .....	110
8. Goethe ungerecht.....	111
9. Nutzlose Klage.....	113
10. Der Mensch passt nicht zur Welt – und die Welt hinkt sich selbst hinterher.....	114
11. Die alten Griechen.....	115
12. Gegen Nationalismus.....	117

<b>6. Sechstes Buch – Hikmet-Nameh – Buch der Sprüche .....</b>	<b>119</b>
1. Gruppe – die gläubige Nadel.....	119
2. Gruppe .....	121
3. Gruppe: 4 – 2 – 2 – 4 .....	122
4. Gruppe – Pfaffen-Orden überall.....	123
5. Gruppe – Wahrheit weit und fern.....	125
6. Viele Quellen – kleines Gedicht.....	126
7. Welch eine bunte Gemeinde! .....	129
8. Das eine ist schlecht, das andere noch mehr: Zwei Herren ein Knecht – Zwei Knechte ein Herr. ....	131
9. Ess dat dann nix, Marie – Leben, Werk, Haus .....	132
10. Was mir am dienlichsten scheint bei diesen gefährlichen Zeiten .....	135
11. Geschärfte Binsenweisheiten – Vom Segen der Ungleichbehandlung .....	138
12. Ironie und Poesie, Dank und guter Ruf .....	141
<b>7. Siebtes Buch – Timur Nameh – Buch des Timur .....</b>	<b>143</b>
1. Der Tyrann und der Winter.....	143
2. „Da liegt ein Ey es ist kein Ey“ – Das Unvollendete.....	144
3. Marx, Goethe und die politische Korrektheit.....	146
<b>8. Achtes Buch – Suleika Nameh – Buch Suleika .....</b>	<b>149</b>
1. Sultan Selim I.....	149
2. Silvester .....	150
Exkurs: Hatem und Suleika – Marianne und Wolfgang.....	151
3. Suleika und Jussuf .....	154
4. Da du nun Suleika heißest ... ..	155
5. Hatem und Suleika I.....	156
6. Wenn der Reiseführer sich verirrt .....	157
7. Traumdeutung .....	159
8. Goethe weiß, was Frauen wünschen .....	161
9. Gingo Biloba – ein Baum der um 1750 aus dem fernen Osten nach Europa kam, 200 Jahre alt werden kann und heute wegen seiner Streusalz-, Feinstaub- und Urinresistenz gern als Stadtbaum verwendet wird .....	162
10. Offene Frage .....	163
11. Türkischer Pappmaché-Orden .....	164
12. Ich habe Dein Herz – und bin König.....	165
13. „Alle Pracht des Orients und doch am Ende nichts Höheres als die liebenden Herzen“ oder „Wer Perlen will, der muss ins Meer sich stürzen.“ .....	166
14. Großzügigkeit eines verliebten Bettlers.....	168
15. Schön geschrieben kann ganz schön nerven.....	169
16. Der Bauplan der Liebe.....	171
17. ... hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke (1 Korinther 13).....	172

18. Goethes Basarmädchen .....	174
19. Trunkenheit und Liebe – ein Gespräch zwischen dem alten Dichter Hatem und der jungen Suleika über die Wirrnisse des Herzens.....	178
20. Unpoetische Worte.....	180
21. Verschiedene Schmerzen .....	182
22. Alkohol der Freund .....	183
23. An vollen Büschelzweigen .....	184
24. Heidelberger Schlosspark.....	185
25. Neue Wendung .....	186
26. Reim und Liebe.....	187
27. Ohne Abschied war es keine Liebe .....	189
28. Ein Gedicht nach dem Geschmack der Gedichtspezialisten .....	191
29. Punkt, Punkt, Komma, Strich.....	192
30. Der Westwind, sagt Suleika zu Hatem, darf feucht, soll aber zugleich milde sein und die Liebesbotschaft ungefähr zweihundert Kilometer weit nach Osten tragen – ein Gedicht von Marianne (Frankfurt) an Wolfgang (Weimar/Thüringen).....	193
31. Eingedenk vergangner Leiden schaudr' ich vor der Gegenwart.....	194
32. Vollmondnacht.....	196
33. „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres an sich.“.....	198
34. Spiegel.....	200
35. Frau an Lied.....	202
36. Die rosarote Brille .....	203
37. Ghasel .....	205

## **9. Neuntes Buch – Saki Nameh – Schenkenbuch .....** **207**

1. Der Winkel in der Schenke ist das eigentliche Vaterland.....	207
2. Meinen Wein trink ich allein.....	208
3. Muley ist ein arabischer Name – Gedichte gibt es, die werden von Dieben beim Wein geschrieben .....	208
4. Ob der Koran von Ewigkeit sei? .....	208
5. Jugend, Alter, Alkohol .....	209
6. Wenn Weintrinken Sünde ist, aber die Sünde doch begangen werden muss, dann sollst Du ihr auf keinen Fall eine weitere Sünde hinzufügen, indem Du schlechten Wein nimmst. ....	210
7. Die Welt ist voller guter Ratschläge und der Wein hilft, sie auf den Kopf zu stellen – Goethe ist nichts für Menschen mit moralischen Grundsätzen.....	210
8. Wie schlechte Laune zustande kommt und konserviert werden kann .....	211
9. Vier Hafis-Gedichte .....	211
10. Der Wein von 1811 (dem Kometenjahr!) war besonders gut und hieß vielfach nur „der Elfer“ .....	214
11. Letzte Worte eines Trunkenen vor dem Einschlafen .....	215
12. Ein guter Schenke kümmert sich auch um den Kater .....	216
13. Schwan und Schwänchen .....	218

14. Goethe, alter Küsser.....	220
15. Es war einmal ein Muselmann.....	220
16. Dschinnenzeit.....	222

**10. Zehntes Buch – Mathal-Nameh – Buch der Parabeln..... 227**

1. Wie die Natur ein Kunstwerk hervorbringt .....	227
2. Seele Vogel Lied.....	228
3. Vagantenstrophen .....	229
4. Das Wunder der Schönheit und warum doch Bescheidenheit eine Zier ist .....	231
5. Mit dem Bezahlen verplempert man das meiste Geld.....	232
6. Gedankenpaläste.....	233
7. Was Goethe glaubte, dass die persischen Mohammedaner von Jesus Christus und dem Neuen Testament hielten .....	233
8. Eine Schöpfungsidylle .....	235

**11. Elfte Buch – Parsi Nameh – Buch des Parsen..... 237**

1. Sonnengruß.....	237
2. Kleiner Sonnengruß.....	241

**12. Zwölftes Buch – Chuld Nameh – Buch des Paradieses..... 243**

1. Berechtigte Männer .....	244
2. Auserwählte Frauen .....	246
3. Warum der Islam zu Hirsch-Kühen gehört.....	248
4. „Die Macht vergeht im Abschaum ihrer Tücken, / indes ein Vers der Völker Träume baut, / die sie der Niedrigkeit entrücken, / Unsterblichkeit im Worte und im Laut“ – Gottfried Benn, Verse.....	250
5. Siebenschläfer-Ballade .....	252

**Zum Abschied .....** 256

**Index der Gedichte nach Titeln und Gedichtanfängen .....** 257



## **Goethes West-Östlicher Divan 1819** **– eine kurze Vorbemerkung**

Im Jahre 1819 erschien die Gedichtsammlung „West-Östlicher Divan“ von Johann Wolfgang von Goethe. Bei Erscheinen des Buchs war der 1749 in Frankfurt geborene Goethe 70 Jahre alt. Er war der mit Abstand angesehene Dichter in Deutschland, wenn auch bei weitem nicht der meistgelesene. Wirtschaftliche Sorgen brauchte sich der Witwer nicht zu machen. Er lebte in einem schönen großen Haus in Weimar und erfreute sich seit 45 Jahren der Förderung durch seinen Landesherrn. Das war der beim Wiener Kongress 1815 vom Herzog zum Großherzog aufgestiegene Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ihm hatte Goethe, von Hause aus Jurist, lange als Beamter gedient und stand ihm auch im Alter noch als Berater und Freund zur Seite. Schon seit dem 16./17. Jahrhundert hatten europäische Forscher und Abenteurer begonnen, sich für den Orient, seine Kunst und Kultur zu interessieren. Mit Kunst und Kultur immer tief und widersprüchlich verflochten ist neben der Politik natürlich die Religion, in diesem Fall der Islam, und auch ihm und den Herrschaftsverhältnissen galt folglich große Aufmerksamkeit. Es erschienen Reiseberichte, geschichtliche Abhandlungen und auch Übersetzungen nahöstlicher literarischer und religiöser Werke. Weite Verbreitung fand in Deutschland der „Persianische Rosenthal“ des Göttinger Gelehrten Adam Olearius (1599–1671), ferner die „Voyages de monsieur le chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l’Orient“ des französischen Schriftstellers Jean Chardin (1643–1713), die ab 1686 in London erschienen und in ganz Europa gelesen wurden. Für Goethe und den „West-Östlichen Divan“ besonders wichtig wurde der Wiener Orientalist Joseph von Hammer-Purgstall (1774–1856), vor allem mit seinen ab 1812 erschienenen Übersetzungen des persischen Dichters Hafis (1315–1390 in Schiras), dessen Gedichte Goethe mehr und mehr bewunderte. Ähnlich stark wirkten auf Goethe zwei Werke des deutschen Diplomaten und Privatgelehrten Heinrich Friedrich von Diez (1751–1817): das „Buch des Kabus“ (Berlin 1811) und die „Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften“ (2 Bde. Berlin 1811–15).

In diese (und viele andere) Bücher zum Thema vertiefte sich Goethe etwa ab seinem 60. Lebensjahr zunehmend. Den Dichter Hafis liebte er besonders und begann bald, Motive aus Hafis-Gedichten für seine eigene

lyrische Produktion zu nutzen. Eine große Rolle spielen bei Hafis Liebesgedichte. Goethe, das traf sich gut, verliebte sich in der Zeit seiner Beschäftigung mit Hafis, nämlich 1814, um seinen 65. Geburtstag herum, noch einmal heftigst, und zwar in die gut 30 Jahre jüngere und poesiebegabte Frankfurter Bankiersfrau Marianne von Willemer. Und so entstand in einem unerhörten Kreativitätsschub in den Jahren ab 1814 Gedicht um Gedicht, rund 150 insgesamt. Wie bei Hafis geht es in Goethes Versen nicht nur um das Besingen der Geliebten, sie handeln auch von den Vorzügen des Weins, den Nachteilen der Politik, von der Freundschaft von Mann zu Mann, von Religion und Zensur, vom Islam und der Bibel, von Neid und Schmähsucht, von Adam und Eva, von der Kunst und den Sternen und sogar von einem Esel und von einem kleinen Hund, kurz: vom ganzen Leben. Es entstand eine in 12 Bücher thematisch locker geordnete Gedichtsammlung; das persische und arabische Wort für ein solches Buch lautet: Divan.

Der West-Östliche Divan ist 2019, im 200. Jahr seiner Erstveröffentlichung in aller Munde. Das ist erstaunlich, denn er ist alles andere als ein leicht lesbares Buch. Es gibt eingängige Passagen, aber vieles, was Goethe hier schreibt, erschließt sich jedenfalls nicht im flüchtigen Vorübergehen. Die meisten Gedichte sind gereimt und haben einen hübschen Rhythmus. Man könnte sagen: Schöne Gedichte, klingen super, was stört sind nur die Worte – und der Tiefsinn. Es sind zum Beispiel viele arabische Ausdrücke dabei, auch alte deutsche. Und die Gedanken sind oft so knapp gefasst, dass man tatsächlich nachdenken muss. In unserer Zeit, in der die Sprache von Journalisten, Werbeleuten und Politikern oft regelrecht kurz und klein und flachgetrampelt wird, wirken die Gedichte des Divan zwar irgendwie anziehend, weil sie eine schöne Melodie haben, aber auch anspruchsvoll und etwas befremdlich.

Auch deshalb habe ich mich knapp ein halbes Jahr lang mit ihnen beschäftigt, von Oktober 2018 bis März 2019. Gedicht für Gedicht habe ich angeschaut und dazu aufgeschrieben, was mir einfiel. Ich habe versucht, zu verstehen und herauszufinden, ob und wieviel von den Versen in unseren unpoetischen Zeiten Bedeutung haben kann. Es handelt sich nicht um Goethe-Forschung, dafür bin ich nicht zuständig. Es ging mir auch nicht um literaturwissenschaftliche oder poetologische, schon gar nicht um tiefere religions- oder politikwissenschaftliche Erkenntnisse. Ich hatte nur den Ehrgeiz, die Gedichte zu verstehen und verständlich aufzuschreiben, was ich zu erfassen oder zu errahnen glaubte.

Bei der Wanderung durch die von schönen und klugen Stimmen aus gut drei Jahrhunderten bevölkerte Traum- und Zauberwelt des Divan waren die oben genannten Werke von Olearius, Chardin, Hammer-Purgstall und Diez für mich besonders hilfreich; sie sind alle als Digitalisate im Internet greifbar. Aus ihnen habe ich viel zitiert, ohne es an jeder Stelle zu kennzeichnen. Die treueste und freundlichste Begleiterin der Lektüre war die

unglaublich reichhaltige, gut 2000 Seiten umfassende, zweibändige, kommentierte Divan-Ausgabe von Hendrik Birus im Deutschen Klassiker-Verlag, Bd 38, Berlin 2010, ein bahnbrechendes Werk. Hendrik Birus erhielt – auch – dafür mit allem Recht der Welt am 13. Juni 2019 in Weimar die Goethe-Medaille.

Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Tochter Paula Scholemann, die den Text durchgesehen, korrigiert und durch zahlreiche Anmerkungen bereichert hat.



Erstdruck von Goethes „West-östlicher Divan“ (Stuttgart: Cotta 1819)

# 1. Erstes Buch – Moganni Nameh – Buch des Sängers

## 1. Moganni Nameh – Buch des Sängers

*Zwanzig Jahre ließ ich gehen ...*

Zwanzig Jahre ließ ich gehen  
Und genoß was mir beschieden;  
Eine Reihe völlig schön  
Wie die Zeit der Barmekiden.

Diese vier Zeilen bilden den Vorspruch des ersten Buchs. Hier lernen wir den Dichter kennen, der für den Divan verantwortlich ist. Er stellt sich vor und wir werden sehen, dass wir es genaugenommen mit mindestens zwei Autoren und einer Autorin zu tun haben: Nämlich mit Goethe, der die Feder geführt hat, gelegentlich mit Marianne von Willemer, seiner Freundin, daneben aber auch mit dem persischen Dichter Hafis. Der kommt teils durch seine eigenen Verse zu Wort, meist aber dadurch, dass Goethe in Hafis Namen schreibt; zuweilen vereint sich Goethe auch mit Hafis, wenn er in den Versen ICH sagt. Und eine weitere Person muss immer mitgedacht werden, wenn Goethe vom Sänger oder Dichter spricht. Es ist der Dichter oder die Dichterin an sich. Die Verhältnisse in diesem Buch sind also von allem Anfang an nicht ganz so klar, wie es leichterem Verständnis dienlich wäre. Wir werden aber sehen, dass man vielen Gedichten auch dann etwas abgewinnen kann, wenn man sich um die Mehrschichtigkeit der Aussagen nicht so sehr kümmert, sich stattdessen mit dem Vergnügen am Klang und Sang und Reim und Rhythmus zufrieden gibt und sich bei der Deutung der Worte alle Freiheiten nimmt bis hin zu der, ihnen einfach keine bestimmte Bedeutung beizumessen.

Aus all diesen und noch mehr Gründen heißt das erste Buch Moganni Nameh – Buch des Sängers. Hier noch einmal das erste Gedicht:

*Zwanzig Jahre ließ ich gehen ...*

Zwanzig Jahre ließ ich gehen  
Und genoß was mir beschieden;  
Eine Reihe völlig schön  
Wie die Zeit der Barmekiden.

Von zwanzig schönen Jahren ist die Rede. Hat hier irgendjemand zwanzig schöne Jahre hintereinander erlebt? Das wäre ein Wunder. Die Erfahrung lehrt, dass zwanzig schöne Minuten schon eine ganz schön lange Zeit sein können. Die Zeit der Barmekiden soll eine glückliche Zeit des Ausgleichs

zwischen verschiedenen Strömungen des Islam gewesen sein. Sie dauerte von etwa 750 bis 800 nach Christus. Die Barmekiden waren eine Großfamilie, die sich von Zarathustra herleitete, dem sagenhaften, irgendwann um 1000 vor Christus anzusetzenden Gründer der nach ihm benannten monotheistischen Religion. Diese, wie die Zeitungen heute vielleicht formulieren würden: *Großfamilie vermutlich nordafrikanischen Aussehens* besetzte in den rund 50 Jahren ihres Wirkens wichtige Staatsämter. Sie wurde unter ungeklärten Umständen im Jahr 803 nach Christus von der Macht entfernt. Zarathustra kam dann später wieder, mit Nietzsche, aber das war ein gutes halbes Jahrhundert nach Goethe.

Das Gedicht ist sehr kurz und die Aussage ist auf den ersten Blick dürftig: Der Dichter sagt, er hatte zwanzig schöne Jahre – Glückwunsch, kann man nur antworten, und was hilft mir nun die Information? Bei modernen Gedichten ist das natürlich öfter so, dass man, sagen wir es vorsichtig, die Relevanz der Information nicht sofort in ihrer vollen Reichweite erfasst. Gerne nehmen wir dann auch den Hinweis des Literaturwissenschaftlers entgegen, dass die *Relevanz* das Problem ist, nicht das *Relevanzdefizit*. Mit anderen Worten, wer nach Sinn sucht, ist selber schuld. Aber zurück zu Goethe. Vielleicht weist Goethe mit dem Verweis auf die 20 Jahre auf seine eigene Biographie hin, in der es, beginnend mit der Italienreise 1786 und jäh endend mit der Besetzung Weimars durch Napoleon 1806, eine sehr glückliche Phase gab. Vielleicht liegt hier auch ein allgemeingültiger Verweis darauf, dass künstlerisches Schaffensglück begünstigt wird durch Lebensglück, was immer im Einzelnen darunter zu verstehen sein kann.

Für die vier Eingangszeilen des Divan jedenfalls gilt, was für die Zeit der Barmekiden gesagt ist: Eine Reihe völlig schön.

## 2. Hegire (Aussprache korrekterweise wohl [eʒir] – von dem Französischen „Hégire“).

„Hégire“, so heißt das zweite Gedicht im ersten Buch des West-Östlichen Divan. „Hégire“ ist ein religiöser Begriff aus dem Islam. Er bezeichnet die Reise Mohameds nach Medina. Außerdem ist damit generell die religiös motivierte Flucht aus der westlichen, nichtislamischen Zivilisation mit ihren Kämpfen und Brüchen hinein in die als „rein“ und friedlich angesehene Welt des Islam gemeint. Wer die Bilder von mittlerweile 70 Jahren Frieden in Westeuropa und Krieg im Nahen Osten im Kopf hat, mag es kaum glauben: Aber im Gedicht „Hégire“ ist der Westen als Haus des Kriegs gesehen, der (islamische) Osten als Welt des Friedens (Daressalam), in dem der große islamische Heilige herrscht, den Goethe „Chiser“ nennt, Hüter des Lebensquells, des Jungbrunnens, also auch des fröhlichen, unbeschwerten Genießens – so sieht es Goethe.

Noch etwas zur Frage der Himmelsrichtungen: Der West-Östliche Divan hieße nicht so, wie er heißt, wenn er nicht auch von Gegensätzen handelte, also von Paarbildungen. Es sind, wir werden das noch sehen, eine Reihe von Gegensätzen angesprochen: Frau-Mann, Alt-Jung, Christentum-Islam, Tod-Leben, Krieg-Liebe, Weimar-Frankfurt und viele andere mehr. Man kann nun über Gegensätze auf politische Art sprechen, ihre Existenz beklagen, zur Einigkeit aufrufen etc. Man kann aber auch, und das macht Goethe im West-Östlichen Divan, spielerisch mit ihnen umgehen.

*Nord und West und Süd zersplittern ...*

Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern,  
Flüchte du, im reinen Osten  
Patriarchenluft zu kosten,  
Unter Lieben, Trinken, Singen,  
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort, im Reinen und im Rechten,  
Will ich menschlichen Geschlechtern  
In des Ursprungs Tiefe dringen,  
Wo sie noch von Gott empfangen  
Himmelslehr' in Erdesprachen,  
Und sich nicht den Kopf zerbrechen.

Wo sie Väter hoch verehrten,  
Jeden fremden Dienst verwehrten;  
Will mich freun der Jugendschranke:  
Glaube weit, eng der Gedanke,  
Wie das Wort so wichtig dort war,  
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,  
An Oasen mich erfrischen,  
Wenn mit Caravanen wandle,  
Schawl, Caffee und Moschus handle.  
Jeden Pfad will ich betreten  
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder  
Trösten Hafis deine Lieder,  
Wenn der Führer mit Entzücken,

Von des Maulthiers hohem Rücken,  
Singt, die Sterne zu erwecken,  
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken  
Heil'ger Hafis dein gedenken,  
Wenn den Schleyer Liebchen lüftet,  
Schüttelnd Ambralocken düftet.  
Ja des Dichters Liebeflüstern  
Mache selbst die Huris lüstern.

Wolltet ihr ihm dies beneiden,  
Oder etwa gar verleiden;  
Wisset nur, daß Dichterworte  
Um des Paradieses Pforte  
Immer leise klopfend schweben,  
Sich erbittend ew'ges Leben.

Dass die Rettung des Abendlandes durch Patriarchenluft befördert werden soll und dann auch noch aus dem Osten, genauer gesagt: aus dem Orient kommen soll, ist eine der Überraschungen, die Goethe schon ganz am Anfang des „West-Östlichen Divan“ bereithält. Diese Gedichtsammlung erschien, wir erinnern uns, im Sommer 1819 erstmals im Druck. Wer heute Bilder von den Kriegen in der islamischen Welt vor Augen hat, wer die Drohungen hört, die islamische Politiker gegen das Abendland schleudern, der mag es kaum glauben: In Goethes Gedicht ist der Westen, also das Abendland, das Haus des Krieges. Der (islamische) Osten ist dagegen als Welt des Friedens gesehen, einer Welt voller Rosen und Wohlgerüche, voll süßen Weins und lieblichen Gesprächs. Da herrscht ein großer und geheimnisvoller islamischer Heiliger. Goethe nennt ihn „Chiser“, arabisch heißt er heute „Al-Chidir“, türkisch „Hizir“: Er ist nach islamischem Verständnis ein Symbol für die Kraft der Natur, Stellvertreter Allahs, Hüter des Lebensquells, des Jungbrunnens, also auch des fröhlichen, unbeschwerten Genießens – so sieht es Goethe.

Und feiert den heiligen Chiser gleich zu Beginn des West-Östlichen Divan mit einem Gedicht. Gefeierte wird dort auch die islamische Religion – und ausgerechnet das, was uns heute am Islam stört, nämlich die für aufgeklärte europäische Gemüter so schwer zu ertragende Gedankenenge, der Verzicht auf abendländisches Kopfzerbrechen und die kritiklose Unterwerfung unter die religiösen Gebote – all das, was wir als rückständig empfinden, war für Goethe jedenfalls ein bißchen bewundernswert.

Man versteht Goethes Haltung vielleicht besser, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass der West-Östliche Divan zu einer Zeit entstand, als Euro-

pa gerade die Schrecken der Napoleonischen Kriege hinter sich hatte und um eine Friedensordnung rang. Goethe kannte den Krieg, zwar hatte er ihn nicht als Soldat erlebt, aber als Schlachtenbeobachter im Tross des Weimarer Herzogs Carl August. Und Goethe war politisch konservativ. Er glaubte, dass es dauerhaften Frieden, wenn überhaupt, nicht durch nationalistische und demokratische Experimente geben könne, sondern nur durch verlässliche Ordnung und kulturelle Bildung. Über all das spricht er aber nicht wie Historiker und Politiker sprechen, sondern als Poet, mit feiner Ironie und leicht, als wäre es ein großes Spiel. Ein Kommentator unserer Tage, Dirk von Petersdorff, schrieb: „Das Gedicht strotzt geradezu vor Sinnlichkeit: Die Patriarchenluft wird gekostet, es wird geliebt, getrunken und gesungen, die Menschen sind in Bewegung, erfreuen sich an Waren, ‚Schawl, Caffee und Moschus‘, ebenso wie am Sternenhimmel. Das scheinbar Hohe und das scheinbar Niedere gehören noch zusammen, und deshalb ist der Weg von den Bädern und Schenken zur Pforte des Paradieses auch nur ein paar Verse lang.“

„Hegire“ schrieb Goethe übrigens am 24. Dezember 1814. Für ihn war das eine Art, Weihnachten zu feiern.

### 3. Segenspfänder

Das Gedicht „Segenspfänder“ ist das dritte Gedicht des Ersten Buchs im West-Östlichen Divan. Es befasst sich mit verschiedenen Gegenständen, die im Dienste des Aberglaubens stehen: Talisman (glücksbringender Gegenstand, der am Körper getragen wird), Amulett (wie der Talisman ist auch das Amulett ein irgendwie in der körperlichen Nähe des Nutzers zu tragender Gegenstand, der Glück bringt, aber auch Unheil abwenden kann). Dann wäre da noch das Skapulier (über der Ordenstracht getragener Schulterüberwurf – großes Skapulier – oder „kleines Skapulier“: Unter der Oberkleidung am Körper zu tragende, bestickte Stoffflecken), Inschrift, Abraxas (das höchste Unwesen, als Person gedacht, Gott und Teufel zugleich, in unterschiedlichen Formen – z. B. Schlange, Hahn etc., vgl. auch das Wort „Abrakadabra“) und Siegelring (Zauberring). Goethe zeigt im Gedicht ein offenkundig ironisch gebrochenes, spielerisches Verhältnis zum Aberglauben, wie er es wohl auch bei Hafis annahm. Natürlich sind die „Segenspfänder“ keine ernstgemeinten Zaubersprüche, das ist spätestens bei den beiden Zeilen klar, in denen sich Frauen etwas kalauerhaft am „Talisman“ erbauen. Auf der anderen Seite ist der Aberglaube gewiss eine Art Schrumpfform der Faszination des Menschen für das Unerklärbare in der Welt, man könnte auch sagen für das Religiöse. Als Künstler kommt man an diesem Punkt nicht vorbei: Die Grundannahme, ohne die Künstler vermutlich nicht an ihre Kunst glauben könnten, ist ja die, dass bei gleichem Inhalt eine spezifische Form, also die materielle Gestalt, geistig-seelische Wirkungen hat, die eine kunstlose, nur auf Informationsver-

mittlung ausgerichtete Form nicht hervorzubringen in der Lage ist. Kunst setzt irgendeine Form der Auseinandersetzung mit Religion im weitesten Sinne voraus und wenn es der Verstoß gegen ein religiöses Kunstverbot ist.

### *Segenspfänder*

*Talisman* in Karneol,  
Gläub'gen bringt er Glück und Wohl;  
Steht er gar auf Onyxgrunde,  
Küß' ihn mit geweihtem Munde!  
Alles Übel treibt er fort,  
Schützet dich und schützt den Ort:  
Wenn das eingegrabne Wort  
Allahs Namen rein verkündet,  
Dich zu Lieb' und Tat entzündet.  
Und besonders werden Frauen  
Sich am Talisman erbauen.

*Amulette* sind dergleichen  
Auf Papier geschriebne Zeichen;  
Doch man ist nicht im Gedränge  
Wie auf edlen Steines Enge,  
Und vergönnt ist frommen Seelen,  
Längre Verse hier zu wählen.  
Männer hängen die Papiere  
Gläubig um, als Skapuliere.

Die *Inscript* aber hat nichts hinter sich,  
Sie ist sie selbst und muß dir alles sagen,  
Was hinterdrein mit redlichem Behagen  
Du gerne sagst: „Ich sag' es! Ich!“

Doch *Abraxas* bring ich selten!  
Hier soll meist das Fratzenhafte,  
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,  
Für das Allerhöchste gelten.  
Sag' ich euch absurde Dinge,  
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Ein *Siegelring* ist schwer zu zeichnen,  
Den höchsten Sinn im engsten Raum;  
Doch weißt du hier ein Echtes anzueignen,  
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum.

Das Internet ist auch so ein magisches Wunderding, wo man wie durch Geisterhand in Sekundenbruchteilen durch einen kleinen Tastendruck den Inhalt ganzer Bibliotheken zur Verfügung hat. Auf der Suche nach Worten Goethes über den Aberglauben fand ich u. a. dies:

„Wir sind nicht Herren unseres Aberglaubens und unserer Hoffnungen.“  
Brief an Carl Friedrich Zelter, 29. Mai 1817

„Der Aberglaube ist ein Erbteil energischer, großtätiger, fortschreitender Naturen.“

Geschichte der Farbenlehre, 3. Abteilung. Zwischenzeit. Roger Bacon, 13. Jh.

„Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens; deswegen schadet's dem Dichter nicht, abergläubisch zu sein.“

Maximen und Reflexionen. Aphorismen und Aufzeichnungen. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hg. von Max Hecker, Verlag der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1907. Aus Kunst und Altertum, 4. Bandes 2. Heft, 1823

„Eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfnis zu befriedigen. [...] Denn wer kann sagen, [...] daß er sich nicht neben dem ernstesten Tun und Leisten, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurteil hinhalte.“  
Naturwissenschaftliche Schriften, 1784–1810. Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, 3. Abteilung. Zwischenzeit. Roger Bacon

#### **4. Freisinn**

*Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!*

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!  
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!  
Und ich reite froh in alle Ferne,  
Über meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat euch die Gestirne gesetzt  
Als Leiter zu Land und See,  
Damit ihr euch daran ergetzt,  
Stets blickend in die Höh.

Soviel Jugendlichkeit, so viel Aufbruch, so viel Freiheitsglück im Gedicht eines 70-jährigen Mannes. Dazu kann ich gar nichts sagen. 8 Zeilen reiner Frei-

sinn. Es kommt ganz selten vor, dass ich mich so fühle: Über meiner Mütze nur die Sterne. Über den Sternen nur „Er“. Ein wohlmeinender Gott, der die Auffassung vertritt, den Blick in die Höhe auf die Sterne zu richten, sei erstens eine Freude und zweitens zur Orientierung auf der Welt ausreichend.

## 5. Talismane

„*Talismane*“

Gottes ist der Orient!  
Gottes ist der Occident!  
Nord- und südliches Gelände  
Ruht im Frieden seiner Hände.

---

Er der einzige Gerechte  
Will für jedermann das Rechte.  
Sey, von seinen hundert Namen,  
Dieser hochgelobet! Amen.

---

Mich verwirren will das Irren;  
Doch du weißt mich zu entwirren.  
Wenn ich handle, wenn ich dichte,  
Gib du meinem Weg die Richte.

---

Ob ich Ird'sches denk' und sinne  
Das gereicht zu höherem Gewinne.  
Mit dem Staube nicht der Geist zerstoben  
Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.

---

Im Atemholen sind zweyerley Gnaden:  
Die Luft einzieh'n, sich ihrer entladen.  
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;  
So wunderbar ist das Leben gemischt.  
Du danke Gott, wenn er dich preßt,  
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Diese 5 Gedichte sind selbsterklärend. So einfach, fast wie ein Volkslied oder Schlager in der Form, so plausibel scheint die Botschaft. Etwas Verwirrung ist aber doch darin. Gott zum Beispiel ist im 1., 2. und 5. Talisman als dritte Person angesprochen, im 3. als Du. Im 5. Talisman ist das „Du“ jemand anderer, ein vielleicht in seiner Gattungszugehörigkeit angesprochener Mensch. Ein dichterisches ICH spricht in allen Talismanen, vom 3. bis 5. sogar explizit. Es gibt eine Dreiheit: Einatmen, Ausatmen und Lebensluft. Ich und Du und Gott.

## 6. Vier Gnaden

### *Vier Gnaden*

Daß Araber an ihrem Teil  
Die Weite froh durchziehen,  
Hat Allah zu gemeinem Heil  
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erst, der besser schmückt  
Als alle Kaiserkronen;  
Ein Zelt, daß man vom Orte rückt,  
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beschützt  
Als Fels und hohe Mauern;  
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,  
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen sing ich ungestört  
Von ihrem Shawl herunter;  
Sie weiß recht wohl, was ihr gehört,  
Und bleibt mir hold und munter,

Und Blum und Früchte weiß ich euch  
Gar zierlich aufzutischen;  
Wollt ihr Moralien zugleich,  
So geb ich von den frischen.

Wenn man länger über die Form nachdenkt, kann man alles in Zahlen und Strukturen auflösen, z. B. findet man heraus, dass dieses Gedicht, das „Vier Gnaden“ heißt, aus fünf Vierzeilern besteht, kreuzweise, also nach dem Schema a/b/a/b gereimt ist, und zwar mit abwechselnd männlichen und weiblichen Endungen und dass das Versmaß der Jambus ist, was man gern

als Hinweis auf eine gewisse Leichtigkeit und Beschwingtheit des Tonfalls verstanden wird. Wenn man nicht so lange zählen will, sondern einfach den Titel des Gedichts bei Google eingibt, stößt man auf [www.eslam.de](http://www.eslam.de), eine Webseite, die sich zum Ziel gesetzt hat, für den islamischen Glauben zu werben und Missverständnisse auszuräumen. Wörtlich heißt es auf der Startseite:

„In einer Zeit der zunehmenden Verunsicherung in der westlichen Welt gegenüber dem Islam und den Muslimen, teilweise bedingt durch unzureichende Wissensvermittlung der Muslime selbst und teilweise bedingt durch verbreitete Unwahrheiten mancher so genannter ‚Islam-Experten‘ aus dem nichtmuslimischen Bereich, entstehen viele Vorurteile, Gerüchte und Missverständnisse.

Die Enzyklopädie des Islam will versuchen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen und durch sachliche, wissenschaftlich abgesicherte und überprüfbare Informationen über den Islam, eine stetig wachsende Quelle für das Wissen über den authentischen Islam für alle deutschsprachigen Interessierten kostenfrei bereit zu stellen. Damit soll ein Beitrag für Frieden geleistet und ein konstruktives Miteinander zum Wohl der gemeinsamen Gesellschaft erleichtert werden.

Das Projekt ist gewidmet dem erwarteten Erlöser Imam Mahdi (a.) – möge er bald erscheinen.

Das Projekt steht unter der wissenschaftlichen Aufsicht von Dr. Y. Özoguz und wird getragen durch Förderung.“

Auf der Webseite findet man dann noch Werbung für islamische Beerdigungsinstitute, muslimische Badekleidung, Halal-Gelatine und Muslim TV mit Nachrichten über die friedlichen Absichten des islamischen Führers Chamenei. Das Ganze hat irgendwie den Anstrich von bitter entschlossener Weltoffenheit, wie sie sich alle gutartigen Sektierer zu geben versuchen. Aber, immerhin, bei [www.eslam.de](http://www.eslam.de) gibt es den vollständigen Text des West-Östlichen Divan von Goethe. Das ist ja immerhin ein Zeichen.

## **7. Geständnis**

In den letzten zehn Jahren habe ich sehr viele Lyrik-Lesungen besucht, manche davon auch selber veranstaltet. Ich höre gern Lyrik, um das klarzustellen. Was ich nicht gern höre, ist zu viel Lyrik. Denn gerade gute Gedichte brauchen ungefüllten Raum und leere Zeit um sich herum. Deshalb wäre mein Rat an Lyriker: Lesen Sie immer mindestens ein Drittel weniger als Sie ursprünglich geplant haben. Lesen Sie lieber ein Gedicht vom Anfang am Ende nochmal. Fügen Sie zwischendurch Schweigeminuten ein oder reden Sie von ganz etwas anderem oder machen Sie

einen Witz. Oder lesen Sie einfach dies kleine Goethe-Gedicht aus dem West-Östlichen Divan vor, es passt fast immer. Das Gedicht heißt „Geständnis“.

### *Geständnis*

Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer!  
Denn bei Tage verrät's der Rauch,  
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.

Ferner ist schwer zu verbergen auch  
Die Liebe; noch so stille gehegt,  
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.

Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht;  
Man stellt es untern Scheffel nicht.  
Hat es der Dichter frisch gesungen,  
So ist er ganz davon durchdrungen.  
Hat er es zierlich nett geschrieben,  
Will er, die ganze Welt soll's lieben.  
Er liest es jedem froh und laut,

Ob es uns quält, ob es erbaut.

## **8. Elemente**

Und wenn eine Dichterin feststellt, dass sie mit ihrem Vortrag das Publikum mehr gequält als erbaut hat, dann kann sie dem West-Östlichen Divan ein Rezept entnehmen, welche Zutaten man braucht, um ein Lied zu schreiben, das Laien gerne mitempfinden und das die Meister mit Freuden hören.

### *Elemente*

Aus wie vielen Elementen  
Soll ein echtes Lied sich nähren,  
Daß es Laien gern empfinden,  
Meister es mit Freuden hören?

Liebe sei vor allen Dingen  
Unser Thema, wenn wir singen;  
Kann sie gar das Lied durchdringen,  
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen  
Und Rubin des Weins erglänzen:  
Denn für Liebende, für Trinker  
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefordert,  
Daß auch die Drommete schmettre;  
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,  
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerlässlich,  
Daß der Dichter manches hasse;  
Was unleidlich ist und häßlich,  
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger, dieser viere  
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,  
Hafis gleich wird er die Völker  
Ewig freuen und erfrischen.

Ja, wir haben richtig gehört: Liebe, Wein, Krieg, Hass auf das Hässliche – das sind die vier Elemente, die für Goethe hier den Stoff der Dichtung ausmachen. Sex, Alkohol, Kampf und Verbrechen. Man studiere die lyrische Dichtung der 2000er Jahre in Deutschland – wovon handelt sie? Ich fürchte, mehr Schachtelhalme und Giersch, lauter Themen, über die man sich eigentlich nicht streiten kann, die uns vielleicht interessieren, aber niemals befeuern können.

## 9. Erschaffen und Beleben

Einer der Gründe, aus denen Goethe ein wahrer deutscher Nationaldichter ist, liegt in seiner Bereitschaft zu vollständiger intellektueller Anspruchslosigkeit. Im West-Östlichen Divan stellt Goethe diese Bereitschaft durch das Trinklied „Erschaffen und Beleben“ unter Beweis. Besonders tief sinnig geht er die Sache nicht an. Die Botschaft lautet: Der Mensch ist erst dann ganz Mensch, wenn er einen Bierhumpen heben kann. Das unterscheidet sich inhaltlich nicht so sehr stark von dem berühmten Ballermann-Song „Aua, Aua, Aua im Kopf“. Aber die übrigen Zeilen zeigen dann doch: Goethe ist ein feiner Geist. Es gibt nämlich zwei Wörter in dem Gedicht, die im Zusammenhang eines deutschen Trinkliedes fremd klingen. Das eine ist Hafis, also der Name des orientalischen Dichters, das andere Wort heißt „Elohim“. Mit „Elohim“ sind die Götter gemeint. Das Wort kommt im Alten Testament vor, was eigentlich merkwürdig ist, da der jüdische Glaube an

sich nur einen Gott kennt und das Volk Gottes jahrtausendlang für diesen einen Gott gegen die Vielgötterei und Götzenverehrung anderer orientalischer Religionen kämpft. Vielleicht liegt der Grund darin, dass, wie so oft, das, was man am schärfsten bekämpft, auch das ist, was man in den Geheimkammern seines Herzens am heftigsten liebt:

### *Erschaffen und beleben*

Hans Adam war ein Erdenkloß,  
Den Gott zum Menschen machte,  
Doch bracht er aus der Mutter Schoß  
Noch vieles Ungeschlachte.

Die Elohim zur Nas' hinein  
Den besten Geist ihm bliesen,  
Nun schien er schon was mehr zu sein,  
Denn er fing an zu niesen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf  
Blieb er ein halber Klumpen,  
Bis endlich Noah für den Tropf  
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,  
Sobald er sich benetzt,  
So wie der Teig durch Säuerung  
Sich in Bewegung setzt.

So, Hafis, mag dein holder Sang,  
Dein heiliges Exempel,  
Uns führen, bei der Gläser Klang,  
Zu unsres Schöpfers Tempel.

## **10. Phänomen**

Einer der Gründe, aus denen Goethe ein wahrer deutscher Nationaldichter ist, liegt in seiner Fähigkeit zum Zusammendenken hoher intellektueller Ansprüche mit einfachster Erfahrung. Es gibt viele Juristen, die von sich behaupten, mit Naturwissenschaften nichts am Hut zu haben. Es gibt viele Meteorologen, die es nicht ehrenrührig finden, zu bekennen, dass sie keinen Zugang zu zeitgenössischer Lyrik haben. Und ich kenne sehr viele Lyrikerinnen, die jegliche Beschäftigung mit juristischen Problemen ablehnen und für Fragen der physikalischen Optik, zum Beispiel was bunte und

weiße Regenbögen betrifft, keinen Sinn haben. Ob sie wissen, dass Phoebus der Sonnengott ist – nun, vielleicht ja. Es gibt nicht wenige Juristen, Lyrikerinnen, Physiker und Kenner der alten Götterwelt, die jeden Dialekt-Anklang in ihrem Sprechen zu vermeiden trachten. Goethe war Jurist, was man unter anderem an seinem manchmal bis in die Gedichte reichenden „Zwar-Aber“-Gestus merkt, er forschte über Optik und Meteorologie, er war Lyriker, konnte Latein und Griechisch und reimte „betrüben“ auf „lieben“, was man nur dann kann, wenn man ein völlig unverkrampftes Verhältnis zu einem entweder sächsischen oder hessischen Dialekt hat. Goethe war ein Phänomen, auch im Alter von 65 Jahren, als er dieses kleine Divan-Gedicht schrieb:

### *Phänomen*

Wenn zu der Regenwand  
Phöbus sich gattet,  
Gleich steht ein Bogenrand  
Farbig beschattet.

Im Nebel gleichen Kreis  
Seh ich gezogen,  
Zwar ist der Bogen weiß,  
Doch Himmelsbogen.

So sollst du, muntre Greis,  
Dich nicht betrüben,  
Sind gleich die Haare weiß,  
Doch wirst du lieben.

## **11. Liebliches**

Die Hégire ist eine Reise. Eine rituelle Reise, eine Reise in den Osten, eine Reise zum Anfang, zu Gott. So sehen es die gläubigen Muslime. Und der moderne Mensch pilgert ja auch gern, z. B. auf Jakobswegen nach Santiago de Compostela oder, wenn er den Götzen des Konsums dient, zur I-phone-X-Release-Party nach Las Vegas, wo es fast so bunt aussieht wie in einer Moschee in Schiras. Goethe ist in der Zeit, als er am West-Östlichen Divan schrieb, des Öfteren zwischen dem Westen und dem Osten Deutschlands gereist, von Weimar nach Wiesbaden zum Beispiel, also Thüringen-Rheingau, und zurück natürlich auch. Die Reisen dienten zu Kuraufenthalten oder zu Kurschattenaufenthalten. Um eine junge Frau ging es dabei besonders, Marianne von Willemer, die sich um den West-Östlichen Divan große Verdienste erwiesen hat.

Ich bin 2001 von Köln nach Weimar gezogen und die Strecke von Weimar Richtung Westen und zurück bestimmt hundertmal mit dem Auto auf der A 4 gefahren. Es waren keine rituellen Reisen, es ging auch nicht um Kuren oder ihre Schatten, es war beruflich bedingt. Ich hatte nie eine Neigung zum Osten wie ich überhaupt nicht poetisch genug veranlagt bin, um mir das Glück als eine Frage der Himmelsrichtungen, ja überhaupt des greifbaren Raums vorzustellen. Das Kirchenlied „Wir sind nur Gast auf Erden / und wandern ohne Ruh / Mit mancherlei Beschwerden / Der ewigen Heimat zu“ habe ich als Kind gern gesungen, aber unter der „ewigen Heimat“ habe ich mir nie etwas Handfestes, Schönes vorstellen können, bestenfalls eine Schatten-Nekropole, schon das Wort Heimat klang für mich nach düsteren Gassen und Fabrikhof in Wuppertal-Oberbarmen. Trotz alledem und trotz der durchindustrialisierten Felderwirtschaft gibt es schöne Blicke von der A 4 auf die Gegend rund um Erfurt, wo so oft Krieg war, hier und da erwischt man eine kleine wilde Ansiedlung von Mohnblumen. Und wenn man an einem Sommerabend von Westen Richtung Osten fährt, dann kann es passieren, dass einem das atemberaubendste Orange der Welt von hinten in den Rückspiegel leuchtet.

### *Liebliches*

Was doch Bunt es dort verbindet  
Mir den Himmel mit der Höhe?  
Morgennebelung verblindet  
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelte des Wesires,  
Die er lieben Frauen baute?  
Sind es Teppiche des Festes,  
Weil er sich der Liebsten traute?

Rot und weiß, gemischt, gesprenkelt,  
Wüßt ich Schönres nicht zu schauen;  
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras  
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja, es sind die bunten Mohne,  
Die um Erfurt sich erstrecken  
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,  
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Gescheute  
Nutzend Blumenzierde pflegen

Und ein Sonnenschein, wie heute,  
Klären sie auf meinen Wegen!

Ich gebe zu, dass die zweite Zeile der vierten Strophe, also die Worte „die um Erfurt sich erstrecken“, von Goethe später ersetzt wurde durch „Die sich nachbarlich erstrecken“, aber das geschah nicht, weil Goethe etwas gegen Erfurt gehabt hätte, sondern um der Allgemeingültigkeit des Bildes der bunten Mohne willen, ja, vielleicht sogar, weil man Mohn, wenn er im Zusammenhang mit Erfurt erwähnt wird, nicht ganz die berauschte Wirkung zutraut, die Goethe mit der Erwähnung des Mohns vielleicht auch wecken wollte.

## 12. Zwiespalt

### *Zwiespalt*

Wenn links an Baches Rand  
Cupido flötet,  
Im Felde rechter Hand  
Mavors drommetet,

Da wird dorthin das Ohr  
Lieblich gezogen,  
Doch um des Liedes Flor  
Durch Lärm betrogen.

Nun flötet's immer voll  
Im Kriegesthunder,  
Ich werde rasend, toll;  
Ist das ein Wunder?

Fort wächst der Flötenton,  
Schall der Posaunen.  
Ich irre, rase schon;  
Ist das zu staunen?

Krieg und Liebe – für mich, der in den *flower-power*-Zeiten großgeworden ist, zwei gegensätzliche Dinge, zwischen denen man sich entscheiden musste und zwischen denen sich zu entscheiden sehr sehr leicht fiel. Liebe ist gut und Krieg furchtbar. Ein gespaltenes Gefühl kann es da eigentlich nicht geben. Das war anders, als der Krieg noch als etwas gelten durfte, das individuell erlebbar schien. Man konnte tapfer sein im Krieg, man konnte ein guter Kamerad sein, für eine gute Sache kämpfen – zumindest konnte man

sich das alles einbilden. Heute ist das, wenn überhaupt, nur noch selten möglich. Die *minima moralia* haben sich verändert und vor allem hat sich der Krieg verändert. Hektor und Achill gibt es nicht mehr. Der Kriegsverächter Thersites hat gewonnen.

Der Zwiespalt, um den es in dem Gedicht Goethes geht, ist also der zwischen Liebe und Krieg. Cupido ist die Göttin der sexuellen Begierde, sie läuft zwar mit Pfeil und Bogen herum, greift aber auch gern zur Flöte. Mavors heißt eigentlich Mars, ist Kriegsgott, und übertönt mit dem Kriegsgedonner (Goethe verwendet das englische Wort thunder statt Donner, vermutlich des Reimes wegen) das Liebesflöten. Das Ich des Gedichts hat das Gefühl, angesichts dieser Lage verrückt zu werden. Und es möchte von seinem Gegenüber, dem Leser, wissen, ob es nicht normal ist, bei so zwiespältiger Lage verrückt zu werden.

Die Zeit, in der Goethe den West-Östlichen Divan schrieb, war in Deutschland eine Zeit des Krieges. Es gab Tage in Weimar, da wurden die Leichname von Soldaten mitten in der Stadt aufgestapelt. In dieser Zeit über Liebesspiele zu schreiben, stand in einem Unverhältnis zur kriegerischen Wirklichkeit. Indem Goethe die beiden letzten Strophen mit Fragen enden lässt, trägt er den Zwiespalt an den Leser heran. Es ist Schönheit, es ist Krach, es ist Edelmut, es ist Mord, es ist Liebe, es ist Krieg, wie kann ich da ruhig bleiben?

Es gibt einen Aufsatz des Philosophen Georg Simmel (1858–1918) mit dem Titel: „Einheit und Zwiespalt – Zeitgemäßes in Goethes Weltanschauung“. Den Aufsatz schrieb Simmel 1915, als man sah, in welcher blutigen Katastrophe sich das eigentlich so geistvolle und hochentwickelte Europa stürzte, indem es den Krieg immer unerbittlicher und grausamer führte. Ich will daraus einige Sätze zitieren:

„Für Goethe lebt alles reale und ideelle Dasein in der Form der Polarität, jede Einheit spaltet sich in Gegensätze, ruft Gegensätze hervor, in einem unendlichen Prozess löst Entzweiung und Vereinheitlichung einander ab. Und dies eben ist die einheitliche Formel des Weltgeschehens. Wie die Gegensätze der Dinge nicht starr nebeneinander liegen, sondern gerade durch ihre Wechselwirkung eine lebendige Einheit formen, so hebt sich dies Prinzip auf die höchste allgemeinste Stufe, indem die Einheit der Dinge und die Entzweiheit der Dinge selbst wieder ein solches Gegensatzpaar bilden, zusammenwirken zur Einheit in einem nun absoluten Sinne; vorher hatte sie nur den relativen, in dem ihr noch die Entzweiheit als ihr Gegenpart gegenübersteht. Hier handelt es sich um den Schlussstein, zu dem die Seiten des Goetheschen Weltbaus aufstreben.“

Vielleicht ist das Zittern der Ungewissheit, ob es eine Rettung gibt oder nicht, der eigentliche Weltzustand.

Wir können vielleicht auch an Hegel denken: „Die Dialektik hat ein positives Resultat, weil sie einen bestimmten Inhalt hat oder weil ihr Resultat wahrhaft nicht das leere, abstrakte Nichts, sondern die Negation von gewissen Bestimmungen ist, welche im Resultate eben deswegen enthalten sind, weil dies nicht ein unmittelbares Nichts, sondern ein Resultat ist“ (Hegel 1817, § 82).

### 13. Im Gegenwärtigen Vergangenes – Überblendungen

*Ros' und Lilie morgentaulich ...*

Ros' und Lilie morgentaulich  
Blüht im Garten meiner Nähe;  
Hinten an, bebuscht und traulich,  
Steigt der Felsen in die Höhe;  
Und mit hohem Wald umzogen  
Und mit Ritterschloß gekrönt,  
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,  
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftet's wie vor alters,  
Da wir noch von Liebe litten  
Und die Saiten meines Psalters  
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;  
Wo das Jagdlied aus den Büschen  
Fülle runden Tons enthauchte,  
Anzufeuern, zu erfrischen,  
Wie's der Busen wollt und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,  
So ermutigt euch mit diesen,  
Was ihr sonst für euch genossen.  
Läßt in andern sich genießen.  
Niemand wird uns dann beschreien,  
Daß wir's uns alleine gönnen;  
Nun in allen Lebensreihen  
Müsst ihr genießen können.  
Und mit diesem Lied und Wendung  
Sind wir wieder bei Hafisen,  
Denn es ziemt, des Tags Vollendung  
Mit Genießern zu genießen.

Gegensätzliches kann gleichzeitig an verschiedenen Orten auftreten, es kann sich auch in zeitlicher Folge an einem Ort zeigen. Als junger Mensch ist einem die Welt jung. Ich habe immer fest daran geglaubt, dass die Bäume speziell für mich blühten. Und wenn sie nicht blühten, war es ein Zeichen, dass irgendwo im Himmel gegen mich gearbeitet wurde. Als ich alt zu werden begann, wunderte ich mich, warum die Bäume und die Blumen und überhaupt das ganze Leben einfach weitersprosst, obwohl ich selbst als die zweifellos wichtigste Person kein wirklich egoistisches und damit ehrliches Interesse für die Tätigkeit des Sprossens aufbringen konnte.

Manchmal ergreift mich ein sonderbares Gefühl der Gleichzeitigkeit von Vergangenheit und Gegenwart, ich sehe mich selbst in meinem Sohn, ich sehe meine Kinderangst in meinem Gesicht vor dem Spiegel.

„Ein Gefühl (...), das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, Jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.“

Sagt Goethe und doch rät er, so wie man einen Tag beim Weine genussvoll beendet, so soll man es auch mit dem Leben machen. Wenn es sich zu neigen beginnt – was dann der Fall ist, wenn man sich zu fragen beginnt, welchen Sinn es hat, dass das Sprossen der Bäume nichts mit der eigenen Jugend zu tun hat, sondern dass die Wälder kommentarlos weitersprossen – also am Lebensabend die gute Laune nicht verlieren: „Denn es ziemt des Tags Vollendung / Mit Genießern zu genießen.“

## 14. Lied und Gebilde

*Mag der Grieche seinen Ton ...*

Mag der Grieche seinen Ton  
Zu Gestalten drücken,  
An der eignen Hände Sohn  
Steigern sein Entzücken;  
Aber uns ist wonnereich  
In den Euphrat greifen,  
Und im flüßgen Element  
Hin und wider schweifen.

Löscht ich so der Seele Brand,  
Lied es wird erschallen;  
Schöpft des Dichters reine Hand,  
Wasser wird sich ballen.

Diesen letzten Satz, dass sich Wasser ballen wird, wenn des Dichters reine Hand schöpft, diesen Satz, so kam es mir beim ersten Lesen vor, diesen Satz mit dem Wasser und dem Ballen, habe ich irgendwo schon gehört. Er klingt nach „Worte können Berge versetzen“ oder „Gesang macht Tote wieder lebendig“. Es spricht sich ein Glaube aus, der der Dichtkunst Wunderkraft, nämlich die Überwindung oder Außerkraftsetzung physikalischer Gesetze, zutraut. Denn auf natürliche Art ballt sich Wasser doch eher nicht. Warum sollte es auch, mag sich fragen, wer nicht so leicht von dichterischen Bildern ergriffen ist. Tatsächlich würde es beim hergebrachten Tun des Wassers, nämlich dem Fließen, erheblich stören, wenn es plötzlich begänne, sich zu Kugeln zu formieren.

Das Bild vom „Wasserballen“ stammt möglicherweise nicht von Goethe. Im Vorwort zu Hartman von Aues „Armem Heinrich“ von 1815 schreibt Grimm, dass „außer in der Volkspoesie es nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben sei, mit ihren reinen Händen (...) das Wasser zu Kugeln zu ballen, welches andere, um es zu tragen, in irdische Gefäße schütten müssen.“ Hier wird der gute Sinn des Wasserballens auch deutlicher: Es geschieht zu Transportzwecken. Man braucht keine Krüge, man kann es in Netzen oder Körben befördern. Allerdings wäre das auch wieder nicht ganz so schön, wie es auf Anhieb scheint. Denn gerade das Fließende des Wassers erfreut uns besonders. In Kugeln ließe sich nicht so gut baden und man kann auch nur im Flüssigen die Hand hin und widerschweifen lassen.

Die Arbeit des griechischen bildenden Künstlers, der Ton kneten muss, um eine feste Form herzustellen, wirkt anstrengend gegen die des persischen Lyrikers, der nichts mit den Händen bildet, sondern sie vom Wasser umspielen lässt und sich damit ganz der Laune des Elements hingibt, der Intuition.

Warum das alles? Geht es um Tändelei und nichts dabei? Ein Bekenntnis zum spielenden Menschen? Die letzte Strophe lautet:

Löscht ich so der Seele Brand,  
Lied es wird erschallen;  
Schöpft des Dichters reine Hand,  
Wasser wird sich ballen.

Es gibt anscheinend doch eine tiefere Ursache. Es war Feuer ausgebrochen. Ein Seelenbrand. Goethe war sehr oft verliebt, bis ins 8. Lebensjahrzehnt. Während der Niederschrift des West-Östlichen Divans so um 1814/1815 traf es die 35 Jahre jüngere Marianne von Willemer. Sie war verheiratet, Goethe war verheiratet, man lebte zwei Tagereisen voneinander entfernt, also genügend Voraussetzungen für Unglück in der Liebe. Wenn so ein tragischer Brand mit Gedichten gelöscht werden kann, ist es ein Wunder, fast so schön wie das Herstellen von Bällen aus Wasser.

Übrigens: Während die erste und die dritte Strophe dem Reimschema abab folgen, reimt sich in der zweiten Strophe die Endung der ersten nicht auf die der dritten Zeile. Warum? Vielleicht wollte Goethe den Reim vermeiden, warum das inhaltlich nahe liegen sollte, habe ich bisher nicht herausgefunden. Vielleicht hat Goethe ein Reimwort gesucht, aber kein passendes gefunden und sich dann gesagt, ich lass das Gedicht so unvollkommen. Es gibt kein Naturgesetz, das mir ein solches unvollkommenes Dichten verbietet. Warum also tut er das? Weil er es kann.

## 15. Dreistigkeit – Eine Tugend

Wer häufiger Lesungen mit jungen Dichtern besucht, wird feststellen, dass viele der vorgetragenen Gedichte irgendwie bedeutungsvoll traurig klingen, ohne dass man sagen könnte, wovon die Rede ist. Eine körperlose Ratlosigkeit macht sich im Publikum breit, die manchmal in Schläfrigkeit übergeht, Zustände, die am Ende auch den Dichter zu ergreifen scheinen, der immer zögerlicher spricht, ja stottert und stammelt, was wiederum seine Traurigkeit zu steigern scheint, bis sich allgemein das düstere Gefühl breit machen würde, als säße man in einer Art Vorhölle oder Purgatorium der ewigen Trauer, wenn nicht schließlich von irgendwoher die erlösende Stimme des Vereinsvorsitzenden ertönt, der sich für die wunderbare Stunde der modernen Lyrik bedankt, während er innerlich gerade ein für allemal beschließt, nie wieder eine Lyriklesung zu veranstalten. Das ist die Art von Dichtung und Dichter, die es auch zu Goethes Zeiten gegeben haben muss, denn sonst könnte Goethe nicht mit einem so überschwänglichen Nachdruck vom Dichter die genau gegenteilige Haltung fordern: Der Dichter soll dreist sein! Er soll das Gebrüll seiner Seele zum Material nehmen und in überzeugende Formen bringen, sich beim Vortrag nichts verbieten, vor und während des Vortrags soll er vor allem leben und durch den Vortrag soll er seine Angst überwinden: Alles weg, was sich in den Weg stellt!

### *Dreistigkeit*

Worauf kommt es überall an,  
Daß der Mensch gesundet?

Jeder höret gern den Schall an,  
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf stört!  
Nur kein düster Streben!  
Eh' er singt und eh' er aufhört,  
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang  
Durch die Seele dröhnen!  
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,  
Wird sich selbst versöhnen.

### **16. Übermut – auch eine dichterische Tugend – „Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere.“**

Das Buch des Sängers heißt „Das Buch des Sängers“, weil es vom Beruf des Singens handelt. Das klingt für den heutigen Sprachgebrauch etwas merkwürdig, weil die Worte Sänger und Singen nur noch im Sinne der Ausübung der reproduzierenden Sangeskunst benutzt werden. Und ein Gesangslehrbuch ist das Erste Buch des West-Östlichen Divan gewiss nicht. Schon zu Goethes Zeiten haben die wenigsten Dichter ihre Gedichte selbst gesungen. Die Idee, Lyrik als Gesang zu verstehen, war aber noch wach oder jedenfalls gut bekannt. Auch heute gibt es noch Menschen, die ihre eigenen Texte singen, wir würden sie aber nicht als Dichter bezeichnen, sondern als Liedermacher, in Frankreich vielleicht Chansonniers, in Italien cantautori. Der Ausdruck „Sänger“ ist also im Divan mit dem des lyrischen Dichters gleichzusetzen und folglich handelt das Buch vom Beruf des Dichters. Heute nennt man sowas Poetologie. Und wer poetologische Bekenntnisse heutiger Poeten liest, es gibt jede Menge davon, kommt leicht zu dem Eindruck, es handele sich um eine hochkomplizierte seelische Krankheit aus dem depressiven Formenkreis. Bei Goethe klang das ganz anders. Welche Fähigkeiten und Eigenschaften benötigt der Dichter nach Goethe am dringendsten? Wir haben gerade gelernt, dass der Dichter dreist sein soll. In dem Gedicht „Derb und tüchtig“ setzt Goethe – immerhin als Endsechziger – noch eins drauf. Der Dichter sollte, entgegen allen Lehren der herkömmlichen Moral, eine jugendtypische, ja fast kindliche Eigenschaft haben, die Eltern ihren Kindern gerne frühzeitig auszutreiben versuchen – im Namen der Vernunft. Wer Gedichte schreibt, soll es mit übergroßem Herzen tun, im Übermut. Irgendjemand hat gesagt: Andre verschlafen ihren Rausch, meiner steht auf dem Papiere. Das war Goethes Rat an junge Dichter.

*Derb und tüchtig*

Dichten ist ein Übermut,  
Niemand schelte mich!  
Habt getrost ein warmes Blut,  
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein  
Bitter schmecken mir,  
Würd' ich auch bescheiden sein,  
Und noch mehr als ihr.

Denn Bescheidenheit ist fein,  
Wenn das Mädchen blüht,  
Sie will zart geworben sein,  
Die den Rohen flieht.

Auch ist gut Bescheidenheit,  
Spricht ein weiser Mann,  
Der von Zeit und Ewigkeit  
Mich belehren kann.

Dichten ist ein Übermut!  
Treib' es gern allein.  
Freund' und Frauen, frisch von Blut,  
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt',  
Schwatz' nicht auf mich ein!  
Zwar du machest mich kaputt,  
Nicht bescheiden, nein!

Deiner Phrasen leeres Was  
Treibet mich davon,  
Abgeschliffen hab ich das  
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht  
Halte sie nicht ein:  
Denn wer einmal uns versteht  
Wird uns auch verzeih'n.

## 17. Fast ein Paraklausithyron

Als wenn er es geahnt hätte: Auf der Reise in den Rheingau im Sommer 1814, wenige Tage bevor Goethe die 35 Jahre jüngere Bankiersfrau Mari-  
anne von Willemer traf und sich heftig verliebte, schrieb er das 17. Gedicht  
des West-Östlichen Divans mit dem Titel „Alleben“. Darin ermuntert er den  
Dichter Hafis, in gewisser Weise also sich selbst, einer nicht namentlich ge-  
nannten, aber irgendwie im Süden lebenden Frau ein „zierlich Liedchen“ zu  
singen und zwar vor der Türe ihrer Wohnung oder vielleicht ihres Hauses.  
Die Türschwelle sieht er bereits vor sich: Sie ist, wie in südlichen Gefilden  
zu erwarten, mit Staub bedeckt. Der verliebte Dichter nimmt das aber nicht  
etwa als einen Hinweis auf mangelnde hausfrauliche Reinlichkeit der Schö-  
nen, sondern der Staub, der schöne leichte Staub des Südens regt die Phanta-  
sie des Liebenden an. Ob der Staub auf der Schwelle für die Unberührtheit  
der Dame steht? Der Staub, sagt Goethe, sei einem goldgewirkten Teppich  
vorzuziehen, weil der Staub, verbunden mit zu erwartendem Gewitterregen,  
vielleicht auch erregt durch den Gesang des Dichters, neues fruchtbares Le-  
ben hervorbringt – ein poetischer Zeugungsakt: „Und es grunelt und es grü-  
net / In den irdischen Bezirken“. Auch beim Dichter muss es während der  
Niederschrift heftig gegrunelt haben, sonst hätte er vielleicht nicht, wie in der  
fünften Strophe geschehen, „riechen“ auf „schwiegen“ gereimt. Auf jeden  
Fall ist das Ich des Gedichts doch eher die optimistische Ausgabe des Lovers:  
Anders als im klassischen Genre des Paraklausithyrons, das die alten Grie-  
chen erfanden und die römischen Liebesdichter verfeinerten, hadert er nicht  
mit der Türschwelle, flucht nicht dem Schloss, sondern freut sich darüber,  
dass die Pforte nicht in den Angeln weint.

### *Alleben*

Staub ist eins der Elemente,  
Das du gar geschickt bezwingest,  
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren  
Du ein zierlich Liedchen singest.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle  
Ist dem Teppich vorzuziehen,  
Dessen goldgewirkte Blumen  
Mahmuds Günstlinge beknieen.  
Treibt der Wind von ihrer Pforte  
Wolken Staubs behend vorüber,  
Mehr als Moschus sind die Düfte  
Und als Rosenöl dir lieber.

Staub, den hab ich längst entbehret  
In dem stets umhüllten Norden,  
Aber in dem heißen Süden  
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst, daß liebe Pforten  
Mir auf ihren Angeln schwiegen!  
Heile mich, Gewitterregen,  
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen  
Und der ganze Himmel leuchtet,  
Wird der wilde Staub des Windes  
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und sogleich entspringt ein Leben,  
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,  
Und es grunelt, und es grünnet  
In den irdischen Bezirken.

## 18. Das lyrische Ich einer Motte

„Selige Sehnsucht“ heißt das wahrscheinlich berühmteste Gedicht im gesamten West-Östlichen Divan. Es ist einfach gebaut, fünf Vierzeiler, vierhebige Jamben (in der letzten Strophe dreihebige), man kann es supereinfach auswendig lernen, es ist in seiner Bildsprache leicht verständlich und die Botschaft ebenfalls von so schlichtem Tiefsinn, dass jeder sofort zu verstehen glaubt, worauf die Sache hinausläuft. Es geht um das „Stirb und Werde!“, um die Einsicht, dass Tod und Leben in einem Zusammenhang stehen, der die Dynamik der Existenz herstellt. Allerdings nur für den, der sich der Tragik und dem inneren Widerspruch stellt, sie annimmt und nutzt. So wie die Motte ihr Lebensziel im Flammentod hat, so soll, nach Goethe, der Mensch auf den Tod zugehen, damit neues Leben daraus entstehen kann. Den Tod in dieser Weise zum Ziel des Lebens zu machen, kann einem paradox erscheinen, es ist aber natürlich und wie jeder weiß die nackte Wahrheit. Und sie gilt für alle Lebewesen, da unterscheidet sich die Motte nicht vom Menschen. Das Gedicht wird, wenn man sich im Internet umschaute, von Personalberaterinnen genauso gern für ihre Zwecke der Motivierung (Ihr müsst brennen wie die Motten, Mädels!) herangezogenen wie von Philosophen und Schriftstellerinnen. Das liegt auch deshalb nahe, weil Goethe sich auch an alten Quellen orientiert hat. Im Johannesevangelium heißt es: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben liebt, wird es verlieren; und wer sein Leben in

dieser Welt hasst, wird es zum ewigen Leben bewahren.“ (Joh. 12, 24, 25)  
Den zweiten Satz, der so unangenehm nach Weltverachtung und Bitternis klingt, hätte Goethe vermutlich nicht unterschrieben. Es ging ihm im Gegenteil darum, den Tod als Teil des Guten und Lebendigen zu akzeptieren und damit die Grundtragödie des Menschseins durch einen Lebenssinn zu adeln. Das Gedicht wurde geschrieben am 31. Juli 1814 in Wiesbaden.

### *Selige Sehnsucht*

Sagt es niemand, nur den Weisen,  
Weil die Menge gleich verhöhnet,  
Das Lebend'ge will ich preisen,  
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,  
Die dich zeugte, wo du zeugtest,  
Überfällt dich fremde Fühlung,  
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen  
In der Finsternis Beschattung,  
Und dich reißet neu Verlangen  
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,  
Kommst geflogen und gebannt,  
Und zuletzt, des Lichts begierig,  
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,  
Dieses: Stirb und werde!  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunklen Erde.

## **19. Süßes Rohr**

Hier ist das letzte Gedicht aus dem ersten Buch des West-Östlichen Divan, es hat keinen Titel:

*Tut ein Schilf sich doch hervor ...*

Tut ein Schilf sich doch hervor,  
Welten zu versüßen!

Möge meinem Schreibe-Rohr  
Liebliches entfließen.

Zu den Errungenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts gehört zweifellos die Psychoanalyse. Sigmund Freud hat die Sexualität nicht erfunden, aber er hat sie aus den Kellerwinkeln und Dienstbotenmansarden des Denkens befreit und gezeigt, welche informelle Macht sie von dort ausübten. Für die Literatur hat die psychoanalytische Betrachtungsweise auch Nachteile mit sich gebracht. Unmöglich ist eine unbefangene Verwendung von Worten, deren semantisches Feld auch nur Schatten phallischer oder vaginaler Assoziationen erkennen lässt. Wenn Sie in einem Text erzählen, wie Sie einen Briefkastenschlitz berühren, wird man dies unweigerlich als Metapher für eine bestimmte sexuelle Handlung ansehen. *Mutatis mutandis* wird man dasselbe sagen, wenn Sie in einem Gedicht von Obeliskten träumen oder mit Genuss die Mine aus einem Kugelschreiber hinauschieben.

Sprechen wir also vom Schilfrohr. Man kann es, besonders wenn es jung ist, essen. Es soll recht süß sein. Man kann Schilfrohr auch als Schreibgerät nutzen, indem man es anspitzt und farbige Flüssigkeit aus der Spitze des Rohrs auf Papier bringt. Das Schilfrohr ist ein Rhizom-Geophyt. Rhizom bezeichnet ein erdnahees Sprossachsensystem, Geophyt ist eine Bezeichnung für eine Wuchsform von höheren Pflanzen, die ein unterirdisches Leben haben, bei vielen von ihnen sind auch die Überdauerungsorgane (Erneuerungsknospen) im Erdreich verborgen, damit die Pflanze ungünstige Jahreszeiten überdauert. Mit dem Schilfrohr sind also – auch von der phallischen Form abgesehen – auf jeden Fall genügend sexuelle Funktionalitäten assoziierbar.

Eine besondere, nämlich religiöse Bedeutung hat das Schilfrohr im Islam. In der Sure 96 heißt es:

Lies; denn dein Herr ist Allgütig,  
Der mit dem Schreibrohr lehrt,  
lehrt den Menschen, was er nicht wußte.

Interessant daran ist, dass der Gott des Islam schreibkundig ist. Er schreibt die Gesetze selbst auf. Der jüdisch-christliche Gott schreibt nicht, er diktiert, wie es sich für einen Analphabeten-Chef gehört. Selbst beim jüngsten Gericht unterschreibt Gott die Urteile nicht, sondern überlässt das gewissen Engeln.

Sure 68 trägt den Titel „Das Schreibrohr“. Die ersten Sätze lauten:

Im Namen Allahs, des Gnädigen, des Begnadenden  
1. Nun, und bei der Rohrfeder und bei dem, was sie verzeichnen.

2. Du durch die Gunst deines Herrn kein Besessener.

Der „Hadith“ ist eine Sammlung von Sprüchen Mohameds und einiger enger Freunde. Dort findet sich eine kleine Geschichte über Allah und Mohamed und das Schreibrohr:

In der Version, die Dscha'far ibn Muhammad al-Firyābī (st. 913) in seinem Kitāb al-Qadar anführt, lautet sie:

„Die erste Sache, die Gott – erhaben und mächtig ist er – erschuf, ist das Schreibrohr. Sodann erschuf er den Nūn, das ist das Tintenfass. Dann sprach er zum Schreibrohr: ‚Schreib!‘ Und das Schreibrohr fragte: ‚Was soll ich schreiben?‘ Gott antwortete: ‚Das, was geschehen ist und was sein wird, bis zum Tag der Auferstehung.‘ Das ist die Rede Gottes im Koran: ‚Nūn. Beim Schreibrohr und dem, was sie niederschreiben!‘ Sodann versiegelte er den Mund des Schreibrohrs, so dass es nicht mehr sprechen konnte. Dann erschuf er den Verstand. Und er sprach zum Verstand: ‚Ich werde Dich vollkommen machen bei dem, den ich liebe. Und ich werde Dich unvollkommen machen bei dem, den ich hasse.‘“ (zitiert nach Wikipedia)

Und hier ist es noch einmal, das letzte Gedicht aus dem ersten Buch des West-Östlichen Divan ohne Titel: *Tut ein Schilf sich doch hervor ...*

Tut ein Schilf sich doch hervor,  
Welten zu versüßen!  
Möge meinem Schreibe-Rohr  
Liebliches entfließen.

## 2. Zweites Buch – Hafis Nameh – Buch Hafis

### 1. Hochzeit

*Sei das Wort die Braut genannt ...*

Sei das Wort die Braut genannt,  
Bräutigam der Geist;  
Diese Hochzeit hat gekannt  
Wer Hafisen preist.

Das Eingangsgedicht zum zweiten Buch, dem „Buch Hafis“, befasst sich mit dem persischen Dichter Hafis, dessen Werk Goethe kurz vor Beginn seiner Arbeit am West-Östlichen Divan kennen und lieben gelernt hatte. Es geht also nicht mehr (nur) um den Dichter im Allgemeinen, wie im ersten Buch zumeist, sondern um die historische Gestalt des Hafis und sein Werk.

Den Geist mit dem Mann und die Frau mit dem Wort zu vergleichen würde sich heute vermutlich kaum noch jemand unterstehen. Zu nahe liegt der Vorwurf der Geschlechtsdiskriminierung. Ich kann mich gut erinnern, dass mein Religionslehrer in den 60er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts sagte, Frau und Mann seien gleichberechtigt wie Herz und Hirn im menschlichen Körper. Die Frau also, das hirnlose Herzchen, der Mann, ganz herrschender Geist – aber gleichberechtigt.

Ich weiß nicht, ob Goethe eine ähnliche Idee vom Geschlechterverhältnis hatte wie mein Religionslehrer. Auf keinen Fall aber muss man das Gedicht in diesem Sinne verstehen. Das Verhältnis zwischen Wort und Geist ist schwierig zu bestimmen. Was immer aber auch Sprachwissenschaft und Semiotik und Zeichentheorie herausfinden mögen, an einem können sie nichts ändern: Das Verhältnis zwischen Wort und Geist ist für das literarische Kunstwerk und die Dichter als Künstler vollkommen unhierarchisch. Ein Gedicht braucht das Wort vermutlich dringender als den Geist. Es gibt keine Gedichte ohne Worte. Während Worte nicht immer Geist mit sich führen, wenn wir Geist mit Bedeutung oder Sinn übersetzen; allerdings streben die Worte irgendwie nach Geist. Wir versuchen zu verstehen, wenn jemand etwas sagt. Das heißt, wir nehmen an, ein Wort muss irgendeine Form von Geist bei sich haben. Das Schöne an der Liebeshochzeit ist, dass sie beide Teile wollen. Und dass beide Teile gewinnen können, wenn es gut läuft. Das Wort gewinnt Gehalt und der Geist gewinnt Ausdrucksmöglichkeiten.

*Sei das Wort die Braut genannt ...*

Sei das Wort die Braut genannt,  
Bräutigam der Geist;  
Diese Hochzeit hat gekannt  
Wer Hafisen preist.

Die Idee, das Dichten als Hochzeit zu sehen, stammt übrigens nicht von Goethe, sondern von Hafis. Er nannte das Wort seine Braut.

## 2. Dialog

Zwischen dem Wort und dem Geist, man könnte auch sagen zwischen der Materialität und der sie belebenden Kraft hat Goethe ein Verhältnis wie zwischen zwei Menschen gesehen, Braut und Bräutigam, Liebender und Geliebter. Dazu passt es, dass Goethe dem Eingangsgedicht des zweiten Buchs eines seiner seltenen Dialoggedichte folgen lässt, in dem sich der Dichter Goethe mit dem Dichter Hafis unterhält. Es geht dabei um Religion. „Mohammed Schemseddin Hafis“ ist der volle Name des persischen Dichters. „Mohammed Schemseddin“ heißt auf Deutsch: Die gelobte Sonne des Glaubens. „Hafis“ heißt: Der den Koran auswendig kann. Von Goethe wissen wir, dass er mit dem Katechismus und den Einzelheiten des christlichen Glaubens lange nichts anzufangen wusste und der Religion eher spöttisch gegenüberstand. In den späteren Jahren, also den Jahren, als er sich mit dem West-Östlichen Divan beschäftigte, sah er das anders. In einem Brief an seinen Freund Zelter schrieb er 1820:

„Diese Mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?“

Zum Vorschein kommt in dem Dialog-Gedicht eine neue, heitere Sicht auf den Glauben an Gott. Religionen, die islamische so gut wie die christliche, erscheinen als etwas, das das Leben leichter macht. Den Erwerb des Glaubens durch die Bibel-Lektüre vergleicht Goethe, ein wahrhaft kühnes Bild, mit dem Abdruck des Gesichts Jesu Christi auf dem Grabtuch von Turin, dem „Tuch der Tücher“ – ob Goethe mit dem „Tuch der Tücher“ auch auf das zum islamischen Ritus gehörende Kopftuch der Frauen verweisen wollte, darf man bezweifeln. (Zu seiner Zeit trugen vermutlich viele Frauen ein Kopftuch ...) Das Schöne an dem Gedicht ist natürlich, dass es Beziehungen anspricht, von denen sein Autor nichts ahnte bei der Niederschrift. Und jedenfalls handelt

das Gedicht auch von dem, was Poesie ausmacht, nämlich dem Schweben der Bedeutungen zwischen Klang und Bild, Wort und Gedanke, Ich und Du. Ein schwieriges Gedicht, dessen Gedanken und Bilder nach allen Seiten zu sprühen scheinen.

### *Beiname*

Dichter:

Mohamed Schemseddin, sage,  
Warum hat dein Volk, das hehre,  
Hafis dich genannt?

Hafis:

Ich ehre,  
Ich erwidre deine Frage.  
Weil in glücklichem Gedächtnis  
Des Korans geweiht Vermächtnis  
Unverändert ich verwahre  
Und damit so fromm gebare,  
Daß gemeinen Tages Schlechtnis  
Weder mich noch die berührt,  
Die Prophetenwort und Samen  
Schätzen, wie es sich gebühret;  
Darum gab man mir den Namen.

Dichter:

Hafis, drum, so will mir scheinen,  
Möcht ich dir nicht gerne weichen:  
Denn, wenn wir wie andre meinen,  
Werden wir den andern gleichen.  
Und so gleich ich dir vollkommen,  
Der ich unsrer heil'gen Bücher  
Herrlich Bild an mich genommen,  
Wie auf jenes Tuch der Tücher  
Sich des Herren Bildnis drückte,  
Mich in stiller Brust erquickte,  
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,  
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

### **3. Sonderrechte**

Vor einigen Jahren hörte ich im Erfurter Dom den Vortrag eines Jesuiten-paters, Friedhelm Mennekes, der nicht nur Theologe und Seelsorger ist,

sondern auch Kunstverständiger. Insbesondere über moderne bildende Kunst hat er viel nachgedacht. In seinem Vortrag befasste er sich mit dem Thema „Kunst und Blasphemie“. Er plädierte zur Überraschung der Zuhörer, mich eingeschlossen, für ein Menschenrecht auf Gotteslästerung. Der Künstler müsse, wenn er etwas Neues von Bedeutung schaffen wolle, die Grenzen des Menschlichen erforschen. Dazu gehöre es, Gott herauszufordern. Blasphemie ist eigentlich Gottsuche, eine Art negativen Gebets. Wir denken vielleicht an schreckliche Verwünschungen, die kleine Kinder in Wut gegen ihre Eltern ausstoßen, wir denken vielleicht auch an ein Gedicht von Oscar Wilde, dessen Refrain mit den Beobachtungen der Gerichtspsychologen übereinstimmt und lautet: For each man kills the thing he loves. – Denn jeder tötet, was er liebt.

Dass Künstler und eben auch Dichter leicht in Versuchung geraten, die Grenzen des für alle Heiligen zu überschreiten, wusste auch der Koran. Am Ende der 26. Sure lesen wir:

„Soll Ich euch verkünden, auf wen die Teufel herniederfahren?  
Sie fahren hernieder auf jeden gewohnheitsmäßigen Lügner und Sünder.  
Sie sind ganz Ohr, und die meisten von ihnen sind Lügner.  
Und die Dichter – es sind die Irrenden, die ihnen folgen.  
Hast du nicht gesehen, wie sie verwirrt in jedem Tal umherwandern,  
Und wie sie reden, was sie nicht tun?“

Wundern wir uns also nicht, in dem „Anklage“ genannten Gedicht Goethes im Kreise von Lügnern und Bösewichten den Dichter zu finden, dem eigentlich nur zugute gehalten werden kann, dass er nicht alle Tassen im Schrank hat, nicht weiß, was er sagt und deshalb auch nicht tut, was er sagt. Das Gedicht endet mit einer Frage an einen Rechtsgelehrten. Er soll entscheiden, was mit dem Dichter, der unislamische Gedichte geschrieben hat, geschehen soll.

### *Anklage*

Wißt ihr denn, auf wen die Teufel lauern,  
In der Wüste, zwischen Fels und Mauern?  
Und wie sie den Augenblick ergreifen,  
Nach der Hölle sie entführend fassen?  
Lügner sind es und der Bösewicht.

Der Poete, warum scheut er nicht,  
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weiß denn der, mit wem er geht und wandelt.  
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt?  
Grenzenlos, von eigensinn'gem Lieben,  
Wird er in die Öde fortgetrieben,  
Seiner Klagen Reim', in Sand geschrieben,  
Sind vom Winde gleich verjagt;  
Er versteht nicht, was er sagt,  
Was er sagt, wird er nicht halten.

Doch sein Lied, man läßt es immer walten,  
Da es doch dem Koran widerspricht.  
Lehret nun, ihr, des Gesetzes Kenner,  
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,  
Treuer Mosleminen feste Pflicht.

Hafis insbesondere schafft Ärgernisse,  
Mirza sprengt den Geist ins Ungewisse,  
Saget, was man tun und lassen müsse?

Wir haben bemerkt, dass in dieser Anklage neben Hafis noch ein weiterer Name genannt ist, nämlich Mirza. Die Frage, wer dieser Mirza ist, bildet den Gegenstand eines bis heute nicht entschiedenen Streits der germanistischen Fachwelt. Mir scheinen zwei Erklärungen am plausibelsten: Entweder meint Goethe mit Mirza den Dichter schlechthin, also jeden Dichter, oder er spricht von einem gewissen Niyazi Misri. Er war ein islamischer Mystiker und Dichter des 17. Jahrhunderts, der in Konflikt mit den offiziellen Glaubenshütern geriet. Seine Gedichte werden in der Türkei bis heute als mustergültig angesehen. Wikipedia sagt über diesen Misri:

„Weil Niyazi Misris Verse von den orthodoxen Gelehrten missverstanden wurden, verbannte man ihn auf Befehl des Sultans mehrfach auf die Insel Limnos. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er dort gefesselt in einem Verlies. Weil er nicht die Möglichkeit hatte, sich sauber zu halten, starb er dort schließlich völlig verwahrlost in seiner Zelle.

Der Überlieferung nach rief der orthodoxe Totenwäscher beim Anblick seines Leichnams: ‚Schau Dich nur an, man nennt Dich einen Heiligen, aber wie kannst Du bei Deinem Tod nur so dreckig sein!‘ Darauf setzte sich der tote Niyazi Misri auf und sagte: ‚Wir fanden keine Zeit mehr, unser Äußeres zu reinigen, während wir mit der Reinigung des Inneren beschäftigt waren.‘ Der Totenwäscher soll daraufhin in Ohnmacht gefallen sein.“

#### 4. Fetwa

Das Gedicht Fetwa schließt unmittelbar an die vorangegangene „Anklage“ an, wie im deutschen Recht der Anklage das Urteil folgt. Fetwa oder Fatwa ist nach islamischem Brauch jede Antwort des gelehrten Rechtssachverständigen auf eine strittige Rechtsfrage, weshalb man als deutsches Wort für Fatwa auch „Urteil“ nehmen kann. Im heutigen Sprachgebrauch wird Fatwa manchmal gleichgesetzt mit einem Aufruf zum Glaubenskrieg. Das ist insofern verkürzt, als nicht jede Fatwa einen solchen kriegerischen Charakter haben muss, manchmal aber eben doch hat.

Zwei im Gedicht „Fetwa“ auftauchende Wörter sind vielleicht erklärungsbedürftig. Das eine Wort lautet „Theriak“. Es bedeutet „Heilmittel gegen tierisches Gift“. Vor allem gegen Schlangengift wurde schon im Altertum Theriak erfunden, von dem allerdings nicht bekannt ist, wie oft es geholfen hat. Klassischerweise war Theriak zusammengesetzt aus nach näherer Anweisung des Arztes zu dosierenden Zutaten wie z. B. geriebenem Ingwer, Kümmel, Rosmarinwurzeln, Raute, Asphaltklee und diversen Kräutern sowie Wein. Die Mischung wurde zu Pillen gedreht und war mit Wein oder Wasser zu schlucken.

Das zweite Wort lautet „Ebusuud“. Dabei handelt es sich um einen Eigennamen. „Ebusuud Effendi“ war ein Rechtsgelehrter, der als Heiliger des Islam verehrt wurde. Er lebte im 16. Jahrhundert und arbeitete u. a. in Istanbul und Bursa als Richter. Seine Urteile sind von der Art, dass man den üblen Ruf, in dem das islamische Recht heute im Westen steht, gut nachvollziehen kann. Ich zitiere aus zwei Urteilen, die Ebusuud über bestimmte Gruppen (z. B. islamische Mystiker und Aleviten) gefällt hat (nach Wikipedia):

„Diese Art der Gemeinschaft ist sowohl ungläubig und heidnisch als auch böse. Aus diesen beiden Gründen ist es religiöse Pflicht, sie zu töten. Gott hilft denen, die der Religion helfen, und tut Böses denen, die einem Muslim Böses tun.“ (...) „Wer im Kampf gegen diese Gruppe fällt, fällt als Märtyrer auf dem Wege Gottes.“ (...) „Das Töten dieser Gruppe (...) ist wichtiger als das Töten von anderen Ungläubigen.“

Es scheint auch mildere, großzügigere Urteile des Ebusuud gegeben zu haben, die dem Dichter Narrenfreiheit gewährten. Goethe fand in der Vorrede zu seiner Hafis-Ausgabe von 1813 (übers. von Joseph von Hammer-Purgstall) Beispiele dafür. Eines davon arbeitete er zu dem folgenden Gedicht um:

„Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen  
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich;  
Aber hie und da auch Kleinigkeiten  
Außerhalb der Grenze des Gesetzes.  
Willst du sicher geh'n, so mußst du wissen,  
Schlangengift und Theriak zu sondern –  
Doch der reinen Wollust edler Handlung  
Sich mit frohem Mut zu überlassen  
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,  
Mit besonnenem Sinn sich zu verwahren  
Ist gewiß das Beste, um nicht zu fehlen.  
Dieses schrieb der arme Ebusuud,  
Gott verzeih' ihm seine Sünden alle.“

## **5. Goethe mischt sich ein**

In den Gedichten des West-Östlichen Divan bleibt die Identität des poetischen Sprechers oftmals in der Schwebe: Ist es Goethe, ist es Hafis, ist es der Dichter schlechthin? In dem Gedicht „Der Deutsche dankt“, das der ersten Fetwa folgt, ist der Sprechende schon im Titel genannt: „Der Deutsche“ kann hier nur Goethe sein. Ihm gefällt das Urteil. Drei Zeilen in dem ansonsten selbsterklärenden Gedicht machen den Germanisten gewisse Schwierigkeiten. Welche mögen es sein?

### *Der Deutsche dankt*

Heiliger Ebusuud, hast's getroffen!  
Solche Heil'ge wünschet sich der Dichter;  
Denn gerade jene Kleinigkeiten  
Außerhalb der Grenze des Gesetzes  
Sind das Erbteil, wo er übermütig,  
Selbst im Kummer lustig, sich bewegt.  
Schlangengift und Theriak muss  
Ihm das eine wie das andre scheinen.  
Töten wird nicht jenes, dies nicht heilen:  
Denn das wahre Leben ist des Handelns  
Ew'ge Unschuld, die sich so erweist,  
Dass sie niemand schadet als sich selber.  
Und so kann der alte Dichter hoffen,  
Dass die Huris ihn im Paradiese  
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.  
Heil'ger Ebusuud, hast's getroffen!“

Die drei schwierigen Zeilen sind diese:

„Denn das wahre Leben ist des Handelns  
Ew'ge Unschuld, die sich so erweist,  
Dass sie niemand schadet als sich selber.“

Wenn das Handeln des Menschen im Augenblick des Handelns immer unschuldig ist, welches Tun kann denn dann noch verurteilt werden? – so könnte man fragen und würde dann – vielleicht auf ein paar gedanklichen Umwegen – Goethe entweder als Anhänger fernöstlicher, moralisch indifferenter Weisheitslehren oder als einen direkten Vorläufer Nietzsches und des Nihilismus einstufen, wonach die Tat des großen Mannes ihr Recht jenseits von Gut und Böse aus seiner überlegenen Kraft hat. So könnte man denken. Dagegen allerdings spricht der Nachsatz, dass die Moralfreiheit des Handelns nur solange gilt, als der Handelnde niemanden schädigt außer sich selbst. Die drei Zeilen bleiben, denke ich, schwierig, auch wenn man länger darüber nachdenkt. Am ehesten scheint mir der Gedanke zu passen, dass der Dichter wie ein heiterer, absichtsloser Mensch gesehen wird, wie ein lustiger Hund, von dem wir sagen dürfen, er will wirklich nur spielen und niemandem schaden: *Neminem laedere*, weltverloren, gottvergessen. Auf solchermaßen beseelte und heitere Menschen warten natürlich die Huris im Paradies. Darin ist der Islam ebenso männlich wie realistisch: Die Freuden, die Männer an leiblich-weiblicher Zuwendung haben, sind in Gestalt des Paradieses das höchste Glück.

Dazu drei Kommentare:

„Denn das wahre Leben ist des Handelns ...“

Bei Aristoteles ist das Handeln dadurch gekennzeichnet, dass es eben kein Ziel hat außer der Handlung selbst. Nikomachische Ethik Buch 6, Abschnitt 5: „Denn das Hervorbringen hat ein Endziel außerhalb seiner selbst, beim Handeln aber kann dies nicht so sein, denn wertvolles Handeln ist selbst Endziel.“

„Dass sie niemand schadet als sich selber.“

Die Argumentation geht hier im Kreis: die ewige Unschuld des Handelns entsteht, indem sie sich selbst schadet, also sich selbst kaputt macht. Dann ist ewige Unschuld ein Ding der Unmöglichkeit, denn sie kann nur bestehen, indem sie sich selbst zerstört. Und man kann ja schließlich nicht „ein bisschen unschuldig“ sein. Also ist immer der erste Schaden an sich selbst auch schon das Ende der ewigen Unschuld. Anders gesagt: Wer sich nicht

schuldig macht, kann auch nicht leben. – Für mich ein vielschichtiger Aufruf: Das Leben auch jenseits der Grenzen des Gesetzes auszuprobieren. ODER Sich nicht schuldig zu fühlen. ODER Schuld nicht anderen zuzuweisen, sondern Verantwortung zu übernehmen. ODER Dass es schön ist, an die Unschuld zu glauben, auch wenn man weiß, dass sie nicht (mehr) existiert.

„...das höchste Glück“

Etwas spitzfindig und rein utilitaristisch gefragt: Womit macht der Islam denn den Frauen das Paradies schmackhaft? Auch mit den Huris?

## 6. Die zweite Fetwa

Anfang 1815 bekam Goethe einen Brief seines Freundes Knebel. Darin war ein Hinweis auf ein Buch mit dem Titel „Über die Litteratur der Türken“ enthalten. Im ersten Teil des Buchs erzählt der Autor Giambattista Toderini (1728–1799) eine Anekdote über den türkischen Dichter Misri. Hier findet man u. a. folgende Passage, die mit der Wiedergabe eines Gedichts von Misri beginnt:

„In den göttlichen Namen hab’ ich unendliche Einsicht:  
Mit jedem Athemzug arbeit’ ich an den Wissenschaften des Himmels.  
In dem Himmel meines Herzens ist keine Zahl der Sterne:  
Tausend Sonnen und tausend Monde rechn’ ich in jedem (Zeichen des)  
Thierkreise (s).  
Des Feuerhimmels und der andern Weltkreise Erkenntnis ist,  
verglichen mit diesen, verächtlich:  
Denn ich habe auch auf der Erde fortdauernde Wesen.  
Ich schäme mich, in dem A B C der Welten Meister zu seyn;  
Doch schätz’ ich dieses A B C, sonst wenig geachtet, sehr hoch;  
Denn Jesus und Misris Uebereinkunft ist in demselben vereinbart.  
Daher mein Wille weder etwas besizet, noch etwas ihm mangelt.“

Sodann schreibt Toderini:

„Da Misri wegen solcher Gedichte und anderer Aeusserungen, in den Verdacht kam, als wäre er kein ächter Mußülman, so sollte der Mufty über die vorstehenden Verse entscheiden, ob sie dem Koran gemäs oder entgegen seyen; und er gab folgendes Fetwa: ‚Die Bedeutung und der Sinn derselben ist Niemanden bekannt, als Gott und Misri.‘ Die Gedichte des Misri werden zwar öffentlich verkauft; doch ist denselben eine Warnung vorgesetzt, welche sich so endigt: ‚Nachdem der Mufty diese Gedichte und Saze gelesen hatte, so warf er sie ins Feuer; und gab dieses Fetwa von sich. Wer also redet

und glaubet, wie Misri Efendy, der soll verbrennet werden; Misri Efendy ausgenommen; denn über diejenigen, die mit der Begeisterung eingenommen sind, kann keine Fetwa ausgesprochen werden.“

Der Rechtsgutachter scheint also den Dichter für „mit Begeisterung eingenommen“ – sprich unzurechnungsfähig – zu halten, weshalb man ihn wegen seiner sonderbaren Worte zumindest nicht verbrennen sollte.

Goethe machte aus der ihm mitgeteilten Anekdote folgendes Gedicht:

### *Fetwa*

Der Mufti las des *Misri* Gedichte,  
Eins nach dem andern, alle zusammen,  
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen,  
Das schön geschriebne Buch, es ging zunichte.

„Verbrannt sei jeder,“ sprach der hohe Richter,  
„Wer spricht und glaubt wie *Misri!* – er allein  
Sei ausgenommen von des Feuers Pein!  
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;  
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,  
So seh er zu, mit Gott sich abzufinden.“

## **7. Unbegrenzt**

„Auch uns scheinen Hafisens Gedichte größtentheils bachantischen und erotischen Inhalts. Außer einigen wenigen mystischen und moralischen Gaselen enthalten die meisten derselben nichts als den Ausbruch taumelnder Begeisterung des Lebensgenusses, Wein und Liebe, Schenken und Mädchen, Rosen und Nachtigallen, Frühling und Jugend, Genuß und Trennung, Frömmler, Verspottung und Klosterhohn, Schönheitspreis und Dichter-Selbstlob sind die Pole, um die sich die Welt Hafisens zwischen Sonnen und Monden, Morgensternen und Plejaden jauchzend herumdreht. Oder, um dem Dichter selbst eines seiner schönsten Bilder abzuborgen, seine Verse sind köstliche Zahlperlen von Meisterhand gebohrt, und an dem Goldfaden des Gasels gereiht, als Haar- und Hals und Händeschmuck der Schönheit und der Freude. Mehmet sieht dieselben als solche an, begehret nicht, daß die Perlenschnur ein Venusgürtel sey, worinn stilles Sehnen und brennende Begierde, Lieblosen und süßes Zürnen, strafende Eifersucht und gemüthliche Worte durch die Hand der Charitinnen zu einem schönen Ganzen verwoben sind; fordert nicht, daß Perle an Perle wie Silbertropfen zusammengeschmolzen ein Kunstgeschmeide ununterbrochenen Zusammenhang darstellen. Diese Ein-

heit eines schönen Ganzen, diese Vollendung des Kunstwerks in einem Guße werdet Ihr in Hafisens Gedichten fast überall vermissen; wenn Ihr hingegen das schöne Gebäude auflöset, und die einzelnen Verse verstreuet, so mögt ihr dieselben als eben so viele köstliche Perlen mit Vergnügen bewundern, *Invenies etiam disiecti membra Poetae.*“

So steht es geschrieben in der Vorrede von Josef von Hammer-Purgstall zu seinem Buch: „Der Divan von Mohammed Schemsed-din Hafis“, und zwar gleich nach der Stelle, an der das Fatwa gegen Hafis angesprochen ist. Es wäre also vermutlich doch falsch, Hafis als einen Dichter anzusehen, dem Sozialkritik oder Religionskritik besonders am Herzen gelegen hätte. Das Thema des Dichters Hafis war Lebensgenuss in jeder Form, insofern waren, da zum schönen Leben dazugehörig, Kunst, Musik und Poesie wichtig. Und, so die Erkenntnis der Freunde des schönen Lebens: Man kann damit weder anfangen noch aufhören, weil es immer schon angefangen hat und niemals aufhört. Zum Glücklichsein gehört das Gefühl, dass es immer schon so war und nie mehr aufhört.

### *Unbegrenzt*

Dass du nicht enden kannst, das macht dich groß,  
Und dass du nie beginnst, das ist dein Los.  
Dein Lied ist drehend wie das Sternengewölbe,  
Anfang und Ende immerfort dasselbe,  
Und was die Mitte bringt, ist offenbar  
Das, was zu Ende bleibt und anfangs war.

Du bist der Freuden echte Dichterquelle,  
Und ungezählt entfließt dir Well' auf Welle.  
Zum Küssen stets bereiter Mund,  
Ein Brustgesang, der lieblich fließet,  
Zum Trinken stets gereizter Schlund,  
Ein gutes Herz, das sich ergießet.

Und mag die ganze Welt versinken!  
Hafis, mit dir, mit dir allein  
Will ich wetteifern! Lust und Pein  
Sei uns, den Zwillingen, gemein!  
Wie du zu lieben und zu trinken,  
Das soll mein Stolz, mein Leben sein.

Nun töne, Lied, mit eigem Feuer!  
Denn du bist älter, du bist neuer.

## 8. XAXA

Das achte Gedicht des zweiten Buches hat drei Strophen, von denen zwei je sechs Zeilen aufweisen, eine jedoch sieben, wobei alle Zeilen fünf Hebungen haben und die Strophe eins und zwei vier verschiedene Reimendungen.

Wenn der Leser diesen soeben zu Ende gegangenen Satz genauer betrachtet, wird er feststellen, dass der Satz alle Zahlen von ein bis acht vorzeigt. Zahlen sind weiblich / und zeigen sich gern / unbeschreiblich / – Lobet den Herrn.

Wozu die Zahlenhuberei gut ist bei Gedichten, darüber will ich nicht richten. Sicher ist, dass, wenn es an poetische Formen geht, äußere Ordnung gefragt ist und Ordnung ist am leichtesten in Zahlenverhältnissen beschreibbar. Vielleicht ist die Ordnung sogar nur in Zahlen fassbar, denn jede auf die Sinneserfahrung und nicht auf den reinen Verstand gestellte Darstellung von Ordnung muss ungenau werden, um nicht zu sagen: Unordentlich. Wir befinden uns im achten Gedicht mitten in dem Land, in dem die Schönheit nicht beschwärmt und besungen wird, sondern ausgemessen.

Mit der Formgebundenheit der poetischen Dichtung ist ein gewisses Maß an Abzählbarkeit gegeben. Abzählbarkeit bedeutet Objektivierung. Objektivierung wiederum führt zu Nachahmbarkeit, also zu den Aspekten der Poesie, die auch kleinere Talente, wie z. B. Maschinen lernen können. Die Frage ist natürlich immer, wieviel von dem Objektivierbaren, also eher leicht Nachahmungsfähigen, nötig ist, damit ein Sprachkunstwerk zu gefallen weiß. Ich habe gelesen, dass die Wissenschaftler, die sich kürzlich vorgenommen haben, Sonette von einer Maschine dichten zu lassen, von den Ergebnissen nicht ganz überzeugt waren, vor allem, sagten sie, seien die computergenerierten Gedichte von einer gewissen emotionalen Kälte durchweht. Wohingegen der so schwer genau beschreibbare Vorgang, bei dem Gefühle von Mensch zu Mensch übertragen werden, immer wieder mit dem Überspringen eines Funkens verglichen wird. Irgendwie muss wohl doch Wärme im Spiel sein, vielleicht sogar Hitze, und es muss Bewegung geben, die dem Feuer eine Richtung verleiht.

Dass sich Goethe für den West-Östlichen Divan durch Hafis-Gedichte hat inspirieren lassen, wissen wir. Deshalb war Nachbildung, Nachahmung oder welchen Ausdruck man wählen mag, ein Thema für ihn.

### *Nachbildung*

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden,  
Das Wiederholen soll mir auch gefallen,

Erst werd' ich Sinn, sodann auch Worte finden;  
Zum zweitenmal soll mir kein Klang erschallen,  
Er müsste denn besondern Sinn begründen,  
Wie du's vermagst, Begünstigter vor allen!

Denn wie ein Funke fähig, zu entzünden  
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,  
Sich Wind erzeugend glüh'n von eignen Winden,  
Er, schon erloschen, schwand zu Sternenhallen;  
So schlang's von dir sich fort, mit ew'gen Gluten  
Ein deutsches Herz von frischem zu ermuten.

Zugemessne Rhythmen reizen freilich,  
Das Talent erfreut sich wohl darin;  
Doch wie schnelle widern sie abscheulich,  
Hohle Masken ohne Blut und Sinn;  
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,  
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,  
Jener toten Form ein Ende macht.

## 9. *laudatii*

Ich kenne einen Menschen, der sehr klug ist, aber das Pech hatte, dass seine Eltern ihn nicht haben Latein lernen lassen. Deswegen bildet er die Mehrzahl z. B. von „*laudatio*“ (die Lobrede) mit „*laudatii*“, dies in Analogie zur italienischen Regel, dass die Substantive auf „o“ den Plural mit „i“ haben. Er liest mir, wenn er dermaßen danebengreift, den Schmerz von den Augen ab, ohne dass ich etwas sagen oder nur eine Miene verziehen müsste.

Etwas, das sich nicht expliziert, zu deuten, ist ein schweres Geschäft, wenn man's ernstnimmt. Man kann eben leicht danebengreifen. Was nicht weiter schlimm ist. Andererseits sind nichtexplizite Aussagen auch eine Einladung zum Betrug. Der Interpret hat es leicht, irgendeine ihm passende Aussage als Ergebnis seiner Auslegung vorzutragen. Wenn er dazu behauptet, er folge allgemein anerkannten, objektiven Auslegungsregeln und diese Auslegungsregeln in einer nicht oder nicht ganz verständlichen Sprache mitteilt, schweigt der bescheidene Mensch und überlässt dem Forschen das Feld. Das alles geschieht bei der Verarbeitung von Wörtern, am offenen Herz der Sprache.

Über Windgeister heißt es im „Faust“:

„Der Westwind bringt den Schwarm, der erst erquicket,  
Um dich und Feld und Aue zu ersäufen.  
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,  
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen,  
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,  
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.“

Das Gedicht, dem wir jetzt einen Rahmen gebastelt haben, lautet wie folgt:

*Offenbar Geheimnis*

Sie haben dich, heiliger Hafis,  
Die mystische Zunge genannt,  
Und haben, die Wortgelehrten,  
Den Wert des Worts nicht erkannt.

Mystisch heißt Du ihnen,  
Weil sie Närrisches bei dir denken  
Und ihren unlautern Wein  
In Deinem Namen verschenken.

Du aber bist mystisch rein,  
Weil sie dich nicht verstehn,  
Der Du, ohne fromm zu sein, selig bist!  
Das wollen sie dir nicht zugestehn.

Ich habe den Verdacht, dass dieses Gedicht, wenn anonym eingesandt, heute bei keinem Lyrikwettbewerb die Vorauswahl überstünde. Es ist ja eigentlich keine poetische Sprache, die es spricht. Es ist ein halbwegs gereimter Leitartikel. Das Wort kommt hier eindimensional daher, wie ein gestempeltes Postwertzeichen, das nur die eine Funktion hat, die Zahlung einer Gebühr zu dokumentieren. Ein plattes Zeichen. *Ein* Zeichen – *eine* Bedeutung. Das ist das Wortverständnis von ideologischen Dogmatikern, seien sie Theologen, Politiker, Philosophen, Juristen, Germanisten. Sie alle misstrauen der freien, immer vieldeutigen Poesie, die auf einem ganz anderen Baume wächst als Dogmatik. Wenn sie das ausnahmsweise nicht tun, dann deshalb, weil sie ein dunkles Gespür dafür haben, dass an der Poesie, trotz ihres undogmatischen Klangs, etwas Besonderes ist, das vielleicht mit Gott zu tun haben könnte, jedenfalls unerklärlich ist. Dieses Besondere nennen sie Mystik und finden für die Beschreibung des Mystischen verrückte Worte. Während der Dichter selig spricht wie ein betendes Kind, ohne von irgendwelchen religiösen Regeln etwas zu wissen. – Für ein Gedicht ist das ein recht komplexer Gedankengang, dem ein durch Kausalitäten zusam-

mengehaltener Bauplan zugrundeliegt. Man sieht hier, dass Goethe ganz gut denken konnte. Zu gut für einen Dichter, würde, da bin ich mir ziemlich sicher, eine heutige Jury befinden.

## 10. Fächer

Das nun folgende Gedicht kompensiert den Mangel an Poesie des offenen Geheimnisses aufs Schönste. Und es steht nicht zufällig genau an dieser Stelle. Es handelt nämlich gerade von der Eindimensionalität oder von der Platttheit des Verhältnisses zwischen Wortkörper und Wortsinn, wie sie von Dogmatikern angenommen werden muss. Und von dem freien, reichen und lebensnahen Verständnis des Worts, das für die Dichtung gilt. Wenn zwischen lyrischem Ich und der Lyrik eine Art Liebesverhältnis steht, dann ist das Wort etwas, das zwischen dem Liebenden und dem Geliebten ist, ein Kleid vielleicht, ein Schleier oder: Ein Fächer.

*Wink*

Und doch haben sie recht, die ich schelte:  
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,  
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.  
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben  
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.  
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,  
Er verdeckt mir zwar das Gesicht,  
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,  
Weil das Schönste, was sie besitzt,  
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

*geschrieben zwischen 10. und 12.12.1814*

## 11. An Hafis

Das 11. Gedicht im Buch Hafis hat Goethe erst nach Drucklegung der Ausgabe 1819 geschrieben. Es ist eines von mehreren, die sich an den persischen Dichter Hafis richten. Natürlich nicht wirklich an Hafis, weil der schon seit 700 Jahren tot war. Aber an Hafis als idealisierte und fiktive Verkörperung dessen, was Goethe unter einem Dichter verstand, also letztlich: sich selbst. Im Herbst 1819 war Goethe gerade 70 und hatte noch recht konkrete Vorstellungen vom wallenden und schwellenden Liebesgefühl: „Wie Olle wallen, weißt Du schon ...“ als Anrede des alten, aber noch liebeslustigen Mannes an sich selbst – gar nicht so übel, zumal es nach meiner Kenntnis ein verzweifelter Schüler im Deutsch-Unterricht war, der diese

Verballhornung der ersten Zeile des Gedichtes „An Hafis“ auf dem Gewissen hat.

Mir fiel das Lesen des Gedichtes nicht leicht. Das scheint auch vielen Fachleuten so zu gehen, denn man findet kaum Kommentare, aus denen sich ergäbe, was der Dichter uns *en detail* und *en gros* hat sagen wollen. Da aber doch alles seinen Sinn haben muss, versuche ich hier eine interlineare Übersetzung des Gedichtes in Alltagssprache:

Was alle wollen, weißt du schon  
Und hast es wohl verstanden:  
Denn Sehnsucht hält, von Staub zu  
Thron,  
Uns all in strengen Banden.

Lieber Hafis, Du kennst Dich aus,  
Du weißt, dass alle Menschen letzt-  
lich Gefangene ihrer Sehnsucht nach  
Liebe sind.

Es tut so weh, so wohl hernach,  
Wer sträubte sich dagegen?  
Und wenn den Hals der eine brach,  
Der andre bleibt verwegend.

Diese Sehnsucht ist ein wunderbares  
Gefühl, das Verlangen, dann die  
Erfüllung, kann schon sein, dass mal  
einer dabei drauf geht, das hält aber  
keinen ab, weiterzumachen.

Verzeihe, Meister, wie du weißt,  
Daß ich mich oft vermesse,  
Wenn sie das Auge nach sich reißt,  
Die wandelnde Zypresse.

Lieber Hafis, nimm's nicht übel,  
aber ich kann diesem Mädchen, das  
so schön ist wie eine Zypresse, nicht  
widerstehn.

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß  
Und buhlet mit dem Boden;  
Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr  
Gruß,  
Wie Ost-Gekos ihr Oden.

Wenn sie geht, werde ich eifersüchtig  
auf den Boden, der ihre Füße be-  
rühren darf, ihr Gruß gleicht einer  
rosafarbenen Wolke, ihr Atem einem  
zarten Lüftchen.

Das alles drängt uns ahndevoll,  
Wo Lock an Locke kräuselt,  
In brauner Fülle ringelnd schwoll,  
Sodann im Winde säuselt.

Der Wind spielt in ihren dunklen  
Locken, ach, könnte ich doch mit-  
spielen.

Nun öffnet sich die Stirne klar,  
Dein Herz damit zu glätten,  
Vernimmst ein Lied so froh und  
wahr,  
Den Geist darin zu betten.

Und wenn die Lippen sich dabei  
Aufs niedrigste bewegen,  
Sie machen dich auf einmal frei,  
In Fesseln dich zu legen.

Der Atem will nicht mehr zurück,  
Die Seel zur Seele fliehend,  
Gerüche winden sich durchs Glück,  
Unsichtbar wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,  
Dann greifst du nach der Schale:  
Der Schenke läuft, der Schenke  
kommt  
Zum erst und zweiten Male.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,  
Er hofft auf deine Lehren,  
Dich, wenn der Wein den Geist  
erhebt,  
Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum,  
Im Innern Heil und Orden,  
Es schwillt die Brust, es bräunt der  
Flaum,  
Er ist ein Jüngling worden.

Und wenn dir kein Geheimnis blieb,  
Was Herz und Welt enthalte,  
Dem Denker winkst du treu und  
lieb,  
Daß sich der Sinn entfalte.

Nun seh ich ihre Stirn, mein Herz  
glättet sich. Singt sie? Oh, ich möch-  
te in diesem Lied meinen Verstand  
ruhen lassen.

Ihre Lippen regen sich – plötzlich  
fühlst Du Dich frei, Du darfst Dich  
freiwillig in die Gefangenschaft  
Deiner Liebe ergeben.

Sie scheint Deine Gefühle zu teilen,  
die Seelen wollen sich vereinigen,  
berauscht vom Duft des Anderen.

Wenn Dir die Sache zu heiß wird,  
gehst Du in die Kneipe und trinkst.

Der junge Kellner erkennt, dass Du  
ein großer Dichter bist und versucht,  
mit Dir ins Gespräch zu kommen, er  
schenkt häufig nach, weil er der Mei-  
nung ist, dass Dichter umso klügere  
Sachen sagen, je mehr sie getrunken  
haben.

Er nimmt Deine Lehren an, vor  
lauter Erkenntnisfortschritt wächst  
ihm ein Bart.

Du behältst nichts für Dich, Du ver-  
rätst alle Geheimnisse. Der Kellner  
soll die Gelegenheit haben, den Sinn  
Deiner Worte zu entfalten.

Auch daß vom Throne Fürstenhort  
Sich nicht für uns verliere,  
Gibst du dem Schach ein gutes Wort  
Und gibst es dem Wesire.

Du sorgst auch dafür, dass die Ob-  
rigkeit sich nicht von den Künstlern  
abwendet. Deshalb bist Du klug  
genug, hin und wieder in Deinen  
Gedichten den Minister oder den  
Bischof zu loben.

Das alles kennst und singst du heut  
Und singst es morgen eben:  
So trägt uns freundlich dein Geleit  
Durchs rauhe, milde Leben.

Von all dem handeln Deine Ge-  
dichte. Sie sind ein freundliches  
Geleit durch das manchmal harte,  
manchmal schöne Leben.

Anmerkung zu „Zypresse“

Gedichte haben ja immer mehrere Ebenen. Zypresse könnte ein Phal-  
lus-Symbol sein. Dann wäre es vielleicht auch als ein homoerotisches Ge-  
dicht und/oder als Text zu Analpraktiken oder aber als ein Gedicht über  
Onanie zu lesen. Streckenweise halte ich alle drei Varianten nicht für un-  
möglich ...

### 3. Drittes Buch – Uschk Nameh – Buch der Liebe

#### 1. Motto

*Sage mir*

Sage mir,  
Was mein Herz begehrt,

Mein Herz ist bei dir,  
Halt es wert.

Wir sind im Buch der Liebe. Ich glaube ja, man kommt aus diesem Buch nie wirklich heraus. Jede Rose ist ein Liebesgedicht, jede Schnulze eine Rose. Wir sehen den Operettentenor vor uns, schräg steht er da, beide Hände auf die Brust gelegt, mit weit geöffnetem Mund: DOIN ÖST MOIN GANZES HÖCHZ. Und mit schwingenden Hüften: Alexander Marcus: HOHEHO – WIR SIND SOLDATEN DER LIEBE.

Sag, was Du möchtest, formuliere Deine Ansprüche, sprich offen über Deine Erwartungen – das empfehlen viele Ratgeber. Man soll seinen Wünschen vertrauen und sie aussprechen, damit eine symmetrische Kommunikationslage entsteht, damit das Gegenüber feststellen kann, ob seine Wünsche mit den meinen übereinstimmen. Notfalls muss man eben verhandeln.

In dem Motto-Gedicht zum Buch der Liebe sieht das anders aus. Der Liebende sagt nicht: Du bist alles, was mein Herz begehrt. Sein Begehren ist schon erfüllt. Er hat sein Herz nicht mehr. Die Geliebte hat es. Der Liebende hat sein Herz schon verschenkt, an die Geliebte, er weiß nicht, was sein Herz will: Die Geliebte muss es ihm sagen.

tu mir dies tu mir das  
sag mir nur nicht vorher: was  
tu mir das tu mir dies  
halt die klappe – überrasch mich – schieß!

#### 2. Sechs Wege der Liebe

„Fifty ways to leave your lover – 50 Arten seine Geliebte zu verlassen.“ Das ist ein Lied aus den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von Paul Simon. Die erste Strophe lautet:

You just slip out the back, Jack  
Make a new plan, Stan  
You don't need to be coy, Roy  
Just get yourself free  
Hop on the bus, Gus  
You don't need to discuss much  
Just drop off the key, Lee  
And get yourself free.

Angst sich zu trennen ist das Eine. Lust zusammenzubleiben das andere. Es gibt vermutlich mehr als *50 ways to leave your lover*. Goethe hat *6 ways to love your lover* beschrieben in seinem Gedicht *Musterbilder*.

### *Musterbilder*

Hör und bewahre  
Sechs Liebespaare!  
Wortbild entzündet, Liebe schürt zu:  
Rustan und Rodawu.  
Unbekannte sind sich nah:  
Jussuph und Suleika.  
Liebe, nicht Liebesgewinn:  
Ferhad und Schirin.  
Nur für einander da:  
Medschnun und Leila.  
Liebend im Alter sah  
Dschemil auf Boteinah.  
Süße Liebeslaune,  
Salomo und die Braune!  
Hast du sie wohl vermerkt,  
Bist im Lieben gestärkt.

Und nun noch einmal mit kursorisch-kursivem Kommentar:

### *Musterbilder*

Hör und bewahre  
Sechs Liebespaare!

*Es geht in diesem Gedicht um berühmte Liebespaare aus dem muslimischen Kulturraum: Wir kennen Bonny & Clyde, Harold & Maude, Samson und Delilah – jedes Paar steht für einen Aspekt der Liebe, ein Narrativ über die Liebe. Bei den sechs von Goethe genannten Liebespaaren ist es auch so.*

*Im ersten ist die Liebesbeziehung als ein Feuer gesehen. Es geht darum, wie das Feuer entzündet und in Brand gehalten wird: Den ersten Funken spendet das „Wortbild“ – die Liebe heizt dann ein. Das ist interessant, weil wir manchmal an die Liebe auf den ersten Blick glauben, was ja bedeuten kann, man beginnt zu lieben, ehe man den Namen der Geliebten kennt. Im Falle Rustan und Radowu ist das Wort vor oder gleichzeitig mit dem Namen da. Erotik und Liebe beginnen in der Sprache. Das Aussprechen des Namens ist ein Akt der Liebe.*

Wortbild entzündet, Liebe schürt zu:  
Rustan und Rodawu.

*Die Liebe von Suleika zu Jussuf war langanhaltend, aber körperlich unerfüllt. Jussuf (Josef): sehr, sehr schön. Suleika, mit Jussufs bestem Freund verheiratet, versucht Jussuf zu verführen. Er weist sie ab, daraufhin bezichtigt sie ihn, sich an ihr vergriffen zu haben (Me2). Er wird bestraft, wandert ins Gefängnis, gutes Gewissen, aber schlechtes Essen, sie kann ihn nicht vergessen, sie gesteht, er wird befreit, aber ein Happy End gibt es wohl nicht. Immerhin bestätigen alle 40 Freundinnen Suleikas, dass sie an ihrer Stelle dasselbe getan hätten, Jussuf war einfach zu schön. Das hat er jetzt davon. Das Ganze einem persischen Roman aus dem Jahre 1483 entnommen. Goethes Quintessenz ist sehr, sehr trocken.*

Unbekannte sind sich nah:  
Jussuph und Suleika.

*Bei dem persischen Liebespaar Ferhad und Shirin ist es die Romeo-und-Julia-Geschichte. Ein Mädchen und ein Mann wollen zusammen, es gibt äußere Widerstände, Ferhad denkt, Shirin ist tot, er bringt sich um und sie sich dann auch. Beider Liebe erschöpft sich im Tod: Es war nichts zu gewinnen.*

Liebe, nicht Liebesgewinn:  
Ferhad und Schirin.  
Nur für einander da:  
Medschnun und Leila.

*Arabische Version der Ferhad-und-Schirin-Geschichte.*

Liebend im Alter sah  
Dschemil auf Boteinah.

*Dass ein Alter liebevoll auf eine junge Frau blickt, wie es Goethe noch mit Anfang 70 in einem durchaus operativ gemeinten Zusammenhang tat, – das ist in der Geschichte von Dschemil und Boteinah nicht gemeint. Es geht um einander liebende ältere Menschen, wie z. B. in der antiken Mythologie Philemon und Baucis.*

Süße Liebeslaune,  
Salomo und die Braune!

*Etwas Alttestamentarisches, das ja auch zum Islam gehört: Salomon und Sulamith:  
Schwarz bin ich, doch schön, Töchter Jerusalems! Wie Hütten Kedars, wie Teppiche  
Salomos. – Schaut mich nicht an, dass ich braun bin, von der Sonne verbrannt.*

*Und dann, zum guten Schluss: Leser, merke auf und zieh Deine Lehren für Dein Lie-  
bes-Leben.*

Hast du sie wohl vermerkt,  
Bist im Lieben gestärkt.

### **3. Der Glühende und die Blühende – Wamik und Asra – „Es brennt der Dorn – und die Propheten beben!“**

„Wamik und Asra“ ist eine alte persische Liebesgeschichte. Aus dem römi-  
schen Mythenkreis kennt man Amor und Flora, die Liebe und die Blüte.  
Wamik ist „der Glühende“, Asra „die Blühende“. Die Geschichte ist seit  
der Spätantike oft und in unterschiedlichsten Formen von östlichen Poeten  
gestaltet worden. Eine der Versionen schrieb der türkische Dichter Lamii  
Celebi (1472–1531 in Bursa). 1833 hat Joseph von Hammer-Purgstall sei-  
ne Übersetzung ins Deutsche veröffentlicht unter dem Titel: „Wamik und  
Asra, das ist, der Glühende und die Blühende. Das älteste Persische roman-  
tische Gedicht im Fünftelsaft abgezogen.“ Wobei „Fünftelsaft“ eine Anfang  
des 19. Jahrhunderts gelegentlich gebrauchte Verdeutschung des Fremd-  
wortes „Quintessenz“ ist.

Die beiden ersten Strophen des Gedichts lauten in Hammers Übersetzung:

Willst du das Bild von unsrer Liebe schauen:  
So sprach zur Blühenden der für sie glüht;  
Sieh, wie in die Vergißmeinnicht, die blauen,  
Der rothe Mohn sich senkt und Funken sprüht. –  
Darauf zum Glühenden die für ihn blüht:  
Von unsrer Lieb' ein Ebenbild zu finden,  
O Liebster, sey vergebens nicht bemüht;  
Es wird dem Bilde nimmer sich entwinden,  
Wie Rosenflor und Flammen sich verbinden.

Und Wamik drauf: Die Flamme brennt als Rose,  
Und leuchtet nicht die Rose auf als Gluth?  
Vom Dichter wird's gefühlt, wenn auch die Prose

Gemeine d'ran erkühlet ihren Muth. –  
Es blüht und brennt zugleich der Jugend Brut,  
Im blauen Aether Sternenrosen brennen,  
Und Blumensterne glüh'n auf jeder Huth,  
Warum willst doppelt Du was Eins ist nennen?  
Der Flor, die Gluth sind Eins, und nicht zu trennen.

So glüht und blüht man ineinander Strophe um Strophe. Die Geschichte nimmt dann allerhand Wendungen, die Blühende und der Glühende müssen sich trennen, die Blühende gerät ins Ewige Eis, der Glühende nach Indien. Die beiden Schlusstrophen lauten so:

So froh denn Asra mitten unter Blüten,  
Die in dem Nord hervor ihr Odem rief,  
Und die Gefühle, die Wamik durchglühten,  
Verkohlt ihm das Blut im Herzen tief.  
Als es Sie kalt, und heiß Ihn überlief,  
Ergriff Sie Sehnsucht nach dem and'ren Leben,  
Weil hier das Glück so unstät und so schief;  
Es hört ihr Genius der Wünsche Beben,  
Und ihnen ward, was sie gewünscht, gegeben.

Versetzet wurden Beide sie in Sterne,  
Als Jungfrau Asra, und Wamik Arktur,  
Sie leuchten in des Himmels höchster Ferne  
Als die zwei Höhen himmlischer Natur,  
Und Lieb' und Schönheit folgt der lichten Spur!  
Die Jungfrau schwingt des Lichtes gold'ne Aehre,  
Die Sternenschnuppen sind Lichtfunken nur,  
Arkturus schüttelt sie vom Feuerspeere  
Als Liebesgruß, zu Schönheit höchster Ehre.

Goethe macht in seinem Gedicht „Noch ein Paar“ aus den rund 200 Verszeilen zwölf, lässt fast alles Einzelne im Ungewissen und weiß nur: Sie haben einander geliebt. Das ist viel, das ist alles.

### *Noch ein Paar*

Ja, Lieben ist ein groß Verdienst!  
Wer findet schöneren Gewinn? –  
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich,  
Jedoch den größten Helden gleich.  
Man wird, so gut wie vom Propheten,

Von *Wamik* und von *Asra* reden. –  
Nicht reden wird man, wird sie nennen:  
Die Namen müssen alle kennen.  
Was sie getan, was sie geübt,  
Das weiß kein Mensch! Daß sie geliebt,  
Das wissen wir. Genug gesagt,  
Wenn man nach *Wamik* und *Asra* fragt.

#### 4. Perlenreich

In den Jahren 1813–1815 veröffentlichte der Jurist und Privatgelehrte Heinrich Friedrich von Diez (1751–1817) ein zweibändiges Werk mit dem Titel „Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsverfassung“. Goethe fand im Zweiten Band auf Seite 371 folgende – von Diez aus alten Urkunden übersetzten – Bemerkungen über den türkischen Dichter Nisan-ci Mustafa Celebi:

„Seine Schreibart ist von allem Tadel und Fehler frey und rein. Ueber seine kräftigen Ausdrücke und neuen Gedanken legen Stylisten der Urkunden des Raths der Wohlredenheit und Verfasser der Bücher der Stützen der Beredtsamkeit \*), wie Dintenfass und Feder, den Finger auf den Mund 2).

\*) Urkunden des Raths (Diwans) der Wohlredenheit und Bücher der Stützen der Beredtsamkeit heißen Meisterstücke der Sprache und Beredtsamkeit.  
2) Den Finger auf den Mund legen ist eine Bewegung, mit der Weise ihrer Bewunderung für andere Ausdruck verleihen.

Da er aber vor Vielheit der Abhaltungen und vor Menge der Geschäfte nicht Muße und Gelegenheit gehabt: so hat er sich mit der Dichtkunst nicht oft befassen können. Aus dieser Ursache sind seine perlenreichen Gedichte nur bisweilen ausgegangen und nur selten erschienen. Folgende Doppelverse gehören zu seinen Poesien:

„O Stirne, die du des leuchtenden Mondes Strahlen verlöschest.  
Komm, erleuchte durch deine Sonnen-Wangen meines Herzens Wohnung.“<sup>5</sup>

Desgleichen:

„Die Kunst der Liebe anfangend, las ich mit Aufmerksamkeit in vielen Kapiteln ein mit Texten der Leiden und mit Abschnitten der Trennung angefülltes Buch. Es hatte ins Kurze gezogen die Kapitel der Vereinigung, aber vom Kummer hatte es die Erklärungen verlängert ohne Ende und Maaß.“<sup>6</sup>

,O Nischani! am Ende hat dich auf den rechten Weg geführt der Meister der Liebe.

Auf unauflösliche Fragen kommt nur dem Geliebten die Antwort zu.““

Vielleicht, so nimmt der Autor Diez an, ist mit „Meister der Liebe“ Gott gemeint, ebenso mit „Geliebter“. Denn dem Dichter Nisanci wurde allgemein eine allegorische Ausdrucksweise zugeschrieben.

Zu Nisanci müssen wir sagen, dass er im 15. Jahrhundert in der Türkei lebte. Es gibt noch einen weiteren Dichter, der ebenfalls Türkisch schrieb und fast genauso heißt wie Nisanci, nämlich Nizami (Ganjavi). Er wird manchmal mit Nisanci verwechselt, lebte aber rund 350 Jahre früher, und zwar in Aserbeidschan. Er ist vielleicht noch berühmter als sein türkischer Kollege, was zur Folge hatte, dass ihm im Jahre 2012 in Rom ein Denkmal in der Villa Borghese gesetzt wurde. Zur Einweihungszeremonie war eigens die Vizepräsidentin von Aserbeidschan erschienen, die angeblich 50 Jahre alt sein soll, allerdings wie 15 aussieht. Sie hat das Glück, nicht nur Vizepräsidentin von Aserbeidschan zu sein, sondern auch Ehefrau des Präsidenten, über dessen Alter zu sprechen in Aserbeidschan vor etwa einhundertzwanzig Jahren per Gesetz verboten wurde. Er ist also auf jeden Fall jung, wenn auch sicher mit einer gewissen Erfahrung jedenfalls in Liebesdingen ausgestattet, ungefähr so wie Goethe mit Mitte 60, als er die folgenden beiden Gedichte schrieb:

### *Lesebuch*

Wunderlichstes Buch der Bücher

Ist das Buch der Liebe!

Aufmerksam hab ich's gelesen:

Wenig Blätter Freuden,

Ganze Hefte Leiden;

Einen Abschnitt macht die Trennung.

Wiederseh'n! ein klein Kapitel,

Fragmentarisch. Bände Kummers

Mit Erklärungen verlängert,

Endlos, ohne Maß.

O Nisami! – doch am Ende

Hast den rechten Weg gefunden;

Unauflösliches, wer lös't es?

Liebende, sich wieder findend.

*Ja, die Augen waren's, ja, der Mund ...*

Ja, die Augen waren's, ja, der Mund,  
Hüfte schmal, der Leib so rund  
Wie zu Paradieses Lüsten.  
War sie da? Wo ist sie hin?  
Ja! sie war's, sie hat's gegeben,  
Hat gegeben sich im Fliehn  
Und gefesselt all mein Leben.

Indem die Geliebte davon ging, hat sie mich für mein ganzes Leben gefesselt. Ich komme nicht von ihr los. So muss ich glauben, dass die Flucht ihre Art war, sich mir zu schenken.

## **5. Und ewig lockt die Locke**

*Gewarnt*

Auch in Locken hab' ich mich  
Gar zu gern verfangen,  
Und so, Hafis, wär's wie dir  
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten sie  
Nun aus langen Haaren,  
Unterm Helme fechten sie,  
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann,  
Läßt sich so nicht zwingen:  
Schwere Ketten fürchtet man,  
Rennt in leichte Schlingen.

Anziehung und Abstoßung, Angst und Liebe, Nähe und Fremdheit, Gier aufeinander, Abscheu voreinander – zwischen dem einen und dem anderen Menschen, beiderlei Geschlechts, manchmal verwandelt sich Gier in Abscheu, Sehnsucht in Fluchtsucht innerhalb kurzer Zeit.

Goethe erlebte einen modischen Umbruch bei Frauenfrisuren. In seiner Jugend trugen sie kurze Lockenköpfe, gepudert, wie Königspudel. In der Romantik flocht man das Haar gern zu Zöpfen, die manchmal wie Helme aufgetürmt wurden und es gab auch Mädchen, die sich als Männer verkleideten und gegen Geld als Soldaten verkaufen ließen in die nordamerikani-

schen Freiheitskriege. Sie blieben aber natürlich Frauen. Auch das Androgyne hat seine lockenden Reize. Achtung! Warnung! Und überhaupt: Wie leicht kann es geschehn, dass einer die gesunde Hure wegschickt, um sich von der kranken Nutte Reden halten zu lassen.

### *Gewarnt*

Auch in Locken hab' ich mich  
Gar zu gern verfangen,  
Und so, Hafis, wär's wie dir  
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten sie  
Nun aus langen Haaren,  
Unterm Helme fechten sie,  
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann,  
Läßt sich so nicht zwingen:  
Schwere Ketten fürchtet man,  
Rennt in leichte Schlingen.

## **6. Tief geschürft**

Der West-Östliche Divan ist ein spielerisches Buch. Viele der Gedichte scheinen schnell geschrieben worden zu sein. Ein Gedankenspiel in Worten, ein Spiel mit Metaphern und dem ganzen lyrischen Schmuck, damit muss man rechnen bei jemandem, der ein halbes Jahrhundert mit dem poetischen Handwerk vertraut ist – so wie man beim Maler nicht damit rechnen muss, dass er neue Formen von Linien und Farben entdeckt, wohl aber, dass er mit Schlangenlinien und Goldfarben experimentiert.

Es ist ein bekannter Vorwurf der gelehrten an die naiven Leser, dass sie literarische Texte zu direkt nehmen, dass sie, wenn von einer Locke die Rede ist, sich immer nur ein geschlängelttes Haar vorstellen und nun wissen wollen, was mit dem Haar los ist, ob und warum es gefärbt wurde, wem es wann vom Haupt gefallen ist, ob es männlich, weiblich oder was sonst ist. Während der literarisch aus- oder eingebildete Leser sofort erkennt, dass der Dichter nicht von einer wirklichen Locke spricht, oder jedenfalls nicht nur, sondern auch von der Locke als Ornament, als Auf und Ab des Lebens, als Zeichen der Liebe, als Schlangenlinie und Bild der Verführung, als Bild auch der Schrift und so weiter und so fort. Also der Künstler spricht direkt von Kunst und vom Leben eben nur durch die Blume, oder, wie gesagt, durch die Locke.

An dieser Stelle hören viele auf, sich für Literatur zu interessieren, weil sie sagen, es wird zu kompliziert, zu abgehoben, das will doch alles keiner wissen. Ja, ich glaube auch, es gibt Wichtigeres als Germanistik und Literaturwissenschaft. Aber ein bißchen macht es auch Spaß, sich der ästhetischen Freude am Wort zu überlassen. Das machen kleine Kinder, wenn sie sprechen lernen und Wörter verdrehen. Und jeder, auch wenn er keine künstlerische Beziehung zur Sprache hat, freut sich über bestimmte sprachliche Wendungen und ärgert sich über andere. Bei öffentlich auftretenden Menschen spielt die Art, wie sie sprechen, mindestens eine so große Rolle wie die Frage, was sie sagen.

Um auf den West-Östlichen Divan zurückzukommen: Denken wir bei dem folgenden Gedicht daran, dass der Dichter das Wort als seine Braut betrachtet. Wenn er von einer Frau spricht, dann meint er vermutlich auch eine konkrete Frau, aber er meint auch die Sprache, das Wort, und so kann man beim Lesen der Hafis-Gedichte sich immer schön im Kreis drehen, bis einem schwindelig wird, wie wenn man den Bewegungen einer Locke nachgeht oder wie wenn man tanzt.

### *Versunken*

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! –  
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren  
Mit vollen Händen hin und wider fahren,  
Da fühl ich mich von Herzensgrund gesund.  
Und küß ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,  
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.  
Der fünfgezackte Kamm, wo sollt er stocken?  
Er kehrt schon wieder zu den Locken.  
Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,  
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,  
So zart zum Scherz, so liebeviel!  
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,  
Man wird in solchen reichen Haaren  
Für ewig auf und nieder fahren.  
So hast du, Hafis, auch getan,  
Wir fangen es von vornen an.

## **7. Das Hin-und Hergeworfensein des Herzens**

Eine schwache Seele wie die meine sucht gern die Auflösung von Zweifeln in eindeutigen Ergebnissen. Darf ich mich freuen? Soll ich mich sorgen? Ja

was denn nun? Auf den Gedanken zu kommen, es könnte beides zutreffen, ja, es für möglich zu halten, dass ein Drittes, nämlich das Hin- und Hergeworfensein zwischen zwei Zuständen, zwischen Angst und Freude zum Beispiel, dass dieses taumelnde, schwindligmachende Trunkenheitsgefühl ein Gefühl aus eigenem Recht ist, dass das Hin- und Hergeworfensein des Herzens eine eigene Lust sein kann – davon handeln die Gedichte „Bedenklich“ und „Liebchen, ach! im starren Bande ...“

Edelsteine und ihre Farben spielen in der Liebe gern eine Rolle. Die grüne Farbe des Smaragds ist ein Augentrost, man kennt aber auch das Sprichwort: „Grüne Augen Froschnatur – von der Liebe keine Spur!“

### *Bedenklich*

Soll ich von Smaragden reden,  
Die dein Finger niedlich zeigt?  
Manchmal ist ein Wort vomnöten,  
Oft ist's besser, daß man schweigt.

Also sag' ich, daß die Farbe  
Grün und augerquicklich sei;  
Sage nicht, daß Schmerz und Narbe  
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! du magst es lesen!  
Warum übst du solche Macht!  
„So gefährlich ist dein Wesen  
Als erquicklich der Smaragd.“

In einigen Ausgaben des West-Östlichen Diwan erscheint im Anschluss an „Bedenklich“ ein Gedicht, das keinen Titel trägt, und zum vorangegangenen durch einen Gedankenstrich in ein offenes Verhältnis gestellt ist. Ob das zweite aus dem ersten folgt oder eine Gegenbewegung darstellen soll, ist unklar.

„Liebchen, ach!“ wird dieses Gedicht genannt, wenn es einzeln, auf sich alleine gestellt erscheint. Goethe hat dieses Gedicht für Marianne von Willemer geschrieben, eine etwa 40 Jahre jüngere Frau, der er in den Jahren der Niederschrift des West-Östlichen Diwan durch ein liebes Verhältnis verbunden war – es soll, wie man heute sagt, zum Austausch von Zärtlichkeiten hinter Rosenhecken in Heidelberg gekommen sein – was die dichterische Produktivität Goethes messbar begünstigte. Als der West-Östliche Diwan erschien, 1819, wurde Goethe 70, die Willemer-Affäre lag vier Jahre

zurück, Goethe verleugnete aber seine verfllossene Verliebtheit keineswegs, bedauerte nur, dass die schönen Lieder, die er damals schrieb, nun zwischen steife Buchrücken gezwängt werden mussten, was aber den Vorteil hat, dass sie eine gewisse Form der Dauerhaftigkeit, ja vielleicht ewigen Lebens bewahren können.

*Liebchen, ach! im starren Bande ...*

Liebchen, ach! im starren Bande  
Zwängen sich die freien Lieder,  
Die im reinen Himmelslande  
Munter flogen hin und wider.  
Allem ist die Zeit verderblich,  
Sie erhalten sich allein!  
Jede Zeile soll unsterblich,  
Ewig wie die Liebe sein.

## 8. Gewissensbisse

Die folgenden Zeilen sind, wie die anderen vielleicht auch, aber diese ganz besonders, aus männlicher Perspektive geschrieben. Möglich, dass sie, *mutatis mutandis*, auch dem weiblichen Erfahrungshorizont nicht ganz fremd sind. Es geht um zwei Arten von Reue und schlechtem Gewissen in bestimmten Lebenslagen, nämlich erstens beim Aufwachen aus kurzem Schlaf nach, in irgendeiner Gastwirtschaft oder Bierschenke, durchzechter Nacht, zweitens um das Erwachen in einem unbekanntem Bett neben einer Bettgesellin, die man ebenfalls gar nicht oder doch in diesem Zusammenhang so ganz genau nicht kannte und auch nie den Wunsch hatte kennenzulernen. Diese, gern im fahlen Licht des Morgens eintretende, beklemmende Überraschung ist oft verbunden mit dem düsteren Verdacht, dass etwas vorgefallen sein muss, das besser nicht vorgefallen wäre und weiter verbunden mit dem gebieterischen Impuls des Fluchtinstinkts. Diese unangenehme Gefühlslage, in der sich Reue, Scham und Fluchtgedanken mischen, muss auch der persische Dichter Hafis gekannt haben, als er, im 14. Jahrhundert, die folgenden Verse schrieb:

„Ich fing an in der Rosenzeit  
Der Reue des Trinkens mich zu schämen,  
Und doch soll niemand des, was er  
nicht recht getan sich schämen.

Es ist die Eingezogenheit  
Auf meinem Wege nur ein Fallstrick,  
Denn ich will mich der Schönen nicht

Und nicht der Schenken schämen.“

Hafis gibt also, wenn ich ihn recht verstehe, den Rat, in einer solchen Lage, sich nicht durch Scham und Reue selbst in die Enge zu treiben, sondern sich zu freuen. Schließlich scheint man sich ja beim Trinken so wohl gefühlt zu haben, dass man in der weitgehend Unbekannten, die man neben sich hat, eine Schönheit zu sehen in der Lage war, was, selbst wenn es sich um einen Irrtum handelte, doch von einer optimistischen Weltsicht zeugt. Immerhin besser, betrunken eine Schönheit zu entdecken, die es in Wahrheit gar nicht ist, als nüchtern eine Frau für hässlich zu halten, die in Wirklichkeit schön ist.

Dieses in Wahrheit noch etwa zehn weitere Strophen enthaltende Gedicht hat Goethe spätestens am 24. Mai 1815 gelesen und völlig auf den Kopf gestellt. Die Situation, mit der er sich in seinem Gedicht „Schlechter Trost“ auseinandersetzt, ist nicht die der durchzechten, sondern der nüchternen Nacht, und auch nicht die der Entdeckung einer Fremden in ungeahnter körperlicher Nähe, sondern die Abwesenheit einer ganz nah geglaubten Geliebten. Es ist, wie der Diwan-Kommentator Hendrik Birus schreibt, die komplementäre Seite zu der Welt des ausgelassenen und leichtsinnigen Liebhabers, es ist der einsam um seine Liebe Trauernde in der Nacht, der feststellen muss, dass nicht einmal die Gespenster sich für seinen Kummer interessieren.

### *Schlechter Trost*

Mitternachts weint' und schluchzt' ich,  
Weil ich dein entbehrte.  
Da kamen Nachtgespenster,  
Und ich schämte mich.  
„Nachtgespenster“, sagt' ich,  
„Schluchzend und weinend  
Findet ihr mich, dem ihr sonst  
Schlafendem vorüberzogt.  
Große Güter vermiss' ich.  
Denkt nicht schlimmer von mir,  
Den ihr sonst weise nanntet,  
Großes Übel betrifft ihn!“  
Und die Nachtgespenster  
Mit langen Gesichtern  
Zogen vorbei,  
Ob ich weise oder torig,  
Völlig unbekümmert.

## 9. Manchmal ist es gut, die Lage schönzureden

In der Schule hatte er viele Freunde, wegen seines ausgleichenden Charakters. Es gab andere, zum Beispiel seinen Bruder, die zu pointierten und witzigen Bemerkungen fähig waren, und zwar rasch. Schlagfertige, blitzgescheite Leute. Zu denen gehörte er nicht, er war langsam im Denken und noch langsamer im Reden. Ich gebe zu, es war nicht nur Dummheit, es lag noch an etwas anderem. Es lag daran, dass er der Wirklichkeit, also dem, was er vor Augen sah, misstrauisch gegenüberstand. Es hängt möglicherweise mit seiner katholischen Erziehung zusammen. Wenn es Menschen gibt, die eigentlich Engel sind, wenn es Menschen gibt, die von den Toten auferstehen, wenn es Menschen gibt, die Wasser in Wein verwandeln – also selbst, wenn man das alles nur im übertragenen Sinn versteht, z. B. dass Wasser so gut schmecken kann wie Wein ... Warum sollte, so fragte er sich, ein Mädchen, nur weil es sich abweisend verhielt oder ihn spöttisch ansah, ihn nicht in Wirklichkeit lieben? Seine Freunde in der Schule, die es gut mit ihm meinten, sagten immer: Du kannst die Wahrheit nicht vertragen. Sie mag Dich nicht. Du bist kein Typ für sie. Du siehst nicht gut genug aus. Du bist langweilig. Aber das willst Du ja nicht hören. Du kannst die Wahrheit nicht vertragen. Wahrscheinlich war es so. Er konnte die Wahrheit nicht vertragen.

### *Genügsam*

„Wie irrig wähnest du,  
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.  
Das könnte mich nun gar nicht freuen,  
Sie versteht sich auf Schmeicheleien.“

### *Dichter*

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!  
Mir diene zur Entschuldigung:  
Liebe ist freiwillige Gabe,  
Schmeichelei Huldigung.

## 10. Wer bringt der Braut den Blumentopf?

Natürlich der Wiedehopf, wie es im schönen Volkslied von der Vogelhochzeit heißt. Der Wiedehopf, der in arabischer Sprache Hudhud heißt, hat kulturübergreifend den Ruf eines Botschafters der Liebe. Er soll sogar zwischen Salomo und der Königin von Saba das erste Zusammentreffen vermittelt haben. Auskunft darüber, welches seiner äußeren Merkmale ihn in der Vorstellung der alten Kulturen zum Kundschafter bestimmt hat, habe ich nir-

gendwo finden können. Ob es sein leicht geziert wirkender Gang war, der wie das Hin- und Hergerenne eines ehrgeizigen, aufgeregten, unsicheren und wichtigtuersischen Beamten wirkt? Ob es sein auffälliges Kopfgefieder war, das einem auf- und zuklappbaren Fächer gleicht, der doppelt so groß ist wie der Kopf und längs zur Blickrichtung des Vogels steht? Vielleicht auch der morsetonartig ausgestoßene Ruf, der so weich und fast etwas melancholisch klingt wie auf einer Pansflöte geblasen?

Wer weiß? Goethe hat wie Hafis mehrere Gedichte über das Treiben des merkwürdigen Vogels geschrieben, eines dieser Gedichte steht im West-Östlichen Divan. Es enthält übrigens zwei Freiheiten, eine grammatische und eine rhetorische, die bei Goethe öfter vorkommen und deren erste, wenn sie sich heute ein Schüler in einem Aufsatz nähme, mit ziemlicher Sicherheit von jedem Deutschlehrer als Fehler angestrichen würde. Die erste Besonderheit ist die Voranstellung des Akkusativobjektes. Statt zu sagen, ich suchte im Stein die versteinen Muscheln, sagt Goethe: Die Muscheln, im Stein suchte ich die versteinen. Die zweite Besonderheit ist die Verwendung der sogenannten *figura etymologica*. Beispiel für eine *Figura etymologica*: Der moderate Moderator. Eine falsche *Figura etymologica* findet man bei James Joyce: *The chinless chinese*, der kinnlose Kinese, der polose Pole, zweifelhaft: der französische Franziskaner.

### Gruß

O wie selig ward mir!  
Im Lande wandl' ich,  
Wo Hudhud über den Weg läuft.  
Des alten Meeres Muscheln,  
Im Stein sucht' ich die versteinen;  
Hudhud lief einher,  
Die Krone entfaltend;  
Stolzierte, nekischer Art,  
Über das Tote scherzend,  
Der Lebend'ge.  
„Hudhud“, sagt ich, „fürwahr!“  
Ein schöner Vogel bist du.  
Eile doch Wiedehopf!  
Eile, der Geliebten  
Zu verkünden, dass ich ihr  
Ewig angehöre.  
Hast du doch auch Zwischen Salomo  
Und Sabas Königin  
Ehemals den Kuppler gemacht!

## 11. Ergebung

Vor langer Zeit besuchte ich eine Lesung mit dem Dichter Günter Kunert im Heinrich-Heine-Haus in Düsseldorf. Es war die Art Lesung, die man heute abschätzig als „Wasserglas-Lesung“ bezeichnet, und über die es einen wunderbaren Film von Loriot gibt. Ich muss allerdings zugeben, dass ich damals ein absoluter Fan von „Wasserglas-Lesungen“ war. Obwohl mir das Komische an der Lyrik-Liturgie nicht entging, war mir jedes Wort, jedes wunde Lächeln, jeder Räusperer des Dichters heilig und ich hätte zu jeder Zeit meines Lebens den Beruf eines Richters, den ich ausübte, mit dem eines einigermaßen anerkannten Dichters getauscht, nur um ein einziges Mal in der depressiven Heilsbringer-Pose Krawehls irgendwelche unverständlichen Worte als mein Spätwerk „Nebel I“ bis „Nebel IX“ von mir zu geben und dafür die begeisterte Gerührtheit der empfindsamsten Frauenseelen in mich hineinschlürfen zu dürfen. Wem sonst als einem tiefgründigen Lyriker vom Stamme Krawehl würde es glücken, zwei Dinge gleichzeitig bei einer jungen Frau auszulösen: Hingebungsbereitschaft *und* Schweigen! Was Günter Kunert an dem erwähnten Abend mit bitterer Miene las, waren durchweg extrem pessimistische und tiefdepressive Texte. Man hätte den Tränen nahe sein mögen. Nach dem Ende der Lesung kam die übliche Aufforderung des Moderators an das Publikum, Fragen zu stellen und die übliche Reaktion des Publikums, keine Fragen zu haben. In diesen wenigen Minuten veränderte sich der Gesichtsausdruck und die Körpersprache des Dichters. Er lächelte, erzählte kleine Witze, feixte über sein Honorar, worüber er selbst am lautesten lachte. Kurz, der Mann war quietschvergnügt. Ich dachte damals, die depressiven Texte sind eben nicht mit dem Dichter identisch, sie sind nur das, was er am besten verkaufen kann, eigentlich ist er ein Handelsreisender, nicht für Spirituosen, sondern für Spiritualitäten, er verkauft keinen Wermut, sondern gut destillierte Schwermut. Wenn's den Leuten gefällt, nichts dagegen zu sagen. Und mir gefiel es.

Es kann natürlich auch sein, dass der Zusammenhang zwischen traurigen Einsichten und düsteren Aussichten auf der einen Seite und einem entspannt wirkenden Auftreten auf der anderen Seite tiefgründiger ist und sich nicht darin erschöpft, dass es mit dem Verhältnis des Verkäufers zu seiner Ware parallelisiert werden dürfte. Es gibt Beispiele von Menschen, die ihr Inneres wohl verbergen können. Hölderlin etwa, in der Zeit, als er unter der Trennung von Susette Gontard litt und mit dem Gedanken an einen Doppelselbstmord umging, schrieb die fröhlichsten Briefe an seine Schwester. Es gibt ja auch den schönen Ausdruck: Sich etwas von der Seele schreiben – vielleicht wird man seinen Kummer wenigstens vorübergehend los, wenn man ihn in Worte fasst.

## *Ergebung*

„Du vergehst und bist so freundlich,  
Verzehrst dich und singst so schön?“

Die Liebe behandelt mich feindlich!  
Da will ich gern gesteh'n:  
Ich singe mit schwerem Herzen.  
Sieh doch einmal die Kerzen!  
Sie leuchten, indem sie vergeh'n.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,  
Wo es recht wüst und einsam wäre;  
Da fand er denn mein ödes Herz,  
Und nistete sich in das leere.

Manchmal liest man in Jurybegründungen für die Zuerkennung von Lyrikpreisen, die Preisträgerin schreibe eine „leuchtende“ Sprache, oder es heißt, ihre Worte „funkeln“ und so weiter. Das kann sehr treffend sein, und die vorstehenden Goethe-Zeilen zeigen einen Grund, aus dem Lieder Eigenschaften des Feuers haben können. Lyrik, die dem eigenen Leiden abgewonnen ist, vor allem wenn das Leiden aus den Elementen Liebe und Not besteht, ist ein Akt der Selbstverbrennung. Oder, um es in den Worten meiner so früh verstorbenen Jugendfreundin B. N. zu sagen: Glühen ist ein tödliches Geschäft.

## **12. Unvermeidlich**

Wenn Dichten und Singen im Dienst der Liebe für die Dichterin genauso gefährlich ist wie das Abbrennen für eine Kerze: So lautet natürlich die Frage des gesunden Menschenverstands an die Dichterin wie an die Kerze: Dann lass es doch ganz einfach sein! Hör auf zu brennen, hör auf zu schreiben, wenn Du's nicht vertragen kannst. Wenn Dir der Arzt sagt, das Saufen ruiniert Dich, dann sauf eben nicht. Was soll daran schwer sein, keine Gedichte zu schreiben. Milliarden von Menschen seit der Erschaffung der Welt haben nie ein Liebesgedicht geschrieben. Und die Antwort, die Goethe auf diese Frage gefunden hat, bietet das 12. Gedicht im 3. Buch des West-Östlichen Divan an:

### *Unvermeidlich*

Wer kann gebieten den Vögeln  
Still zu sein auf der Flur?

Und wer verbieten zu zappeln  
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungebärdig,  
Wenn mir die Wolle kraus't?  
Nein! Die Ungebärden entzwingt mir  
Der Scherer, der mich zerzaus't.

Wer will mir wehren zu singen  
Nach Lust zum Himmel hinan,  
Den Wolken zu vertrauen,  
Wie lieb sie mir's angetan?

In feuilletonistischen Fragebögen an berühmte Personen findet man oft die Frage: Welchen Fehler verzeihen Sie am ehesten? Eine Zeitlang hieß die von sehr unterschiedlichen Menschen gegebene – und damit natürlich auch zur Schau gestellte – Antwort: Die aus Liebe begangenen. Wir erinnern uns vielleicht, dass im griechischen Götterhimmel die Regel bestand, dass alle Eide, die Götter schwören, bei Strafe des Verlusts der Eigenschaft als Gott einzuhalten waren. Mit der einen Ausnahme von Liebesschwüren. Also genau die Schwüre, deren Nichteinhaltung die tiefsten Verletzungen bei dem, dem ich geschworen habe, hervorrufen, darf ich im Zweifel brechen und erhalte eine augenzwinkernde Absolution. „Schatz, es tut mir so leid, aber ich konnte nicht anders. Das Gefühl war stärker!“ Herzlichen Glückwunsch!

Hier noch zwei Strophen aus dem Hafis-Gedicht, an dem Goethe sich orientiert hat:

„Trink ich vom Rubine der Lippen,  
Ach, wo bleibt mein Verstand?  
Sehe ich das trunkene Auge,  
Wer bewahret mich dann?

...

Sag nicht: Unterdrücke den Odem,  
Oder: Schweige jetzt still!  
Wer kann gebieten den Vögeln?  
Still zu seyn auf der Flur?“

### **13. Die Macht der Blicke**

Man sagt immer, Goethe war ein Augenmensch, aber wer wäre das nicht. Augen sind Fenster der Seele. Schöne Augen überstrahlen manchen Schön-

heitsfehler. Auch blinde Augen können auf eine rätselhafte Weise schön sein. Von alters her ist der Blick eines Menschen ein Kennzeichen der Macht. Hoheitsvoll schauen die Götter und Fürsten, Adlern gleich. Aber auch die mit dem Teufel im Bund stehen, üben ihre Macht manchmal durch Blicke aus, böse Blicke, Hexenblicke.

Dass schöne Augen die Liebe wecken, ist das Eine. Das andere ist, dass Liebe dem Liebenden schöne Augen macht. Bestimmt gibt es Forscher, die die physiologische Seite des verliebten Blicks betrachtet haben. Ich wette, im Augewasser lassen sich andere chemische Zusammensetzungen beobachten, je nach dem Grad der erotischen Stimulation des Menschen. Jedenfalls unterhält die Frauenzeitschrift „Brigitte“ unter dem Label „Brigitte community“ ein Chatforum zum Thema: „Wenn es ‚funkt‘ und die ‚Chemie stimmt‘“.

Dass ein schöner Mensch die Augen auf sich zieht und in Gesellschaft Macht ausübt, weil nur er entscheidet, wem er seine Blicke schenkt – das kennen wir. Und hier ist Goethes vorletztes Gedicht aus dem Buch der Liebe im West-Östlichen Divan:

### *Geheimes*

Über meines Liebchens Äugeln  
Stehn verwundert alle Leute;  
Ich, der Wissende, dagegen  
Weiß recht gut, was das bedeute.

Denn es heißt: „Ich liebe diesen,  
Und nicht etwa Den und Jenen.“  
Lasset nur, ihr guten Leute,  
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten  
Blicket sie wohl in die Runde;  
Doch sie sucht nur zu verkünden  
Ihm die nächste süße Stunde.

Angeregt wurde Goethe zu diesem Gedicht durch ein Ghasel von Hafis, dessen erste Strophe lautet:

„Ueber meines Liebchens Aeugeln  
Staunen alle Unerfahrne,  
Ich bin so wie ich erscheine,  
Während sie es anders wissen“

## 14. Geheimstes

Das Äugeln in größerer Gesellschaft als Vorspiel zu einem Flirt zielt auf eine gewisse Geheimhaltung, es ist jedenfalls diskreter als jede verbale Annäherung es sein kann. So richtig geheim ist es aber nicht, denn die anderen haben ja auch Augen zu sehen. Es ist also eher eine Form der Geheimnistuerei. Vielleicht erinnern wir uns an das Volkslied „Wenn alle Brunnlein Fließen“, in dem es um verstohlene Liebessignale geht:

„... Ja, winken mit den Äugelein,  
Und treten auf den Fuß;  
's ist eine in der Stube drin,  
Die meine werden muß,  
's ist eine in der Stube drin,  
Ju, ja, Stube drin,  
Die meine werden muß ...“

Im Schlussgedicht des Buchs der Liebe ist der Grad der Vertraulichkeit noch einmal gesteigert. Das Gedicht trägt den Titel „Geheimstes“ und macht dieser Überschrift alle Ehre. So richtig weiß nämlich bis heute keiner, was es genau bedeutet. Das passt natürlich bestens zum Thema, denn was genau Liebe ist, kann ja ebenfalls niemand verbindlich sagen. Und diese Unwägbarkeit ist es, von der zum Beispiel auch die sogenannte *Yellow-Press* lebt, indem sie mit Spekulationen über angebliche oder tatsächliche Liebesgeschichten vor allem berühmter Menschen Geld verdient. Das war schon zu Goethes Zeit so, als man über das Privatleben der jungen österreichischen Kaiserin Maria Ludovika Beatrix von Österreich-Este alle möglichen Geschichten in den Zeitungen lesen konnte, u. a. wurde ihr auch eine Liebesbeziehung zu Goethe nachgesagt. Sie hatten sich in Teplitz bei der Sommerkur 1812 kennengelernt und Goethe war vor ihrer Schönheit, vor ihrer Intelligenz und Präsenz nahezu verstummt, was ihm selten passierte. Noch lange nach den Teplitzer Begegnungen hat er über sie nachgedacht und, wenn das Bild erlaubt ist, mit der schattenhaften Erinnerung an sie geflirtet. Das Schönste, was er sich vorstellen konnte, war, dass sie in seiner Abwesenheit es sich gefallen ließe, dass jemand ihr gegenüber seinen Namen ausspräche. Eine Form von *unio mystica* erträumte sich Goethe und etwas davon kommt in dem Gedicht zum Ausdruck:

### *Geheimstes*

„Wir sind emsig, nachzuspüren,  
Wir, die Anekdotenjäger,  
Wer dein Liebchen sei und ob du  
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn daß du verliebt bist, seh'n wir,  
Mögen dir es gerne gönnen;  
Doch daß Liebchen so dich liebe,  
Werden wir nicht glauben können.“

Ungehindert, liebe Herren,  
Sucht sie auf! nur hört das eine:  
Ihr erschrecket, wenn sie dasteht!  
Ist sie fort, ihr kos't dem Scheine.

Wißt ihr, wie *Schaháb-ed-dín*  
Sich auf *Arafat* entmantelt,  
Niemand haltet ihr für törig,  
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaisers Throne  
Oder vor der Vielgeliebten  
Je dein Name wird gesprochen,  
Sei es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer,  
Als einst *Medschnun* sterbend wollte,  
Daß vor *Leila* seinen Namen  
Man forthin nicht nennen sollte.

Wer waren nochmal Medschnun und Leila? Leila und Madschnun entbrannten schon als Kinder in Liebe zueinander, doch ihre Familien widersetzten sich der Heirat. Verzweifelt zog sich Madschnun zu den wilden Tieren in die Wüste zurück. Indem er Leila besingt, wird er hier in der Wüste zur „Harfe seiner Liebe und Qual“; seine Verse dringen auf den Karawanenwegen der Wüste bis in die Gassen und Bazare der großen Städte.



Porträt des persischen Dichters Hafis (14. Jh.)

Ausschnitt aus einem Manuskript des 18. Jahrhunderts (British Library)

#### 4. Viertes Buch – Tefkir Nameh – Buch der Betrachtungen

Das „Buch der Betrachtungen“ ebenso wie die beiden folgenden, nämlich das „Buch des Unmuts“ und das „Buch der Sprüche“, bilden einen gewissen Kontrast zu den ersten drei Büchern, in denen Liebe, Poesie und Lebensfreude ineinander fließen. Vom vierten bis zum sechsten Buch trägt Goethe dem Befund Rechnung, dass auch Dichter nicht von Luft und Liebe leben. Da Goethe selbst seinen Divan für kommentierungsbedürftig hielt, hat er ihm „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-Östlichen Divans“ beigegeben. Darin erklärt er auf rund 250 Seiten das auch ihm ursprünglich fremd gewesene orientalische Fühlen und Denken und setzt es mit seinen Gedichten ins Verhältnis. Zu den Büchern der Betrachtungen, des Unmuts und der Sprüche schreibt er u. a. dies:

„Das Buch der Betrachtung ist praktischer Moral und Lebensklugheit gewidmet, orientalischer Sitte und Wendung gemäß. Das Buch des Unmuths enthält Gedichte, deren Art und Ton dem Osten nicht fremd ist. Denn gerade ihre Dichter, welche Gönnern und Beschützern die herrlichsten Lobpreisungen erteilen, verlieren alles Maß, wenn sie sich zurückgesetzt sehen, oder nicht hinreichend belohnt glauben. Ferner liegen sie immer mit Mönchen, Heuchlern und dergleichen im Streit; auch mit der *Welt*, wie sie den verworrenen Gang der Dinge, der beynahe von Gott unabhängig erscheint, nennen, sind sie immerfort im Kampfe begriffen. Auf gleiche Weise verfährt der deutsche Dichter, indem er das, was ihn widerwärtig berührt, heftig und gewaltsam abweist. Mehrere dieser Gedichte werden sich erst in späten Zeiten für den Abdruck eignen. ... Erfreulicher ist das Buch der Sprüche. Es besteht aus kleinen Gedichten, zu welchen orientalische Sinnreden meist den Anlass gegeben haben.“

##### 1. Höre den Rath

*Höre den Rat, den die Leier tönt ...*

Höre den Rat, den die Leier tönt;  
Doch er nutzt nur, wenn du fähig bist.  
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,  
Wenn der Hörer ein Schiefuhr ist.

„Was tönt denn die Leier?“ Sie tönet laut:  
Die schönste' das ist nicht die beste Braut;  
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,  
So mußst du das Schönste, das Beste wollen.

Warum denkt der Mensch nach? Warum betrachtet er die Dinge um sich herum? Weil er kann oder weil er soll? Weder noch, denke ich. Sondern? Weil er muss. Not macht erfinderisch. Man denkt nach, um Wege zu einem Ziel zu finden, das Ziel ist Befriedigung eines Bedürfnisses, und sei es nur das des Spiels.

Eine wichtige Voraussetzung zum Nachdenken ist die Beobachtung. Die Beachtung der Sinneswahrnehmungen. Zu ihnen gehört alles, was man fühlt und sieht und riecht und hört. Auch Worte gehören dazu, auch Musik gehört dazu. Man muss genau und unvoreingenommen beobachten, man darf nicht mit scheelem Blick schauen und nicht mit schiefem Ohr hören. Und das schönste Wort ist nicht allein um seiner Schönheit willen das beste; aber nur, wer das moralisch Beste und ästhetisch Schönste sucht, darf sich unter die Künstler zählen. *Man muss wach sein, wenn man den Rat hört, beweglich wie die Hand, die die Saiten rührt, man muss etwas tun.*

Auch für dieses Gedicht besteht eine Vorlage von Hafis in der Übersetzung von Hammer-Purgstall. Und diese Vorlage ist interessant: Bei Hafis geht es nämlich nicht, wie bei Goethe, um die allgemeine Frage, wie man generell am besten Rat aufnimmt. Hafis spricht von einer sehr speziellen praktischen Situation der Ratbedürftigkeit. Das zu lösende Problem lautet: Mit wem geh ich saufen, mit wem nicht?

Frühling ist's, höre mich, sey nun fröhlich,  
Rosen blüh'n noch einst, wenn Du Rasen bist.  
Soll ich Dir sagen, mit wem zu trinken,  
da Du selber es weißt und weise bist?

Höre den Rat, den die Leier tönnet ...

## 2. Zahlen

„Drei Dinge braucht der Mann: Feuer, Pfeife, *Stanwell*.“ Auch Werbung ist Merkspruch-Literatur und diese stets nah am Volksmund und am Abzählreim – 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 – wo ist meine Frau geblieben? Man soll es gut im Gedächtnis behalten können.

So auch im Gedicht „Fünf Dinge“, das Goethe aus der französischen Übersetzung eines persischen Vorbilds gemacht hat. Die – wiederum von Hammer-Purgstall vom Französischen ins Deutsche übersetzte – Überschrift des von einem gewissen Scheich Attar stammenden persischen Textes lautet: „Von fünf Dingen, die niemals zusammen mit fünf anderen Dingen auftreten.“ Die bei Scheich Attar genannten fünf Inkompatibilitäten hat Goethe für sein Gedicht nahezu wörtlich übernommen. Eine bedeutsame Abweichung finde ich nur in einer Beziehung: Goethe sagt, der stolzen Brust werde niemals Freundschaft entspringen, was mir unmittelbar einleuchtet,

denn Stolz dürfte meist mit leidenschaftlicher Egozentrik verbunden sein, was freundschaftliche Beziehungen nicht zulässt. Der persische Scheich hatte dagegen etwas anderes gesagt: „Freundschaft findet sich nicht in den Herzen der Könige; das ist eine unanzweifelbare Wahrheit, wie sie durch das Zeugnis gelehrter Menschen bekräftigt wird.“ Das ist nicht weniger als ein radikaler Generalverdacht gegen alle Menschen in leitenden Stellungen. Dass Goethe, der sein Leben lang Umgang mit Mächtigen hatte und auch selbst Macht ausübte, sich einen für das moralische Selbstbewusstsein der Elite so niederschmetternden Satz nicht zu eigen machen konnte, lässt sich verstehen. Ein bißchen feige find ich's trotzdem.

### *Fünf Dinge*

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,  
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:  
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;  
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;  
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;  
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;  
Der Lügner hofft vergeblich Treu und Glauben –  
Das halte fest, und niemand laß dir's rauben.

### **3. Oberstudienrat Goethe**

Man sagt, Goethe sei als miterziehender Vater nicht sehr erfolgreich gewesen. Eine Aussage, die nur dann einen gewissen Sinn ergibt, wenn man voraussetzt, dass Erziehung erfolgreich sein kann, dass es also möglich ist, durch bestimmte bewusst ergriffene lenkende Maßnahmen (Gebote, Verbote, Vorbild, Anregung, Gespräch, Sanktionen) einen jungen Menschen so zu beeinflussen, dass ein bestimmtes gewolltes Ergebnis eintritt, indem man einen Charakter bilden, gute Eigenschaften wecken, die Fähigkeit zum Glücklichsein befördern, Wissen vermitteln kann. Ich bin mir in dieser Frage nicht so sicher. Wenn ich Eltern über ihre Kinder sprechen höre, höre ich sehr viel Lob und oft findet das Lob statt für Eigenschaften, von denen ich den Eindruck habe, dass die Eltern sie gern hätten. Es gefällt mir, wenn Eltern gut über ihre Kinder sprechen. Es macht mich unruhig, wenn ich das Gefühl bekomme, die Eltern sprechen gut über ihre Kinder, um etwas über sich selbst zu sagen. Die meisten dieser gelobten Kinder würden vermutlich staunen, wenn man ihnen sagte, sie seien die Ergebnisse von guter Erziehung. Es könnte sein, dass wir, die wir ja alle Kinder sind, von unseren Eltern, wenn sie uns Pünktlichkeit predigen, nicht Pünktlichkeit lernen, sondern Predigen. Wir lernen von unseren Eltern und Erziehern, aber vielleicht nicht das, was sie uns lehren, sondern die Art, wie sie uns lehren. Was

würde man also aus dem nachfolgenden Spruchgedicht lernen? Vermutlich nur eins: Sprüche machen.

*Was verkürzt mir die Zeit...*

Was verkürzt mir die Zeit?

Tätigkeit!

Was macht sie unerträglich lang?

Müßiggang!

Was bringt in Schulden?

Harren und Dulden!

Was macht Gewinnen?

Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?

Sich wehren!

Stimmt natürlich alles! Also frisch zu Pferde, ran an den Speck, nicht lange gefackelt, probieren geht über studieren, Frechheit siegt, frisch gewagt, vorwärts und nicht vergessen!

Ehrlich gesagt, ich habe solche Parolen immer schrecklich gefunden, eine Boxer-Moral, noch übler als die Parolen gehen mir die Leute auf die Nerven, die nach solchen Parolen leben. Eine nah- oder fernöstliche Vorlage für dieses Gedicht gibt's übrigens nicht. Was für den guten Geschmack der östlichen Philosophen spricht.

P.S.:

Nachdem ich anfangs nicht verstehen konnte, warum ein so gebildeter und vornehmer Mensch wie Goethe derart platte Weisheiten ausspucken konnte, kam mir schließlich doch noch eine Idee: Vielleicht versteht sich das Gedicht satirisch? Oder gibt es noch eine Möglichkeit? Kann es sein, dass Goethe hier für seine Enkel geschrieben hat? Als sehr einfache Antworten auf sehr einfache Fragen: Wie krieg ich die Zeit klein? Mach was.

#### **4. Ästhetik der Moral**

Ich finde, die Frage, warum man eigentlich Gutes tun soll, ist die interessanteste Frage der Morallehren. Abgesehen von Problemen der Sexualmoral stimmen die meisten Religionen in der Beschreibung dessen, was gut ist und was nicht, im Wesentlichen überein. Dass man Armen hilft, nicht stiehlt, nicht lügt, nicht zu viel Alkohol trinkt und so weiter – darüber besteht zwischen Atheisten, Christen, Hindu, Muslimen und Anhängern aller möglichen anderen Lehren kein Meinungsunterschied. Die Unterschiede in der Sexualmoral lassen wir beiseite. Nur: *Warum* man sich so verhalten soll,

ob aus Liebe zu Mohammed, Christus, der Vernunft – darüber führt man Debatten, notfalls mit Waffengewalt. Eine verblüffend freie und rationale Antwort gibt Goethe im dritten „Fünfer“-Gedicht. Er sagt nämlich, es lohnt sich, Almosen zu geben. Und zwar nicht erst im Jenseits oder weil es den gesellschaftlichen Frieden aufrechterhält, sondern weil es ein Genuss ist. Der Anblick einer zur Entgegennahme von Hilfe sich öffnenden Hand ist schön. Und Goethe vergleicht die Schönheit dieser Geste des Empfangens mit vier weiteren Ausdrucksformen unterschiedlicher Freuden: Dem Augen-Zeichen eines Mädchens, dem Blick des Trinkers, der sich aufs Getränk freut, dem Herrn, der statt zu befehlen freundlich bittet, und dem Schein der Sonne im Herbst (wo sie eigentlich gar nicht mehr scheinen müsste). Das Freiwillige, das Mutwillige, das Freie an der sozialen Geste ist das Schöne. Um dieses Genusses willen lohnt es sich, Gutes zu tun.

*Lieulich ist des Mädchens Blick ...*

Lieulich ist des Mädchens Blick, der winket;  
Trinkers Blick ist lieblich, eh' er trinket,  
Gruß des Herren, der befehlen konnte,  
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.  
Lieblicher als alles dieses habe  
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe  
Dürft'ge Hand so hübsch entgegendränget,  
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.  
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!  
Schau es recht, und du wirst immer geben.

## **5. Auf den Kopf gestellt**

In der Bibel steht, man soll seinen Nächsten wie sich selbst lieben. Wenn man das tut, also recht ordentlich liebt – so die übliche Lesart – wird es nicht ausbleiben, dass man, wenn der Nächste ein bedürftiger Mensch ist, ihm hilft. Und dass einen anschließend, von der eigenen Wohltätigkeit entzückt, ein angenehmes Gefühl durchfließt. Goethe scheint den Zusammenhang zwischen eigenem Behagen und guter Tat genau umgekehrt zu sehen: Das Geben, jedenfalls das Geben mit eigener Hand, und das Nehmen mit eigener Hand, sind etwas so Schönes, dass der Gebende den Nehmenden gerade wegen der Schönheit des Vorgangs lieben wird. Die Nächstenliebe als ein Ergebnis, nicht als Voraussetzung der guten Tat. Insofern setzt dieses Gedicht das vorige fort: Caritas hat ästhetische Qualität. Und deshalb betrügt uns der Geiz um das Vergnügen an der Schönheit, nicht nur um den guten Charakter.

In Kommentaren wird als Vorstück für dieses und das vorhergehende Gedicht eine Stelle aus dem „Buch der Ratschläge“ (Pand-Nameh) des per-

sischen Apothekers und Dichters Fariduddin Attar (1136–1220) genannt, die sich mit dem islamischen Verständnis des Almosens befasst: „Si tu fais quelque aumone, que ce soit ta main elle-meme qui la distribue“ (übersetzt ins Französische von Silvestre de Sacy, Paris 1819) – zu Deutsch: „Wenn Du ein Almosen gibst, sieh zu, dass Du’s mit eigener Hand austeilst ...“. Von Goethe selbst stammt offenbar die Begründung für die Wichtigkeit des eigenhändigen Schenkens. Wir ahnen natürlich, dass Goethe mit diesem ästhetischen Blick auf die soziale Frage heute kaum Gehör finden würde. Zu eingefleischt ist die von Marxisten wie Wirtschaftsliberalen einmütig geteilte Ansicht, soziale Probleme nicht als individuelle, sondern als systemische Phänomene zu betrachten, denen man auch systemisch begegnen müsse.

*Und was im Pand-Nameh steht ...*

Und was im *Pand-Nameh* steht,  
Ist dir aus der Brust geschrieben:  
Jeden, dem du selber gibst,  
Wirst du wie dich selber lieben.  
Reiche froh den Pfennig hin,  
Häufe nicht ein Goldvermächnis,  
Eile freudig vorzuziehn  
Gegenwart vor dem Gedächtnis.

Nachzutragen bleibt: Das eigenhändige Geben ist, wenn Goethe recht hat, vorzuziehen dem Aussetzen von Vermächtnissen von Todes wegen. Und zwar wiederum aus praktischem Grund: Wer bei Lebzeiten gibt, kann auch bei Lebzeiten den Ruhm dafür genießen. Lebe jetzt, sagt Goethe.

## **6. Vom begrenzten Nutzen aller Ratschläge und von der grenzenlosen Weite des Spielraums von Gedichtinterpretationen**

*Reitest du bei einem Schmied vorbei ...*

Reitest du bei einem Schmied vorbei,  
Weißt du nicht, wann er dein Pferd beschlägt;  
Siehst du eine Hütte im Felde frei,  
Weißt nicht, ob sie dir ein Liebchen hegt;  
Einem Jüngling begegnest du, schön und kühn,  
Er überwindet dich künftig oder du ihn.  
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen,  
Er werde für dich was Gutes tragen.  
So bist du denn der Welt empfohlen,  
Das übrige will ich nicht wiederholen.

Goethe ruft in den ersten sechs Zeilen drei exemplarisch gesetzte Lebenssituationen auf. Es sind Alltagsszenarien. Ein heutiger Dichter, der eine den ersten beiden Zeilen (beim Schmied vorbeireiten) entsprechende Situation schaffen wollte, müsste wohl sein lyrisches Ich in ein altes Auto stecken und samt Auto in die Werkstatt fahren lassen, ohne vorher wissen zu können, ob und wie schnell dem lyrischen Ich und seinem Auto geholfen wird oder nicht. Platt gesagt: Man weiß nie was kommt, ob Gutes oder Schlechtes, nur beim Rebstock in Zeile 7 und 8 ist es anders: Wein ist immer gut, was natürlich auch nur *cum grano salis* stimmt, aber immerhin. In den letzten beiden Zeilen resigniert der Ratgeber und sagt: Gott befohlen, mit anderen Worten: Sieh zu wie Du klarkommst, ich will jetzt nicht alles dreimal sagen. Man könnte das Gedicht als den Anti-Ratschlag schlechthin bezeichnen.

Erstaunt hat mich die kurze Interpretation, die Johann Peter Eckermann diesem an sich sehr selten erwähnten Divan-Gedicht zuteil werden ließ.

„Will zB Goethe die Lehre anschaulich und eindringlich machen, dass man in der Welt niemanden verletzen, vielmehr jeden mit Liebe behandeln und begegnen solle, so tut er dieß höchst dichterisch folgendermaßen:“ (es folgt das oben stehende Gedicht).

Ehrlich gesagt, auf diese Interpretation wäre ich nie im Leben gekommen. Aber Eckermann kannte Goethe gut, hat also wahrscheinlich recht.

## 7. Prophetenspruch als Männerwitz

Das Schöne an Goethe ist, dass er nichts auslässt, auch keine Fettnäpfchen, keine Peinlichkeit, keine Stammtischplattheit. Er ist sich für nichts zu schade, wie das folgende, das siebte Gedicht im 4. Buch des West-Östlichen Divan zeigt. Goethe schrieb es spätestens im Mai 1815, also im Alter von 65 Jahren, ein zeushaft selbstbewusster Pensionär kann sich flache Scherze über Frauen nicht verkneifen, das hat man gern. Vor allem hat man es oft, denn es kann diesem expansiv-joyalen Verhalten eine Störung mit Krankheitswert zu Grund liegen. Die Neurologen sprechen, wenn ich richtig unterrichtet bin, von *Moria*, zu Deutsch Witzelsucht, bedingt durch eine altersbedingte Schädigung des Frontalhirns. Der Betroffene ist dazu verleitet, ständig unangebrachte Witze oder Geschichten zu erzählen, und zwar am liebsten mit einer gewissen regressiven Vorliebe für alles, was mit Verdauung und Geschlechtlichkeit zusammenhängt. Bei Goethe ist das Ganze dann doch etwas gezügelt, also kultiviert. Es ist der große Vorteil formgebundener Sprache, dass sie sogar billige Witze etwas weniger billig macht, weil sich die schäbige Armseligkeit des Gedankens verstecken muss hinter den Turnübungen von Grammatik, Rhythmus und Bildsprache – der Teufel als Tango-Tänzer.

*Behandelt die Frauen mit Nachsicht ...*

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!  
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen;  
Gott konnte sie nicht ganz grade machen.  
Willst du sie biegen, sie bricht;  
Läßt du sie ruhig, sie wird noch krümmen:  
Du guter Adam, was ist denn schlimmer? –  
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:  
Es ist nicht gut, daß euch eine Rippe bricht.

## **8. Was das Leben ist ...**

... behaupten viele Sprichwörter zu wissen: Danach ist das Leben ein Fest, eine Zugreise, eine Lotterie, eine Windel (lang und beschissen). Goethe konnte auch auf solche Sprüche wechseln. Das Leben ist, sagt er, ein Gänsepiel. Das Gänsepiel war das, was für meine Kindheit in den 50er/60er Jahren des 20. Jahrhunderts „Mensch ärgere Dich nicht“ war. Ein Würfelspiel, in dem die Spieler eine Spirale der Hindernisse, Glücksfälle und Rückschläge überwinden müssen, um mit ihren Spielfiguren (Püppchen, hier in Form von kleinen Holz-Gänsen) vom Start (Feld 1) bis ins Ziel (63) zu gelangen. Wie bei vielen Spielen ist es auch hier ein zweifelhaftes Vergnügen rasch zu siegen, man hat dann zwar gewonnen, darf aber auch nicht mehr mitspielen. Lieber ist es einem da, auf ein Feld zu kommen, wo die Anweisung lautet: Gehe zurück auf 1. Nicht das Spiel zu gewinnen, ist das Ziel, sondern möglichst lange dabeizubleiben und dadurch mehr Lebensfreude zu haben ... scheint die Devise zu sein. Nun aber Goethe mit dem 8. Gedicht des vierten Buches des West-Östlichen Divan:

*Das Leben ist ein Gänsepiel ...*

Das Leben ist ein Gänsepiel:  
Je mehr man vorwärts gehet,  
Je früher kommt man an das Ziel,  
Wo Niemand gerne stehet.

Man sagt, die Gänse wären dumm,  
O glaubt mir nicht den Leuten:  
Denn Eine sieht einmal sich rum,  
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt.  
Wo alles vorwärts drücket,

Wenn einer stolpert oder fällt,  
Keine Seele rückwärts blicket.

Mancher Leser stört sich an dem „r“ in „rum“. Dazu kann man nur sagen: Goethe wollte es so, obwohl ihm viele gesagt hatten, das sei vielleicht gutes Hessisch, aber auf jeden Fall sei es schlechtes Deutsch.

## 9. Wie das Leben ist – vorwärts und rückwärts

Dieses Gedicht kann man auf zweierlei Art verstehen – und es ergibt in beiden Versionen einen guten Sinn. Also erstmal das Gedicht:

*Freigebiger wird betrogen ...*

Freigebiger wird betrogen,  
Geizhafter ausgesogen,  
Verständiger irrgelitet,  
Vernünftiger leer geweitet,  
Der Harte wird umgangen,  
Der Gimpel wird gefangen.  
Beherrsche diese Lüge,  
Betrogener, betrüge!

Die erste Art, es zu verstehen, ist die des Schriftstellers Georg Möller, wie wir sie der Zeitung Fränkische Nachrichten vom 17. November 2018 entnehmen. Er sieht in den Versen die zynische Anweisung an Vermögensberater und *Banker*, für jeden Kunden eine individuelle Masche des Reinlegens anzuwenden, nach dem Motto: Wir werden mit jedem fertig. Den Freigebigen betrügen wir natürlich. Aber die, die glauben, sie seien gegen uns gewappnet, haben sich geschnitten. Wir erwischen sie alle: Die Geizigen saugen wir aus, die pragmatisch Denkenden führen wir in die Irre, den Vernünftigen bequasseln wir so lange mit vernünftigen Argumenten, bis er sein Portemonnaie so weit aufmacht, dass das Geld von selbst rausfällt, Harte greifen wir so an, dass sie gar nicht merken, dass sie angegriffen werden und die Einfaltspinsel sind ohnehin die leichteste Beute.

Die zweite Art, das Gedicht zu lesen, ist fast noch zynischer als die erste: In ihr sprechen nämlich die angesprochenen Charaktere, also der Geizige, der Verständige und so weiter alle von sich selbst, so sagt derjenige, der als der Harte durchs Leben geht, er sei dazu gezwungen, Härte zu zeigen, weil man ihn immerzu umgehe, der Geizige sieht sich als Opfer von Ausbeutung ... usf. Das Gedicht wäre danach eine Folge von larmoyanten Selbstporträts charakterschwacher Menschen mit der abschließenden Aufforderung, sich die Weinerlichkeit dieser Typen gnadenlos zunutze zu machen, also,

wenn man Dich anlügt, bestehe nicht auf der Wahrheit, sondern betrüge den Betrüger indem Du vorgibst, dem Betrüger zu glauben. Also dem Geizigen sagt man: Du hast völlig recht, man hat Dich ausgesogen und deshalb hast Du verdient, endlich mal etwas zu verdienen, wir machen aus jeder Mark, die Du in den letzten Jahren verloren hast, 2 Mark Gewinn. Goethe konnte ziemlich zynisch sein.

*Freigebiger wird betrogen ...*

Freigebiger wird betrogen,  
Geizhafter ausgesogen,  
Verständiger irrgelitet,  
Vernünftiger leer geweitet,  
Der Harte wird umgangen,  
Der Gimpel wird gefangen.  
Beherrsche diese Lüge,  
Betrogener, betrüge!

## **10. Freiwillige Knechtschaft**

Bei Besuchen in Goethes Wohnhaus am Frauenplan in Weimar ist mir immer etwas mulmig zumute. Mir scheinen die Proportionen nicht zu stimmen. Die Treppen zu breit, die Büsten zu mächtig – wie bei Familie Neureich in Büderich bei Düsseldorf oder bei Familie reichgewordener Fußballspieler in Köln-Hahnwald. Der Unterschied zu Schillers 150 Meter entferntem Wohnhaus auf der Schillerstraße ist augenfällig. Bei Schiller ist alles einfach und praktisch, das Arbeitszimmer sieht schlichter aus als heutige Gefängniszellen. Ich weiß nicht, wer bei Goethe eingerichtet hat, aber ich fürchte, es war Goethe selbst. Ein guter Dichter muss kein guter Innenarchitekt sein.

Es gibt eine Anekdote über die Begegnung von Goethe mit Beethoven in den böhmischen Bädern, genauer gesagt in Teplitz. Erzählt hat die Anekdote Bettine von Arnim, die im Sommer 1812 durch Teplitz schwebte. Danach sollen Goethe und Beethoven Arm in Arm durch Teplitz spaziert sein, als ihnen auf der Kurpromenade die Kaiserin mit Hofstaat entgegenkam. Beethoven, der prinzipiell auf Krawall gebürstet war, sagte zu Goethe:

„Bleibt nur in meinem Arm hängen, sie müssen uns Platz machen, wir nicht.“ – Goethe war nicht der Meinung, und ihm wurde die Sache unangenehm; er machte sich aus Beethovens Arm los, und stellte sich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen mitten zwischen den Herzogen durchging ...“

Wir merken, worauf das hinausläuft, anders als Beethoven war Goethe ein Untertan, nicht in seinem Innersten, aber was die Etikette betrifft, ließ er nichts anbrennen. Er war ehrerbietig, respektvoll, was wohl damit zusammenhängt, dass er glaubte, er solle die Welt so lieben, wie sie ist. Also einschließlich der Herrschaftsverhältnisse.

Es ist demnach kein Wunder, dass Goethe im Buch der Betrachtungen, an der Stelle, wo es um die Frage geht, wie sich der Mensch zum Herrscher verhalten soll, keinen antiautoritären Standpunkt einnimmt. Er glaubt zwar, dass die Herrschenden von ihren Befugnissen im Allgemeinen einen eher milden und vernünftigen Gebrauch machen sollten, empfiehlt aber, für den Fall, dass sie unkluge Befehle geben, ihnen trotzdem zu folgen und sich vor allem die gute Laune dabei nicht verderben zu lassen. Dies verbindet Goethe mit dem Hinweis an die hohen Herrschaften, dass sie nach guter christlicher Lehre keine unumschränkte Macht haben, also nicht nach Willkür regieren dürfen, sondern eine Autorität über sich anerkennen müssen, nämlich Gott, dem zu gehorchen auch nicht immer leicht ist. Alles in allem: Ein gutes Stück freiwilliger Knechtschaft gehört für Goethe zur Wahrheit des Lebens. Auch wenn man's nicht immer richtig einsieht: Es ist gut, den Herrschaften aus dem Wege zu gehen, den Hut vor ihnen zu ziehen und nach Kräften guter Dinge zu bleiben.

*Wer befehlen kann, wird loben ...*

Wer befehlen kann, wird loben,  
Und er wird auch wieder schelten,  
Und das muß dir, treuer Diener,  
Eines wie das andre gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,  
Schilt auch, wo er sollte loben:  
Aber bleibst du guter Dinge,  
Wird er dich zuletzt erproben.

Und so haltet's auch, ihr Hohen,  
Gegen Gott wie der Geringe:  
Tut und leidet, wie sich's findet,  
Bleibt nur immer guter Dinge!

## **11. Enkomiastik – berufsmäßige Lobhudelei**

In der Kindheit des abendländischen Intellektualismus, also im Athen des 5. Jahrhunderts vor Christus, entstand die Rhetorik als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und Lehre. Reden wurden schon lange vorher gehalten,

aber dass man daraus eine Kunst und einen Unterrichtsgegenstand machen konnte, entdeckten die Griechen erst zu dieser Zeit. Eines der Fächer, die im Rhetorikunterricht gelehrt wurden, war die Lobrede, lateinisch *laudatio*, griechisch *enkómion*. Das griechische Wort transportiert eine sehr bildliche Vorstellung von dem, was eine Lobrede ist. Es hängt mit dem Wortstamm *kom-* zusammen. Hierhin gehört das Verb *keimai*, zu deutsch liegen, ruhen: wir kennen das *Koma*, also den Tiefschlaf, es gibt aber auch den *Komos* und die *Komödie*, also das lustige und feierliche Freudenfest, das der Grieche gern im Liegen beging, aber auch Umzüge, Tanzreigen, wiegende Bewegungen konnten dabei sein, und natürlich Lustspiele. Das *Enkomion* ist also eine Festrede heiterer Natur zum Lob eines verdienten Bürgers.

Der kühle und gebildete Nordeuropäer in unserer Zeit der Nachaufklärung hat ein gebrochenes Verhältnis zur Enkomiastik. Lobhudelei wird abgelehnt. Wenn Denken Zweifeln heißt, kann offensives Loben einzelner Menschen nur um den Preis der systematischen Lüge zu haben sein, denkt der kühle und gebildete Nordeuropäer unserer Tage – vielleicht. Goethe, der ja zweifellos durch die Schule des Zweifels und der Kritik gegangen war, scheute vor ausführlichem und kindlich-direktem Überschwang beim Lob seines Herrschers Carl-August nicht zurück. Das Lob dürfte ehrlich gemeint gewesen sein, denn Goethe hat von Carl-Augusts Freundschaft und Freigebigkeit über vier Jahrzehnte hinweg enorm profitiert. Da traf es sich gut, dass schmuckvolle Lobreden nicht nur klassisch-griechischem Verständnis entsprechen, sondern allgemein der Tradition des asiatischen Despotismus, der nicht nur die weitschweifige Süßholzraspelei öffentlicher Reden in den islamisch geprägten Ländern des Nahen Ostens beeinflusst hat, zu denen vielleicht auch noch Transoxanien zu zählen ist, also die Gegend um Samarkand, sondern auch die endlosen Lobeshymnen auf lebende Genossen, wie sie auf den Parteitag der KPDSU vorgetragen wurden.

Goethe, darin wieder ganz der nordeuropäische Sparsamkeitstyp, hat das nun endlich folgende – im Vergleich zu den östlichen Gewohnheiten, karge – Lobgedicht nicht nur einem, sondern gleich allen Scheichen, Fürsten, Königen, *Chiefs*, Ministerpräsidenten etc. gewidmet:

*An Schach Sedschan und  
seinesgleichen*

Durch allen Schall und Klang  
Der Transoxanen  
Erkühnt sich unser Sang  
Auf deine Bahnen!  
Uns ist für gar nichts bang,  
In dir lebendig.  
Dein Leben daure lang,  
Dein Reich beständig!

Noch eine Anmerkung ist zu machen: Natürlich war auch Goethes Vorbild Hafis ein glänzender Enkomiast. Er war, wie Goethe Carl-August, dem persischen Herrscher seiner Zeit, dem „Schach“ oder „Schah“, in großer Bewunderung verbunden und feiert ihn oft in seinen Gedichten: „Itzt ist die Zeit des Schahs Schedschaa, / Die Zeit des Rechts, die Zeit der Weisheit“ oder „Gerechter Schah! Der Himmel soll Dein Mundschenk sein! ... Oh Mond des Rechts, der Billigkeit, / Du Leuchte dieser Welt!“ etc. pp.

## 12. Formen

Die östliche, islamisch geprägte Lyrik ist mindestens so formenreich wie die westlich-europäische Dichtung. Hier wie dort neigen die Dichter dazu, das Spiel mit den Formen auf die Spitze zu treiben: da nur ganz wenige Leser sich mit den Einzelheiten der Formen auskennen, entsteht das, was wir auch in der heutigen Lyrik beobachten können, nämlich eine für die ganz große Mehrheit selbst der an Dichtung interessierten Leser vollkommen unverständliche Gattung von Spracherzeugnissen. Das ist deshalb besonders traurig, weil die bei jedem Menschen, den ich bis jetzt kennengelernt habe, vorhandene tiefe Sehnsucht nach schönen, wahren, sinnfällig geordneten Sätzen über das, was uns im Innersten bewegt, von den ernsthaften Schriftstellern enttäuscht wird und folglich die Stillung dieser Sehnsucht Leuten überlassen wird, die kein ernsthaftes Interesse an den tiefen Fragen des Lebens haben, sondern schnelles Geld wollen.

Bei all dem sind die klassischen Themen der Lyrik anscheinend unabhängig von Zeit und Raum. Es sind dieselben in Ost und West, es waren dieselben bei Homer wie bei Hafis, bei Goethe wie bei Johannes Bobrowsky: Liebe zu Gott und Liebe zum wirklichen oder ersehnten Geschlechtspartner. Alle anderen Themen lassen sich als Abwandlungen dieser beiden beschreiben.

Bei den Formen ist es komplizierter – wie bei Menschen eben auch, die alle immer das Eine wollen und doch sehr unterschiedlich aussehen. Die germanistischen Kommentare zum West-Östlichen Divan beginnen stets mit einer formalen Analyse des jeweiligen Gedichts. Zum Beispiel schreibt Hendrik Birus zum Gedicht: „höchste Gunst“, dem 12. im Buch der Betrachtungen:

„Dieses Gedicht aus trochäischen Vierhebern mit abwechselnd männlicher und weiblicher Kadenz ist mit seinem identischen weiblichen Reimwort eine der stärksten Annäherungen Goethes an eine orientalische Versform: nämlich die *Qit'a* (arabisch: Bruchstück), die im Persischen gern für Improvisationen genutzte Spielart des Gaseel ohne eröffnendes Reimpaar aa. Diese Reimart ist von der abendländischen Form des Kreuzreims überlagert, in dem durch die alternierend männlichen Verse durch 3 verschiedene Reime (2 davon alternierend) beziehungsreich verknüpft sind ...“

So spannend diese Erkenntnisse sein mögen, so sehr auch bestimmte Formen den Dichter zwingen, bestimmte Gedanken auszusortieren, weil es schlichtweg keine Möglichkeit gibt, sie in den vorgeschriebenen Rhythmus einzubauen, so wenig, glaube ich, wird doch der Genuss und das Verständnis bei der Lektüre eines Gedichts dadurch gestört, dass man die jeweilige Form und ihr Verhältnis zu anderen Formen nicht in der Fachterminologie beschreiben kann. Wenn die Form gelungen ist, wird sie ihre Wirkung auf den Leser oder Hörer nicht verfehlen. Und das ist ja ihr eigener Sinn: die Form soll den Leser/Hörer erfreuen und ihm die Aufnahme des Inhalts versüßen.

Worum geht es in dem Gedicht: höchste Gunst? Um die Freude, eine gute Herrin und einen guten Herrn gefunden zu haben. Bei der Herrin könnte man sich die Frau des Dichters vorstellen, unter dem Herrn sicher seinen Arbeitgeber und Freund, Carl-August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Dass es sich um gute Herrschaften handelte, ist daran zu erkennen, dass sie ihren Diener Johann Wolfgang auf die Probe stellen und erst dann annehmen. So sollten es Dienerinnen und Diener mit ihren Herrinnen und Herren umgekehrt ebenfalls halten, das schreibt zwar nicht Goethe, aber das denke ich mir.

### *Höchste Gunst*

Ungezähmt, so wie ich war,  
Hab ich einen Herrn gefunden  
Und, gezähmt, nach manchem Jahr  
Eine Herrin auch gefunden.  
Da sie Prüfung nicht gespart,  
Haben sie mich treu gefunden  
Und mit Sorgfalt mich bewahrt  
Als den Schatz, den sie gefunden.  
Niemand diene zweien Herrn,  
Der dabei sein Glück gefunden;  
Herr und Herrin sehn es gern,  
Daß sie beide mich gefunden,  
Und mir leuchtet Glück und Stern,  
Da ich beide sie gefunden.

### **13. Das längste Gedicht der Welt ...**

... schrieb der persische Dichter Ferdausi, manchmal auch Ferdusi, Ferdowsi o. ä. genannt. Er wurde um 940 n.Chr. geboren und begann mit Mitte 30 als wohlhabender Herr, das „Schach-Nameh“, zu deutsch „Das Buch der Könige“ zu schreiben. Er brauchte dazu angeblich rund 30 Jahre,

in denen er von Jahr zu Jahr ärmer wurde. Er scheint große Teile seines Familienvermögens durch die hartnäckige Arbeit an seinem Poem ruiniert zu haben. Als er auf die 70 zuzuging, war das Buch fertig. Ferdusi war so stolz auf seine Arbeit, dass er aus seinem Dorf eigens die weite Reise nach Ghazni (heute Afghanistan) an den Königshof antrat, um sein Kunstwerk dem König zu schenken. Der König – Mahmud von Ghazni – war nicht begeistert. Vielleicht war ihm das Buch zu lang. Es umfasste 60.000 Verse und war damit in etwa doppelt so lang wie Homers Odyssee und Ilias zusammen. Das Buch ist von Friedrich Rückert im 19. Jahrhundert ins Deutsche übersetzt worden. Ich fand im Internet eine modernere Übersetzung der ersten 10 Doppelverse. Sie stammt von Werner Sundermann, dem führenden Iran-Wissenschaftler der DDR (22. Dezember 1935 in Thale; † 12.- Oktober 2012 in Berlin), der nie in die SED eintrat und deshalb nie ordentlicher Professor wurde. Hier die ersten zehn Verse des Schach-Nameh.

Im Namen dessen, der den Menschen Weisheit schenkt,  
der unser Leben lenkt, den kein Gedanke denkt,

des Herrn des Himmelsthrons, der alle Seelen leitet,  
der dich auch sicher führt und dir dein Mahl bereitet,

der dieses Leben, der die Welt erschaffen hat,  
der jedes Ding berief zu seiner Zeit und Statt,

der allen Sphären Maß und Richtung weist,  
nach dessen Willen Venus, Mond und Sonne kreist,

des Schöpfers, den kein Menschaugen je erblickt,  
drum müh dich nicht zu sehn, was keinem noch geglückt,

den niemand preisen kann, so wie es billig ist.  
Du füge dich darein, daß du sein Sklave bist!

Es schloß dies Weltjuwel ein Meister ohnegleichen,  
den Name, Zeichen und Gedanken nicht erreichen,

zu dem des Menschen Wähnen nimmer sich erhebt,  
und dessen Hoheit über allen Thronen schwebt.

Des Menschen Weisheit kann sein Wesen nicht benennen,  
denn wir benennen nur die Dinge, die wir kennen.

Und selbst, wer Worte schleifen kann wie ein Juwel,  
der mühe sich nicht ab, sein Mühen schlägt doch fehl.

Er, der die Seelen und die Weisheit wägt, erreicht  
wohl dein gewognes Denken ihn, der keinem gleicht?

Bekenne nur: „Er ist“, und damit sei's getan,  
weil man von seinem Sein nichts weiter sagen kann.

Diese etwas längere Einleitung war notwendig, obwohl – oder vielmehr weil – das folgende Gedicht des West-Östlichen Divan kurz und inhaltlich nahezu komplett selbsterklärend, ja beinahe ein bißchen trivial wirkt: Wer hätte sich nicht schon einmal darüber gewundert, dass uns Menschen einerseits die Gabe zuteil wurde, uns zu nähren, zu erziehen und so weiter, andererseits aber von der Natur zugemutet wird, nach all den Mühen dann endlich doch ins Gras beißen zu müssen. Wer hätte sich nicht auch darüber gewundert, dass dem Reichtum an Geld und Gut so viel Bedeutung beigemessen wird, während in Wahrheit doch schon der pure Sonnenschein König und Bettler reich macht. Das einzige, was einem an dem Gedicht fremd vorkommen kann, ist, dass Goethe diese wenig überraschenden Aussagen einem anderen Dichter in den Mund gelegt hat, nämlich Ferdusi.

*Ferdusi spricht.*

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!  
Du nährst und erziehest und tödest zugleich.

Nur wer von Allah begünstigt ist,  
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? – Eine wärmende Sonne,  
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!  
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen  
Des Bettlers, im Eigensinn, selige Wonne.

#### **14. Herbelot**

Vom 22. Dezember 1814 bis zum 22. März 1815 hatte Goethe aus der Weimarer Bibliothek ein französisches Nachschlagewerk ausgeliehen. Autor war Barthélemy d'Herbelot de Molainville, der sein ganzes Leben (1625–1695) der Erkundung der orientalischen Geschichte und Kultur gewidmet und darüber das vierbändige „Dictionnaire universel contenant tout ce qui regarde la Connoissance des peuples de l'Orient“ verfasst hatte. Dort fand

Goethe die folgenden Zeilen eines Textes, der von dem persischen Astronomen und Schriftsteller Hussain Waez Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben wurde und zwar in einem Koran-Kommentar:

„Wenn du dich selbst (in der Welt) umsehen willst, so wirst du bemerken, dass die Welt weiter nichts als das Phantom eines Traumes ist.

Wenn du darin reisest, so wirst du kein anderes Nachtlager darin finden als den Aufenthaltsort des Schicksals.

Du kannst niemals ihres Zustands versichert sein, sei es Kälte, sei es Wärme.

Wenn du dich von ihrem Glanz verführen lässt, so bedenke, dass er bald verschwinden wird.“

Goethe machte daraus das vorletzte Gedicht im Buch der Betrachtungen des West-Östlichen Divans. Er legt es Dschelal-eddin Rumi, einem persisch-türkischen Sufi-Dichter des 13. Jahrhunderts in den Mund. Es lautet so:

*Dschelal-eddin Rumi spricht.*

Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum,  
Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum;  
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagst du festzuhalten,  
Und was dir blüht, sogleich wird es veralten.

## **15. Suleika**

Es ist ein in vielen Religionen auftauchender Gedanke, dass die menschliche Schönheit dazu da ist, in dem schönen Menschen die Schönheit Gottes zu erkennen, ja, dass Schönheit eigentlich immer ein Abglanz Gottes ist, auch wenn seine Haltbarkeit begrenzt ist: Auf einen Augenblick.

*Suleika spricht*

Der Spiegel sagt mir: ich bin schön!  
Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick.  
Vor Gott muß alles ewig steh'n;  
In mir liebt Ihn, für diesen Augenblick.



Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832)

Kupferstich von Antoine-Jean Baptiste Coupé (nach Ferdinand Jagemann) aus dem Jahr 1817

## 5. Fünftes Buch – Rendsch-Nameh – Buch des Unmuthes

Mit keinem Stück des West-Östlichen Divan scheint Goethe sich so schwer getan zu haben wie mit dem 5. Buch. Rendsch-Nameh, Buch des Unmuts, ist der Titel und dieses Buch ist dazu gedacht, den versammelten Unmut, die schlechten Gefühle, den Ärger, den Zorn, die Gereiztheiten, Gekränktheiten, auch die Aggressionen des Dichters Goethe aufzubewahren. Wir sollten hier, um es in einem Wort des beginnenden 21. Jahrhunderts zu sagen, den genervten und angepissten Goethe kennenlernen. Das war Goethes Plan und von ihm ist jedenfalls so viel übriggeblieben, dass wir den Beweis haben: Es hat bei Goethe, wie bei jedem anderen Schriftsteller und jedem anderen Menschen, alle diese Zustände gegeben und zwar nicht zu knapp. Allerdings stellte es für Goethe ein Problem dar, diese negativen Gemütslagen der Ehre einer poetischen Bearbeitung zu würdigen. Seine Stärke war es nach eigenem Urteil, immer das Produktive in den Dingen zu suchen. Das war der Grund, aus dem er zum Beispiel auf negative Beurteilungen seiner Werke nicht mit Gegenangriffen antwortete, sondern mit zur Schau getragener Selbstbewusstheit, mit scheinbar ungerührtem Stolz stand er im Kreuz. Er war nicht der Typ, nach erlittenen Irrtümern und begangenen Fehlern in Sack und Asche zu gehen. Wie sagte Gottfried Benn auf das nach dem Ende der NS-Zeit an ihn gerichtete Verlangen, sich für manche faschistisch klingenden (und auch wohl genauso gedachten) Sätze aus den Jahren 1933–1945 zu entschuldigen? Er sagte, 1954 in einer Rundfunkansprache, wie man das damals nannte: „Ich habe gearbeitet, wie ich das Abendland mir gegenüber sah, ich lebte, als ob der Tag da wäre, mein Tag. Ich war, der ich sein werde.“ und „Sich irren und doch seinem Inneren weiter Glauben schenken müssen, das ist der Mensch, und jenseits von Sieg und Niederlage beginnt sein Ruhm.“

Goethe war darin nicht ganz so preußisch-absolut. Trotzdem fiel ihm das Unmut-Äußern schwer. Auch aus einem ästhetischen Grund, glaube ich. Negation ist unpoetisch. Was soll man sich denken bei einem Gedicht, das sich abarbeitet mit dem, was *nicht* ist. Das ist wie ein Bild, auf dem alles durchgestrichen ist. Wir denken an das berühmte Magritte-Bild von der Pfeife, unter der steht „Das hier ist keine Pfeife“, womit ausgesagt ist, dass eine gemalte Pfeife keine wirkliche Pfeife ist. (Anmerkung: „Ceci n'est pas une pipe“ ist anscheinend auch insoweit doppeldeutig, als „pipe“ umgangssprachlich „blowjob“ bedeutet).

Wir können ein solches mit auf den ersten Blick unzutreffender Verneinung spielendes Kunstwerk ein einziges Mal als perfektes Bild einer Paradoxie belächeln, aber jede Wiederholung wäre langweilig, weil der Deutungsspielraum durch die Negation weitgehend abgeriegelt ist. Und so hat Goethe versucht, den Unmut, den er einerseits zu Tage treten lassen wollte, andererseits durch nicht negierende, sondern poetisch-produktive Gegen-

bilder zu konterkarieren. Entstanden sind dabei sehr merkwürdige poetische Gebilde, teilweise kaum verständlich, manchmal denkt man an Arthur Rimbauds Prosagedichte, in denen ja auch ein wilder Kampf der scheinbar unverbunden nebeneinander stehenden poetischen Bilder und Ornamente herrscht, der lediglich durch den Rhythmus und die Melodie der Sprache zusammengehalten wird – und sich allenfalls als Ineinanderfließen disparater Bildwelten in einer surrealistischen Traum-Wirklichkeit entziffern lässt. „Goethes Weisheit ist zum Teil ein reines Geheimnis wie in der befremdlichen Landschaft des Gedichtes ‚Wo hast Du das genommen?‘. Sie ist ein Mittelding zwischen Paradoxon und Doppeldeutigkeit, wie alle Weisheit seit dem Orakel von Delphi“ schrieb der englische Germanist Ronald Gray in seinem 1966 erschienenen Buch „*Poems of Goethe*“ über das Eröffnungsgedicht im Buch des Unmuths.

Wenn im Buch des Unmuths eines klar wird, dann dies: Goethes grundlegende Haltung gegenüber dem Leben und der Kunst war ihm vielleicht durch viele glückliche biographische Umstände nahegelegt, aber Goethe war nicht zu simpel gestrickt, um zu verzweifeln, sondern er kannte Verzweiflung, Zynismus, Bosheit bestens von sich selbst und hat sein Leben lang versucht, das Zerstörerische schöpferisch zu bekämpfen. Es kommt nicht von ungefähr, dass ein großer Dichter des 20. Jahrhunderts, nämlich T.S. Elliot einen Essay mit dem Titel „Goethe als Philosoph“ geschrieben hat, in dem er sich mit der ästhetischen Moralität Goethes auseinandersetzt, auch damit, dass Goethe über viele Fragen seines Lebens schlichtweg geschwiegen hat: „Die Weisheit des Menschen hat ihren Sitz im Schweigen so gut wie im Sprechen.“ schreibt T. S. Elliot. Es ist – entgegen einem gewissen vulgär-psychologischen Vorurteil – keineswegs ausgemacht, dass man „immer über alles offen reden“ sollte. Das Schweigen und das Geheimnis haben ihren Platz. Welch eine Lehre für Künstler des Ausdrucks!

## **1. Wo hast du das genommen?**

Frage:

Wie kommen Sie denn nun in Gottes Namen auf die Idee, sich mit Muezzin-Gedichten zu befassen? Und auch noch selbst welche schreiben? Welcher muselmanische Teufel hat Sie geritten? Und dann in Ihrem Alter! Sind Sie nicht 70? Haben Sie in Ihrem langen Leben kein besseres Holz gesammelt, dass Sie jetzt die Alterskälte mit solchem billigen Zunder anfeuern wollen? Wollen Sie sich das nahende Ende vor Augen nochmal interessant machen?

Antwort:

Liebe Leute, nein, das ist kein Spleen. Es war so mit meinem Künstler-Leben: Ja, ich habe nach den Sternen gegriffen, wonach sollte ich sonst greifen, um in die seltenen Landschaften zu reisen, deren Existenz ich erahnte,

ich habe bei einfachen Hirten und ihren Schafen gelebt, auch Kriege habe ich mitgemacht, Feldzüge, schauerliche Nächte, eingebildete Generäle auf ihren Kamelen stolzieren sehen, und immer bin ich weiter gegangen, bis ich irgendwann im Reich der Illusion angekommen war, im Reich der Luftspiegelung und der Fata Morgana, aus dem ich nun, wie neugeboren, berichte. Was haltet Ihr von meiner Antwort, ihr klugen Kritiker? Ist sie verwegen und unsinnig genug, dass Ihr sie glauben könnt?

Soweit, in Frage und Antwort, eine der vielen möglichen Paraphrasen des ersten Gedichts aus dem „Buch des Unmuths“.

„Wo hast du das genommen?  
Wie kommt es zu dir kommen?  
Wie aus dem Lebensplunder  
Erwarbst du diesen Zunder,  
Der Funken letzte Glut  
Von frischem zu ermuten?“

Euch mög es nicht bedünkeln,  
Es sei gemeines Fünkeln;  
Auf ungemessner Ferne,  
Im Ozean der Sterne,  
Mich hatt ich nicht verloren,  
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen  
Die Hügel überzogen,  
Umsorgt von ernsten Hirten,  
Die gern und schmal bewirten,  
So ruhig – liebe Leute,  
Daß jeder mich erfreute.

In schauerlichen Nächten,  
Bedrohet von Gefechten;  
Das Stöhnen der Kamele  
Durchdrang das Ohr, die Seele,  
Und derer, die sie führen,  
Einbildung und Stolzieren.

Und immer ging es weiter,  
Und immer ward es breiter,  
Und unser ganzes Ziehen,  
Es schien ein ewig Fliehen,

Blau, hinter Wüst und Heere,  
Der Streif erlogner Meere.

## 2. Gönnen können

Der West-Östliche Divan ist auch ein Buch über Dichter und die Dichtkunst. Wenn solche Fragen behandelt werden, finden sich in literaturwissenschaftlichen Einlassungen unter dem Stichwort „Poetologie und Intertextualität“ oft so vertrackte und undurchsichtige Äußerungen von Autoren über ihre Inspirationsquellen und Ausdruckserlebnisse, dass der Leser wenig greifen kann als einen Quark aus Dampf und Nebel und gar nicht weiß, ob er vorsichtshalber, um sich nicht durch Unwissenheit zu blamieren, in weihevoller Andacht versinken sollte, oder ob er tatsächlich den Mut aufbringen sollte, den Quark ganz einfach Quark sein zu lassen und sich den Rätseln zuzuwenden, die ihm sein Alltag zu lösen aufgibt; das sind ja, von Geldsorgen über Nachbarschaftsstreitigkeiten bis zum Liebeskummer, keine Kleinigkeiten. Poetologische Literatur steht dagegen bei Leuten vom Fach, also Menschen, die sich berufsmäßig mit anspruchsvoller Literatur befassen, hoch im Kurs bis hin zu der Auffassung, dass Poesie eigentlich angewandte Poetologie ist. Soziologisch gesehen sind wir bei einem interessanten Phänomen, indem nämlich ein winzigkleines gesellschaftliches Subsystem – wie das der Literatur-Spezialisten in Redaktionen, Vereinen, Lesezirkeln, Instituten an Universitäten usf. – sich nicht nur für voll, sondern für groß nimmt und sich durch eine gemeinsame Sondersprache gegen den Rest der Gesellschaft abschottet. So erzeugt es einerseits Kunstprodukte auf hohem intellektuellem Niveau, vermeidet andererseits jedes Einwirken der eigenen Sphäre auf die Sphäre außerhalb des Subsystems. Kunst für Künstler und Kunstkritiker. Die Folge dieser Abkapselung kann eigentlich nur sein, dass der Rest der Gesellschaft das Interesse an den Kunstprodukten verliert, weil die Künstler und ihre Produkte ganz einfach nichts mehr mit dem Leben der Andern zu tun haben.

Das Gedicht „Keinen Reimer wird man finden ...“ – es ist das zweite im 5. Buch des West-Östlichen Divan – ist auch ein poetologischer Text, geht aber einen ganz anderen Weg. Es beginnt mit einem eigentlich banalen Befund über das Verhältnis von Schriftstellern und Künstlern untereinander. Dieses Verhältnis ist, was jeder bestätigen wird, der einmal eine Schriftstellerversammlung besucht hat, nicht selten von konkurrierender Selbstüberschätzung geprägt, negativ gesagt: Man gönnt sich das Schwarze unter den Fingernägeln nicht. Jeder hält sich für den Besten, was ja gleichzeitig bedeutet: Keiner kann das Gute beim Andern sehen. Es ist dasselbe wie bei Konkurrenzsituationen zwischen Beamten, zwischen Politikern, zwischen den neuen Besen (die gut kehren) und den alten Besen (die wissen, wo der Dreck liegt), ja auch zwischen Völkern, die sich auseinanderdividieren und

dabei macht der Konkurrenzneid so blind, dass man an anderen ganz besonders gerne die Fehler kritisiert, die man selbst hatte oder sogar noch hat: „Die größten Kritiker der Elche / Waren früher selber welche“ (F. W. Bernstein 1938–2018). Hinter dieser zur Schau getragenen Geringschätzung des Anderen steht natürlich gern ein Mangel an Selbstbewusstsein: Als ob man sein eigenes Leben durch das schiere Leben des Anderen bedroht fühlte – eigentlich ist das lächerlich, denn es ist ja in Wahrheit umgekehrt: Jeder lebt nur, *weil auch die Anderen leben*, was – nebenbei gesagt – jede Form des Nationalismus zur Absurdität macht, wenn man einigermaßen realistisch zu denken gewillt ist.

Und nun zu Goethes Gedicht, in dem eigentlich nur zwei Wörter erklärungsbedürftig sind: „Antichambre“ heißt „Vorzimmer“, gemeint ist damit das Vorzimmer eines Fürsten, vom sozialen Sinn her könnte man die „Antichambre“ am ehesten mit „Ministerialbüro“ übersetzen. Das andere Wort ist „Koriander“ – man kennt zwar den Ausdruck, ich bin mir aber nicht sicher, dass jeder sofort weiß, wie Korianderfrüchte aussehen, ich musste es jedenfalls nachschlagen. Also sie sind rund, sehr klein, nämlich 2–3 Millimeter und wer schon mal Mäuse in der Küche hatte und zur selben Zeit Korianderfrüchte verschüttet hat, wird feststellen, dass es nicht ganz einfach ist, Mäusedreck von Koriander zu unterscheiden. Hier nun endlich das Gedicht:

*Keinen Reimer wird man finden ...*

Keinen Reimer wird man finden,  
Der sich nicht den besten hielte,  
Keinen Fiedler, der nicht lieber  
Eigne Melodien spielte.

Und ich konnte sie nicht tadeln;  
Wenn wir andern Ehre geben,  
Müssen wir uns selbst entadeln;  
Lebt man denn, wenn andre leben?

Und so fand ich's denn auch juste  
In gewissen Antichambnern,  
Wo man nicht zu sondern wußte  
Mäusedreck von Koriandern.

Das Gewesne wollte hassen  
Solche rüstige neue Besen,  
Diese dann nicht gelten lassen,  
Was sonst Besen war gewesen.

Und wo sich die Völker trennen  
Gegenseitig im Verachten,  
Keins von beiden wird bekennen,  
Daß sie nach demselben trachten.

Und das grobe Selbstempfinden  
Haben Leute hart gescholten,  
Die am wenigsten verwinden,  
Wenn die andern was gegolten.

### 3. „Der Dichter und sein Vaterland“

So lautet der Titel eines Theaterstücks von Stephan Schütze. Schütze lebte von 1771 bis 1839 und war mit Goethe eng verbunden, reiste des Öfteren mit ihm in die böhmischen Bäder und war ein einfallsreicher, reimbegabter und witziger Kopf. Er schrieb u.a. ein Buch zur Theorie des Lächerlichen und ein Lehrbuch der Reimkunst sowie eben auch dieses Theaterstück mit dem Titel „Der Dichter und sein Vaterland. Als Vorschlag zu einer Totenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden.“ Das Theaterstück ist, wie schon der Titel nahelegt, eine Komödie, ja man könnte es in die Nähe einer modernen absurden Groteske rücken. Im Mittelpunkt stehen u.a. ein König und seine Berater, von denen einer z. B. dafür zuständig ist, die Worte des Königs in rhetorisch gute Fassung zu bringen und deshalb als „Oberverzierungsrat“ arbeitet. Den Gegenpart zum König macht der Dichter Myrthengrün, der durch Kritik am König und an der Busenherrschaft der Königin in Ungnade und bittere Armut fällt, aber, nachdem er verschwunden ist und schließlich für tot erachtet wird, wieder in hohem Ansehen steht. Bei der zu seinen Ehren ausgerichteten Bestattungsfeier erscheinen im Staatsauftrag Beamte, die auf den Sarg erhebliche Gold- und Geldspenden legen wollen. In dem Augenblick, als die Beamten am Sarg stehen, öffnet jedoch der gar nicht mehr so tote Dichter Myrthengrün den Sarg von innen und nimmt das Geld entgegen, was nun wiederum den König verwirrt. Goethe soll, als Schütze ihm das Theaterstück vorlas, angeregt haben, den Schluss ein wenig abzuändern, indem nämlich die mit den Geldbeuteln ausgestatteten Beamten die Übergabe des Geldes an Myrthengrün verweigern sollten mit der Bemerkung, sie hätten zur Übergabe des Geldes an ihn, Myrthengrün, nur Vollmacht auf den Todesfall, nicht auf den Erlebensfall. Es ist offenbar eine anthropologisch konstante Eigenart von Gesellschaften aller Kulturen, dem Anschein nach erfolgreichen und guten Menschen das Leben schwer zu machen, um sie nach dem Tode heiligzusprechen. Da Goethe kein Mann kleinen Selbstbewusstseins war, dürfen wir annehmen, dass er bei solchen Gedanken auch sein eigenes Schicksal im Kopf hatte, woraus wieder klar wird, dass er, der zu Lebzeiten

ein gefeierter und vermögender Künstler war, doch auch manche Kränkung empfunden haben muss.

*Befindet sich einer heiter und gut ...*

Befindet sich einer heiter und gut,  
Gleich will ihn der Nachbar pein'gen;  
Solang der Tüchtige lebt und tut.  
Möchten sie ihn gerne stein'gen.  
Ist er hinterher aber tot,  
Gleich sammeln sie große Spenden.  
Zu Ehren seiner Lebensnot  
Ein Denkmal zu vollenden;  
Doch ihren Vorteil sollte dann  
Die Menge wohl ermessen,  
Gescheiter wär's, den guten Mann  
Auf immerdar vergessen.

#### **4. Goethe auf der rechten Seite**

Eine in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts verbreitete, wenn auch nie ganz zur Deutlichkeit ausformulierte Idee bestand darin, dass Dichter und Intellektuelle irgendwie politisch links stehen. Man erwartete von ihnen Kritik an den Mächtigen, auf keinen Fall Applaus für die Tyrannen. Und eigentlich ist es bis heute nicht anders. Das Internationale PEN-Zentrum als Vereinigung von Poeten, Essayisten und Romanciers ist gegründet worden, die Freiheit des Worts gegen jedwede Einschränkung durch politische Macht und Übermacht zu verteidigen. Wer glaubt, diese Haltung der Schriftstellerinnen und Schriftsteller sei „normal“, gewissermaßen genetisch mit dem Beruf verbunden, sieht sich durch das vierte Gedicht im West-Östlichen Divan bitter enttäuscht.

Goethe war ein expliziter Freund der Mächtigen, sofern sie nur nach Goethes Urteil etwas Verstand hatten. Wenn man es böse sagen will, dann war Goethe zwar kein Duckmäuser und Tyrannenknecht, aber doch ein Streber, wenn auch ein intelligenter. Jedenfalls war für ihn Macht im Staat nichts Schlechtes, nichts, was man verbergen müsste, sondern etwas, das Stabilität, Verlässlichkeit und damit Überlebenschance für die Gemeinschaft in sich birgt. Viel mehr als Macht fürchtete er Dummheit, Kleingeist, Entschlusslosigkeit, Parteilichkeit, moralsaure Streitsucht, Neugier, Frömmelei und Faulheit, Pfaffenhinterhältigkeit. Deshalb erklärte er sich für unabhängig – nicht von den Tyrannen, sondern von den Moralisten, die er „Mönche“ jeglicher Couleur nannte. Den Einwand, dass er sich nicht bereit erklärte, einzelne dieser ihm verhassten Personen namhaft zu machen, be-

antwortete er auf eine bemerkenswerte Weise: Diese schrecklichen Leute machten ihn schon als Gruppe fertig, da müsse man sie sich nicht auch noch einzeln zu Feinden machen.

*Übermacht, ihr könnt es spüren ...*

Übermacht, ihr könnt es spüren,  
Ist nicht aus der Welt zu bannen;  
Mir gefällt zu konvergieren  
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten  
Immerfort am stärksten pochten,  
Und die Halben, die Beschränkten  
Gar zu gern uns unterjochten,

Hab ich mich für frei erklärt  
Von den Narren, von den Weisen;  
Diese bleiben ungestört,  
Jene möchten sich zerreißen;

Denken, in Gewalt und Liebe  
Müßten wir zuletzt uns gatten,  
Machen mir die Sonne trübe  
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten  
Mußten ganz bestimmt sich rüsten  
Gegen braun und blaue Kutten:  
Meine gehn wie andre Christen.

„Aber nenn uns doch die Feinde!“  
Niemand soll sie unterscheiden;  
Denn ich hab in der Gemeinde  
Schon genug daran zu leiden.

## **5. Wenn Du auf dem Guten ruhst**

Du bist ein grundguter Mensch und Du bist es nicht zufällig, sondern aus Überlegung und mit Verstand. Du hast das Gute als Grund deines Lebens gewählt. Und nicht nur, dass Du Gutes denkst, Du tust auch viel Gutes. Dennoch führst Du Dein Leben in einer gewissen Abgeschlossenheit, Du hast einen Zaun um Dein Gut gezogen. Und ich muss Dir sagen, das ist mir

angenehm, Du, dass Du mich nicht in Deine Sphäre und in Deine Lehre zu ziehen versuchst; es lässt mir meine Freiheit, dass Du Deinen Wirkungskreis beschränkst. Distanz entlastet. Ich denke, die Menschen sind im Kern gut. Sie sollten nur nicht dauernd versuchen, noch besser zu werden und andere besser machen zu wollen. Dieser Reformhaus-Drang, an allem und jedem herumzuerziehen, tut niemandem gut. Könnte es sein, dass das Gute viele Gestalten hat, vielleicht hat ja jeder Mensch ein etwas anderes Gutes?

Allerdings, wenn man sich zusammen auf die Reise begibt und ein gemeinsames Ziel hat: Das ist eine Situation, in der es gut ist, nicht allein zu sein, sondern einander zu beraten und zu helfen. Auf dem Weg wird es Hindernisse geben. Nicht alles, was uns begegnet, können wir gemeinsam tun. Zum Beispiel die Liebe geht nur den Liebenden und den Geliebten an. Da ist Einmischung unerwünscht. Auch Geld und Ehre zu teilen fällt schwer. Der Alkohol ist einerseits ein treuer Mann (man wird ihn schlecht wieder los, wenn man sich einmal mit ihm eingelassen hat), er ist auch ein Stifter von manchmal recht kurzlebiger Freundschaft, die in haltbare Feindschaft umschlagen kann.

Gedanken sind das alles, die andere schon vor mir hatten, auch Hafis der Dichter, und es wird Menschen geben, die sie nach mir haben werden. Nichts davon ist ein Grund aus dem Leben fortzugehen. Da wäre es immer noch besser, sich hin und wieder, wenn es gar nicht anders geht, herzlich zu prügeln.

26. Juli 1815, Fulda, 8 Uhr:

*Wenn du auf dem Guten ruhst ...*

Wenn du auf dem Guten ruhst,  
Nimmer werd ich's tadeln;  
Wenn du gar das Gute tust,  
Sieh, das soll dich adeln!  
Hast du aber deinen Zaun  
Um dein Gut gezogen,  
Leb ich frei und lebe traun  
Keineswegs betrogen.

Denn die Menschen, sie sind gut,  
Würden besser bleiben,  
Sollte nicht, wie's einer tut,  
Auch der andre treiben.  
Auf dem Weg, da ist's ein Wort,  
Niemand wird's verdammen:  
„Wollen wir an einen Ort,

Nun wir gehn zusammen!“

Vieles wird sich da und hie  
Uns entgegenstellen:  
In der Liebe mag man nie  
Helfer und Gesellen;  
Geld und Ehre hätte man  
Gern allein zur Spende;  
Und der Wein, der treue Mann,  
Der entzweit am Ende.

Hat doch über solches Zeug  
Hafis auch gesprochen,  
Über manchen dummen Streich  
Sich den Kopf zerbrochen;  
Und ich seh nicht, was es frommt,  
Aus der Welt zu laufen,  
Magst du, wenn das Schlimmste kommt,  
Auch einmal dich raufen!

## 6. Knitterer, Zersplitterer, Verwitterer

Goethe war kein besonderer Freund der Zeitungen, eigentlich weckte alles seinen Unmut, was nach Massengeschmack schmeckte. Sogar wenn sie ihn lobten: die damaligen Leitmedien, die den aufgeklärten Ton pflegten und, wie es Zeitungsart ist, ihre Geschichten als ein unendliches *name-dropping* erzählten, der hat gesagt, dieser hat erwidert, jener ist verweist, ein anderer hat sich verlobt, der dritte, vierte, fünfte hat gemeint. Als wenn das Rechte, das Wesentliche, das Poetische auf Namen und Kampfbegriffen beruhte, auf Geschwätz, als ob es darauf ankäme, ob man, wie damals diskutiert, lieber „Deutsch“ oder lieber „Teutsch“ schriebe, und als ob nicht in Wahrheit doch das Gute und das Rechte auf der Fähigkeit zur Stille, zur Betrachtung, zur Konzentration beruhte: Er nannte die Presse und ihr nervöses Gerede „Berliner Hundezeug“, eine „Herde Schweine“ und „Knitterer, Zersplitterer, Verwitterer“ und schrieb „Ich verwünsche alles, was diesem Publikum an mir gefällt.“ und „Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte. Die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will.“ Goethe hasste keinen von diesen Feuilletonisten einzeln oder gar persönlich, mit einigen von ihnen pflegte er angenehme Beziehungen. Aber er hasste sie als Kollektiv, als Masse von Protagonisten einer flachen Salbaderei, als Neuigkeitenjäger und Neuigkeitenmacher, als Zerstreuungskünstler, deren Produkte am Ende vor allem das Innere ihrer Leser und ihr eigenes Inneres zerstören. Aber wie aus so viel schlechter Laune Poesie schaffen? Das war das Problem beim „Buch

des Unmuths“ und ganz besonders bei dem kleinen Spott-Liedchen, das er ihnen mit dem folgenden Gedicht piepen wollte:

*Als wenn das auf Namen ruhte ...*

Als wenn das auf Namen ruhte,  
Was sich schweigend nur entfaltet!  
Lieb' ich doch das Schöne, Gute,  
Wie es sich aus Gott gestaltet.

Jemand lieb' ich; das ist nötig;  
Niemand hass' ich; soll ich hassen,  
Auch dazu bin ich erbötig,  
Hasse gleich in ganzen Massen.

Willst sie aber näher kennen,  
Sieh aufs Rechte, sieh auf's Schlechte;  
Was sie ganz fürtrefflich nennen,  
Ist wahrscheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen,  
Muss man aus dem Grunde leben,  
Und salbad'risch auszuschweifen  
Dünket mich ein seicht Bestreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann sich  
Mit Zersplitterer vereinen,  
Und Verwitterer alsdann sich  
Allenfalls der Beste scheinen!

Dass nur immer in Erneuerung  
Jeder täglich Neues höre,  
Und zugleich auch die Zerstreuung  
Jeden in sich selbst zerstöre.

Dies der Landsmann wünscht und liebet,  
Mag er Deutsch, mag Teutsch sich schreiben,  
Und das Lied nur heimlich piepet:  
„Also war es und wird bleiben.“

## 7. The fool on the hill – „Schämt euch, Ihr Weisen!“

„Day after day, alone on a hill  
The man with the foolish grin is sitting perfectly still  
Nobody wants to know him  
They can see that he's just a fool  
But he never gives an answer ...“

Tag für Tag, alleine auf dem Hügel, sitzt der Mann mit dem verrückten Grinsen, vollkommen unbewegt, keiner will ihn kennen, man sieht sofort, dass er verrückt ist, aber er beantwortet keinerlei Fragen ...

Die erste Strophe des berühmten Songs der Beatles – es gab Zeiten, da war es unmöglich diesen Text nicht zu kennen. Mancher 68er mit Locken und John-Lennon-Brille und pinkfarbenem Hemd, fassungslos die Bilder vom Vietnam-Krieg im Fernsehen betrachtend, fassungslos die Bilder von dem HalbnaZI-Bundeskanzler Kiesinger betrachtend, fassungslos die Mord-Hetze der BILD-Zeitung gegen die linken Studenten betrachtend – gleichzeitig ewig verliebt in ..., herumträumend, wandte sich fernöstlichen Spiritualitäten zu: Maharishi Mahesh Yogi hieß der geheimnisvolle Glücksbringer aus Indien und er oder einer seiner Jünger soll 1967 in Liverpool auf einem Hügel im Stadtpark gesessen und nichts weiter gemacht haben als gelächelt und – in der Sprache der Spießer: blöde gegrinst haben. Paul McCartney schrieb das Lied, das erste gute, das er alleine schrieb, sagte John Lennon. Die Idee des Lieds lag in der Luft. Viele dachten, es wäre ein altes Lied, das Paul McCartney umgeschrieben habe. Es war aber neu. Die Idee war, jedenfalls die des genannten 68ers mit den Locken, dem Wahnsinn des Militarismus, Faschismus, Kapitalismus, dogmatischen Katholizismus, verbiesterten Moralismus und vielen anderen Ismussen und Zismussen den eigenen freundlichen Wahnsinn entgegenzusetzen: „Das Vaterland wird verenden vor einer Libelle.“ Das war einer der Sinnsprüche. Verrücktsein war schön. Verrücktsein war gut.

Das Lied war neu, die Idee war alt. In dem 1791 in Marburg erschienenen Buch „Archiv für die morgenländische Literatur“ von Georg Wilhelm Lorsch (Digitalisat:[https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10248907\\_00257.html](https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10248907_00257.html)) heißt es auf Seite 249: „*Medschnun* – Ist der Mensch rasend, oder melancholisch, oder epileptisch, oder sterblich verliebt, – so heißt er (auf persisch) *Medschnun*, und ebenso heißt das Pferd, wenn es kollerig, und der Hund, wenn er wasserscheu ist.“ Goethe kannte diese Stelle und brachte sie mit eigenen Gedanken in Verbindung: Im Ersten Teil der „Leiden des jungen Werthers“ heißt es unter dem 12. August:

„Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbei

wie der Priester, und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beydes reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maasse begreifen lernen: Wie man alle ausserordentliche Menschen, die etwas grosses, etwas unmöglich scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müßte.

Aber auch im gemeinen Leben ists unerträglich, einem Kerl bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Mensch ist trunken, der ist närrisch. Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen.“

*Medschnun heißt ...*

Medschnun heißt – ich will nicht sagen,  
Daß es grad ein Toller heiße;  
Doch ihr müßt mich nicht verklagen,  
Daß ich mich als Medschnun preise.

Wenn die Brust, die redlich volle,  
Sich entladet, euch zu retten,  
Ruft ihr nicht: das ist der Tolle!  
Holet Stricke, schaffet Ketten!?

Und wenn ihr zuletzt in Fesseln  
Seht die Klügeren verschmachten,  
Sengt es euch wie Feuernesseln,  
Das vergebens zu betrachten.

## **8. Goethe ungerecht**

Es gibt drei in jeder Gesellschaft ausgeübte Berufe, für die nirgendwo ein staatliches Berufsbild, ein Ausbildungsgang, ein Examen oder sonst irgendeine Zugangsvoraussetzung besteht. Es sind Tätigkeiten, die jede und jeder ausüben darf, in denen man sogar hohes Ansehen, Nobelpreise, Fernsehauftritte und ähnliche Ehrenbezeugungen in reichem Umfang gewinnen kann. Diese drei Berufe sind Politiker, Journalist und Dichter. Jeder kann diese Tätigkeiten ausüben, ohne nachweisen zu müssen, was er gelernt hat. Jeder kann auf diese Weise zu erheblichem Einfluss auf alles Mögliche gelangen ohne von irgendetwas Bestimmtem irgendwie messbare Kenntnisse zu haben. Alle drei Berufe ziehen einen gewissen Menschentyp an, nämlich den Studienabbrecher, den, der in seinem erlernten Beruf nicht zurechtkommt, evangelische Pfarrer, die keine Lust auf Gemeindegarbeit haben, den ehemaligen katholischen Priester, der mit dem Zölibat nicht klarkommt, den Exgefangenen,

die als Physikerin zu kurz Gesprungene, den bankrottierten Jungunternehmer, den gelernten Conférencier, den hauptberuflich unglücklichen Juristen, den unbegabten Kunstmaler, den nicht mehr gebuchten Schauspieler, lauter Überallmitredenwoller. Das Glück dieser Leute liegt darin, dass sie keine Prüfung ablegen müssen, ansonsten würden sie vielleicht etwas ganz anderes oder gar nichts tun. Und das wäre in manchen Fällen ein Verlust: Thomas Mann hatte z. B. kein Abitur, Willy Brandt auch nicht und Vaclav Havel wechselte von einem der zugangsfreien Berufe, nämlich dem des Schriftstellers, zu einem anderen derselben Kategorie, nämlich dem des Politikers. Also man kann das Phänomen auch positiv deuten: Die drei Berufe ziehen originelle Typen an, solche, die sich was trauen, die ausgetretene Pfade und fade Ausbildungsgänge nicht mögen. Außergewöhnliche Menschen eben.

Ein Problem haben diese Leute allerdings: Da sie selbst überall mitreden, müssen sie es sich gefallen lassen, dass jeder glaubt ihnen hineinreden zu können. Die Möglichkeit, sich auf einen Spezialistenstandpunkt zu stellen, wie ihn ein Ingenieur, ein Arzt, ein Tischler, ein Fischer mit Fug und Recht und unter Berufung auf amtliche Papiere einnehmen dürfen, hat der Dichter nicht. Und deshalb ist es nicht überzeugend, wenn sich Goethe in dem Gedicht „Hab’ ich euch denn je geraten ...“ gegen die Kritik des Publikums an seinem Werk geltend zu machen versucht, die Kritiker hätten keine Ahnung von der Versschmiedekunst. Josef Beuys hatte schon Recht: Künstler ist jeder.

*Hab ich euch denn je geraten ...*

Hab’ ich euch denn je geraten,  
Wie ihr Kriege führen solltet?  
Schalt ich euch, nach euren Taten,  
Wenn ihr Friede schließen wolltet?

Und so hab’ ich auch den Fischer  
Ruhig sehen Netze werfen,  
Brauchte dem gewandten Tischler  
Winkelmaß nicht einzuschärfen.

Aber ihr wollt besser wissen,  
Was ich weiß, der ich bedachte,  
Was Natur, für mich beflissen,  
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke?  
Nun, so fördert eure Sachen!  
Seht ihr aber meine Werke,  
Lernet erst: „So wollt’ er’s machen.“

## 9. Nutzlose Klage

Dass Schlechtes schlecht ist und Gemeines gemein – um das zu erkennen, braucht man kein Gedicht. Wenn ich mich frage, was Niedertracht ist, fällt mir als erstes der Politiker Horst Seehofer ein, der seine Kontrahentin Angela Merkel zu deren vollständiger Überraschung und ohne jede Vorwarnung auf offener Bühne dem Gespött und Hass einer sie verachtenden und ihm wohlgesonnenen Zuschauerschaft preisgab; er wusste, dass sie zu höflich war, um ihn bloßzustellen, was leicht gewesen wäre, indem sie den Raum verlassen oder Gelegenheit zur Erwiderung verlangt hätte. Das heißt, er nutzte ihren Anstand, um seine Unanständigkeiten durchführen zu können. Ich habe nie gehört, dass sich Herr Seehofer für dieses schmachvolle Benehmen entschuldigt hätte. Ich glaube aber fest daran, dass er dafür in der Hölle schmoren wird, zumindest im Fegefeuer. Zu fürchten ist allerdings, dass er nach Rechtfertigungen für seine Gehässigkeit suchen wird beim Jüngsten Gericht und dass er Advokaten genug findet, die selbst den lieben Gott in Zweifel bringen könnten, ob es sich um eine strafbare Niedertracht handelte oder nicht.

Wann immer wir in allgemeiner Form „die Niedertracht“, „die menschliche Dummheit“, „die Undankbarkeit“ anprangern, stehen wir in der Gefahr, dass uns gerade diejenigen zustimmen, die wir als niederträchtig, dumm, undankbar etc. brandmarken wollen. Insofern sind allgemein formulierte Klagen über das Böse, das Dumme und so weiter nicht erkenntnisfördernd. Trotzdem sind sie beliebt. Um Goethes Gedicht „Wanderers Gemütsruhe“ ein bißchen mit Erkenntnisgewinn aufzuladen, habe ich ihm einen Untertitel gegeben.

### *Wanderers Gemütsruhe*

*„Horst Seehofer – Wirbelwind und trockner Kot“*

Über's Niederträchtige  
Niemand sich beklage;  
Denn es ist das Mächtige,  
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es  
Sich zu Hochgewinne,  
Und mit Rechtem schaltet es  
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer, gegen solche Not  
Wolltest du dich sträuben?

Wirbelwind und trocknen Kot,  
Laß sie drehn und stäuben!

Günter Grass hat im Jahre 2012 ein Gedichtbuch mit dem Titel „Dummer August“ veröffentlicht. In dem Buch versucht er, mit einem ganzen Schwarm von Prosagedichten abzurechnen mit denen, die in den Jahren davor, mit ihm abrechnen wollten, vor allem auf das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen richtete er seinen Grimm und verzichtete nicht darauf, einige Wendungen aus Goethes Niedertracht-Gedicht anklingen zu lassen:

„Deshalb sage ich jetzt schon, wo – in Frankfurt am Main –/ das Niederträchtige als das Mächtige / Hochgewinn zieht und trocknen Kot wirbelt, / verzichte sonst aber – bei aller Not – / auf überlieferte Reime.“

Goethe seinerseits hatte orientalische Vorbilder für seine Worte:

1. Mohammed nach der Sunna (56): „Gott, ich flüchte mich zu Dir vor der Niederträchtigkeit und allen Niederträchtigkeiten, die folgen.“ (zitiert nach Birus, West-Östlicher Divan, Teilband 2, Kommentar 2, Seite 1119)

2. Buch des Kabus oder die Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach, übersetzt von Heinrich Friedrich von Diez, Berlin 1911:

„Ich suche Einsamkeit, wenn die Welt sich wie Wirbel dreht.  
Kehricht des Glücks ist schlechter als der Welt schlechtesten Staub.“

(zitiert nach Birus, West-Östlicher Divan, Teilband 2, Kommentar 2, Seite 1120)

Goethe hat noch weitere Gedichte geschrieben, die er als Lieder eines „Wanderers“ gekennzeichnet hat: Wanderers Nachtlied und Wanderers Sturmlied.

## **10. Der Mensch passt nicht zur Welt – und die Welt hinkt sich selbst hinterher**

Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, dass die Erde nicht richtig rund ist, dass auf der Erde nie etwas richtig rund läuft. Ständig verschiebt sich etwas im kosmischen Bewegungslauf. Die Erde trudelt, sie wackelt, die Pole verschieben sich, das Magnetfeld flattert. Schon beim Lesen dieser Sätze

könnte es passieren, dass die Buchstaben sich von den Wörtern abspalten und ihre Unabhängigkeit erklären, um endlich frei von der Pflicht der Sinnspendung in irgendeinem Hirn herumspuken zu können. Ordnung ist von ungefährender Natur, im Einzelnen kann immer alles anders kommen und man weiß ja auch nicht, wann der nächste weiße Zwerg vor Wut explodiert und dann bleiben die Berechnungen im Groben und Ganzen immer noch richtig, aber was das für Dich heißt, der Du nun gerade auf dem Weg von Hottelstedt nach Zottelstedt bist mit Deinem Elektro-Fahrrad, ob die, die Deine Liebste sein will, sich verspätet oder Du zu früh auf der Lichtung stehst – wer weiß das schon? Und es kann auch sein, dass gar nicht die Welt sich vertrödelt oder vertrudelt, sondern Du bist der Unordnungsfaktor. Die Welt wartet auf Deinen Auftritt, sie ist bereit, Dich wärmstens zu empfangen, Sie würde Dich heute umarmen, Sie würde sich Dir hingeben – aber Du liegst unter dem Apfelbaum und pennst oder versuchst, Dein Fahrrad zu putzen oder einer Welt hinterherzutrauern, die es gar nicht gibt. Einer ordentlichen, rücksichtsvollen, dankbaren, pünktlichen Welt.

*Wer wird von der Welt verlangen ...*

Wer wird von der Welt verlangen,  
Was sie selbst vermißt und träumet,  
Rückwärts oder seitwärts blickend  
Stets den Tag des Tags versäumet?

Ihr Bemühn, ihr guter Wille  
Hinkt nur nach dem raschen Leben,  
Und was du vor Jahren brauchtest,  
Möchte sie dir heute geben.

## **11. Die alten Griechen**

*Glaubst du denn: von Mund zu Ohr...*

Glaubst du denn: von Mund zu Ohr  
Sei ein redlicher Gewinnst?  
Überlieferung, o du Tor,  
Ist auch wohl ein Hirngespinst.  
Nun geht erst das Urteil an:  
Dich vermag aus Glaubensketten  
Der Verstand allein zu retten,  
Dem du schon Verzicht getan.

Abū Dscha‘far Hārūn al-Wāthiq (im Westen meist „Vathek“ genannt) war der neunte Kalif der Abassiden, die im 9. Jahrhundert den Nahen Osten (etwa vom heutigen Algerien im Westen bis zum Iran im Osten) beherrschten. Seine Regierungszeit war durch Revolten, aber auch durch Wohlstand gekennzeichnet. Al-Wāthiq bemühte sich um die Durchsetzung der Lehre der Mutaziliten. Die Mutaziliten vertraten eine Glaubensrichtung, die, entgegen der wohl herrschenden Ansicht, wonach der Koran (wie bei den Juden und Christen die Bibel) als „ewiges“ Buch die einzige Autorität in Glaubenssachen darstelle, auch Vernunft und damit griechische Philosophen als Erkenntnisquelle zulassen wollte. In einem 1810 erschienenen Buch von Konrad Engelbert Oelsner (Mohamet: Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters; eine Preisschrift, welche von dem französischen Nationalinstitut gekrönt wurde) hatte Goethe auf den Seiten 180 und 181 unter anderem folgendes lesen können:

„Der Kalif Vathek, ein Fürst von den edelsten Eigenschaften, welcher das Unglück hatte, eine dem gesunden Menschenverstand angemessene Meinung in Rücksicht des Koran zu hegen, sah deswegen seine ganze Regierung mit Unruhen ... angefüllt, und in einer solchen Volksbewegung lief er Gefahr entthront zu werden ... Der Abscheu, welchen die Frömmeler gegen diesen Fürsten gefasst hatten, beschränkte sich nicht bloß auf die Dauer seiner Regierung. Mehrere Geschichtsschreiber haben die gegen Vathek aufgebrachten Vorurteile angenommen, und stellten ihn dar als ein Ungeheuer von Wahnsinn und von Gottlosigkeit ... Die orthodoxe Vorstellung, es gebe zur Vervollständigung der Glaubenssätze drei Quellen, den Koran, die Überlieferung, und, in Ermangelung dieser beiden ersteren, das Licht der Vernunft, – diese Vorstellung musste natürlicherweise sehr viele Abweichungen in der Lehre veranlassen ...“

Goethe wurde durch diese Stelle veranlasst, über die Unzuverlässigkeit der Überlieferung vergangener Sachverhalte durch Geschichtsschreiber nachzudenken, und, darüber hinaus, über die Unzuverlässigkeit aller durch Worte übermittelten Information. Und, während Goethe im Allgemeinen eher skeptisch gegenüber rationalistischen Sichtweisen ist, benennt er in seinem Gedicht als einzige relativ zuverlässige Möglichkeit, den Wahrheitsgehalt von Informationen zu prüfen, den Gebrauch der kritischen Vernunft.

*Glaubst du denn: von Mund zu Ohr ...*

Glaubst du denn: von Mund zu Ohr  
Sei ein redlicher Gewinnst?  
Überlieferung, o du Tor,  
Ist auch wohl ein Hirnspinst.

Nun geht erst das Urteil an:  
Dich vermag aus Glaubensketten  
Der Verstand allein zu retten,  
Dem du schon Verzicht getan.

## 12. Gegen Nationalismus

Es gibt nicht viele wirklich politische Gedichte Goethes. Die beiden letzten des 5. Buchs im West-Östlichen Divan gehören dazu. Sie betreffen zwei Themen, die auch heute sehr aktuell sind.

Das erste Thema ist der politische Nationalismus in Europa. Goethe hielt davon gar nichts. Nach seiner Meinung geht es den Nationalisten schlichtweg darum, auf Kosten aller Anderen Vorteile zu erjagen, also die Italiener für sich gegen den Rest Europas, ebenso die Franzosen, die Engländer, die Deutschen. Vom Anderen wird nichts Gutes anerkannt, außer, es fördert die eigenen Interessen. Solches Denken, da es kein allgemeines Gut in den Mittelpunkt stellt, an dem man sich dauerhaft orientieren könnte, sondern nur die jeweiligen Eigeninteressen, muss zwangsläufig zu langfristig schlechten Entwicklungen führen. Goethes Empfehlung: Wer sich mit Politik beschäftigt, muss den Horizont der Menschheitsgeschichte zu sehen in der Lage sein, nur dann kann er Wichtiges von Unwichtigem, Richtiges von Falschem unterscheiden.

*Und wer franzet oder britten ...*

Und wer franzet oder britten,  
Italiänert oder teutschet,  
Einer will nur wie der andre  
Was die Eigenliebe heischet.  
Denn es ist kein Anerkennen,  
Weder vieler, noch des einen,  
Wenn es nicht am Tage fördert  
Wo man selbst was möchte scheinen.  
Morgen habe denn das Rechte  
Seine Freunde wohlgesinnet,  
Wenn nur heute noch das Schlechte  
Vollen Platz und Gunst gewinnet.  
Wer nicht von dreytausend Jahren  
Sich weiss Rechenschaft zu geben,  
Bleib im Dunkeln unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.

Das zweite Thema, das Goethe ganz zum Schluss des 5. Buchs auf drastische, ja fast boshaft-satirische Weise anspricht, ist die Neigung, sich abschätzig über Mohamed und den Islam zu äußern. Goethe konstatiert, dass Mohamed – offenbar mit der Billigung Gottes und der Geschichte – ein einflussreicher und großer Glaubensstifter war, wie Moses und Christus und manche andere. Deshalb hält Goethe Hass und Neid auf Mohamed für sinnlosen Unfug. Wer das anders sieht, dem empfiehlt Goethe schlichtweg, sich aufzuhängen, dann werde er schon merken, dass mit dem Leben auch sein Zorn aufhöre.

*Aergert's jemand daß es Gott gefallen ...*

Aergert's jemand daß es Gott gefallen  
Mahomed zu gönnen Schutz und Glück,  
Um den stärksten Balken seiner Hallen  
Da befestig' er den derben Strick,  
Knüpfe sich daran! das hält und trägt,  
Er wird fühlen daß sein Zorn sich legt.

## 6. Sechstes Buch – Hikmet-Nameh – Buch der Sprüche

Ich hatte das Glück, vor einer Reihe von Jahren Gisela Kraft kennenzulernen, sie war eine Dichterin, eine weise Frau, eine Katzenliebhaberin, Islamwissenschaftlerin und Übersetzerin einer Reihe von Gedichten des türkischen Dichters Nazim Hikmet (Nazim = türkisch für Poesie, Hikmet = türkisch für Weisheit). Gisela Kraft lebte bis zu ihrem Tod im Jahr 2010 etwa 15 Jahre lang in Weimar. Durch ihren etwas unregelmäßig wackelnden Gang, die weiten Kleider und die immer sehr blond gefärbten langen Haare, die ihr wie ein großes Wimpel nachwehten, war sie eine auffällige Erscheinung im Stadt-Bild.

Im Zusammenhang mit dem West-Östlichen Divan komme ich darauf zu sprechen, weil Gisela Kraft dieses Buch in- und auswendig kannte. Außerdem schrieb Nazim Hikmet, wie Goethe, gelegentlich auch Spruchlyrik. So z.B. die von Hannes Wader vertonten Zeilen: „Leben wie ein Baum, einzeln und frei, und brüderlich wie ein Wald, das ist unsere Sehnsucht.“

Also „Buch der Weisheit“ könnte man „*hikmet-nameh*“ auch übersetzen. Es ist eine Sammlung von Sinnsprüchen, Spruchlyrik, Abreißkalender-Lyrik, oder wie es der Dichter Wulf Kirsten vielleicht nennen würde, eine Sammlung nobelpreisverdächtiger Handtuch-Sprüche. Es ist schon interessant und sehr aufschlussreich für Goethes Zugang zur Dichtkunst, dass er diese populäre und sehr nah am Lagerfeuer, um nicht zu sagen: am Stammtisch der Sprücheklopferie siedelnde Literaturgattung nicht verschmähte, sondern auch hier der Meinung war, man könne etwas Gutes daraus machen.

Wir werden uns bei diesem Buch – anders als sonst – auch einmal kurz mit der formalen Seite einer Gedichtgruppe auseinandersetzen. Auch diese kleinen Spruchgedichte sind eben nicht einfach nur so hingeworfen. Insbesondere beim lauten Lesen fallen Reim und Rhythmus auf, die bei Spruchdichtung besonders wichtig sind, weil sie der Erinnerung helfen. Im Folgenden ist die von Goethe stammende Aufteilung der Sprüche in formal und manchmal auch inhaltlich korrespondierende Spruchgruppen beibehalten.

### 1. Gruppe – die gläubige Nadel

Zur ersten Gruppe braucht es nicht viele Erläuterungen. Die meisten Sprüche dieser Gruppe sind selbsterklärend, auch für den Leser des 21. Jahrhunderts. Was vielleicht nicht mehr so geläufig ist, ist die früher sowohl im morgenländischen als auch im abendländischen Kulturkreis verbreitete Übung, in Bücher, vor allem heilige Bücher wie Koran oder Bibel, mit einer Nadel blind hineinzustechen und die Worte, in die die Nadel zufällig piekt, als göttliche Antwort auf eine Frage oder als Motto für ein Vorhaben oder einfach als Tageslosung zu benutzen. „Bibelstechen“ ist ein Ausdruck da-

für, Bibliomantie ein anderer. Der heilige Augustinus berichtet über seine Bekehrung vom Christenhasser zum Christen, er sei von einem Kind aufgefordert worden, die Bibel an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen („*Tolle lege!*“ „Nimm und lies“) und habe an der von ihm auftragsgemäß aufgeschlagenen Stelle die Sätze des Paulus gefunden, die da lauten: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen. So lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts. Lasst uns ehrbar leben wie am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Unzucht und Ausschweifung, nicht in Hader und Neid; sondern zieht an den Herrn Jesus Christus und sorgt für den Leib nicht so, dass ihr den Begierden verfallt.“ (Röm 13,13–14).

Natürlich – das bräuchte ich eigentlich nicht zu erwähnen – natürlich gibt es auch in diesem Buch zu sehr vielen der Gedichte arabische Vorbilder, von denen ich einige dem jeweiligen Spruch hinzufüge.

Talismane werd ich in dem Buch zerstreuen,  
Das bewirkt ein Gleichgewicht.  
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,  
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht  
Verlange nichts,  
Als was die gestrigen gebracht.  
*Wenn Du etwas erreichen willst, geh bei Nacht. Die Sonne ist eine Geschichtenerzählerin, die Nacht eine treue Leiterin. Alle Tage sind Kinder, sie haben denselben Vater. Und alle Nächte sind Schwestern. Erwarte von diesem Tag und von dieser Nacht nichts, was die vorherigen nicht gebracht hätten.* (Jean Chardin, *Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient: enrichis de figures*, Volume 1, Amsterdam 1735)

Wer geboren in bösten Tagen,  
Dem werden selbst die bösen behagen.  
*Wer keine guten Tage gesehen hat, der hält die bösen für gut.* (Heinrich Friedrich von Diez, *Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsverfassung*, Berlin 1811, Seite 192, Spruch Nr. 120)

Wie etwas sei leicht,  
Weiß, der es erfunden und der es erreicht.  
*Das Leichte von der Sache erkennt ihr Urheber, darum hat er auch den Vorteil davon.* (Diez a. a. O., Seite 195, Spruch 139).

Das Meer flutet immer,  
Das Land behält es nimmer.

*Tritt nicht über wie das Meer, und umfasse keine Sache, die Du nicht ausrichten kannst.*  
(Diez a. a. O., Seite 196, Spruch 140)

## 2. Gruppe

Das Buch der Sprüche ist, wie schon erwähnt, etwas anders geordnet als die übrigen Bücher. Es gibt hier kein Gedicht, das für sich allein stünde. Die Sprüche treten in geschwisterlichen Kleingruppen auf. Die einzelnen Gedichte jeder Gruppe haben untereinander gewisse formale, auch inhaltliche Korrespondenzen, aber ganz locker und unaufdringlich. Anscheinend war Goethe der Auffassung, seine Spruchlyrik dem Publikum nicht Spruch für Spruch zumuten zu können. Das Peinliche an Spruchgedichten ist zugleich der Grund, aus dem sie so beliebt sind: Ihre Sinnevidenz, man könnte auch sagen: die Unbestreitbarkeit ihrer Aussage, man könnte auch sagen: ihre Platttheit. Wenn man sie in Gruppen präsentiert, besteht die Chance, hier und da einen Widerhaken zu entdecken, eine Widersprüchlichkeit. Eine Chance zum Nachdenken. Hier also die zweite Spruchgruppe:

Was klagst du über Feinde?  
Sollten solche je werden Freunde,  
Denen das Wesen wie du bist  
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist.

...

Dümmer ist nichts zu ertragen,  
Als wenn Dumme sagen den Weisen:  
Dass sie sich in großen Tagen  
Sollten bescheidenlich erweisen.

...

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre  
Als ich bin und als du bist,  
Wir hätten beyde wenig Ehre;  
Der lässt einen jeden wie er ist.

...

Gesteht's! Die Dichter des Orients  
Sind größer als wir des Occidents.  
Worin wir sie aber völlig erreichen,  
Das ist im Hass auf unsres Gleichen.

### 3. Gruppe: 4 – 2 – 2 – 4

Überall will jeder obenauf sein,  
Wie's eben in der Welt so geht,  
Jeder sollte freilich grob sein,  
Aber nur in dem, was er versteht.

*Man muss nicht immer klein begeben, man darf auch mal grobere Geschütze in Auseinandersetzungen auffahren. Aber nur, wenn man etwas von der Sache versteht – (Problem: Definiere: etwas von der Sache verstehen!)*

Verschon uns, Gott, mit deinem Grimme!  
Zaunkönige gewinnen Stimme.

*Bei jedem wichtigen Ereignis kann man feststellen, dass es, kurz nachdem es geschehen ist und alle davon wissen, von gewissen zweitrangigen Persönlichkeiten mit stolzeschwol-lener Brust als ihre eigene neueste Entdeckung herausgepiepst wird. Ich habe einen lieben Bekannten, der per Facebook ständig derartig Verlautbarungen absondert. Solche Leute gab es zu Hafis' Zeiten und zu denen Goethes auch. Sie hatten einen Spitznamen. Man nannte sie Zaunkönige. Also Könige sind sie schon, aber nur am Gartenzaun.*

Will der Neid sich doch zerreißen,  
Laß ihn seinen Hunger speisen.

*Gegen Neid hilft nur, dem Neidischen noch mehr Nahrung zum Neid zu geben. Er endet ohnedies mit Magenbeschwerden.*

Sich im Respekt zu erhalten,  
Muß man recht borstig sein.  
Alles jagt man mit Falken,  
Nur nicht das wilde Schwein.

*Wie schon im ersten der vier Gruppensprüche gibt sich Goethe auch im vierten als ein Gegner übersteigerter Höflichkeit zu erkennen. (Problem: Definiere übersteigert!). In den Zahmen Xenien VIII heißt es:*

So sei doch höflich! – Höflich mit dem Pack?  
Mit Seide näht man keinen groben Sack!

Übrigens: Eines der im Divan oft vorkommenden Dialog-Gedichte, heute etwas aus der Mode gekommen.

#### 4. Gruppe – Pfaffen-Orden überall

Die vierte Gruppe der Sprüche hat eine formale Besonderheit, die von Goethe vielleicht gewollt ist, man weiß es nicht wirklich. Aber dass sie ihm zufällig unterlaufen ist, kann man angesichts der Sorgfalt, mit der Goethe die Gedichte des Divan hin- und hergeschoben hat, bevor er sie veröffentlichte, kaum glauben. Die Gruppe hat insgesamt vierzehn Zeilen, aufgeteilt auf vier Strophen (drei zu vier Zeilen, eine zu zwei Zeilen). Die Reimendungen folgen dem Schema abab cdcd efef gg. Es herrscht Wechsel zwischen weiblichen (zweisilbigen) und männlichen (einsilbigen) Reimen, außer beim letzten Reimpaar, das rein weiblich ist. Die damit gegebene Ähnlichkeit mit dem Bauplan eines barocken Sonetts ist schwer zu übersehen.

Eine gewisse innere Korrespondenz zwischen den vier Strophen der Gruppe ist dadurch hergestellt, dass alle vier auf Texten beruhen, die Goethe in dem Buch „Denkwürdigkeiten von Asien – Teil II“ (Heinrich Friedrich Diez, Berlin und Halle 1815) fand, und zwar besonders aus dem dort (S. 133–267) abgedruckten „Spiegel der Länder oder Reisebeschreibung des Admirals Kjatibi Rumi zu Wasser und zu Lande“.

Einen genauen Sinnzusammenhang zwischen den vier Strophen auszumachen fällt schwer, mir ist es jedenfalls nicht gelungen, außer vielleicht, dass Goethe das Pfäffische in der Gesellschaft und im einzelnen Menschen verabscheute. Unter „Pfaffenwesen“ verstand er „herrsüchtig-geistbeengendes Zunft- und Klüngelwesen“, zu dem sich mittelmäßige Feiglinge zusammenfilzen, um alles eigenständige Tun und Trachten, Beobachten und Denken zu bekämpfen. Pfaffenwesen in diesem Sinn gibt es nach Goethe nicht nur in Priestergewändern, sondern auch bei Schriftstellern, Wissenschaftlern, Beamten und Journalisten; Meinungspäpste, Literatur-Kanoniker, Moral-Äbte und Geschmacks-Kardinäle eingeschlossen: Wen sie nicht mit geraden Mitteln des Arguments oder mit ihrer Hausapotheke aus Verleumdung, Ridikülisierung etc. erledigen können, töten sie notfalls durch Überdosis an Weihrauch oder vorzeitige Totenölung. Ein Problem des „Pfaffen-Ordens“, wie Goethe ihn nennt, ist, dass er nicht nur in seinem Urteil, sondern auch in seiner Wahrnehmung der Wirklichkeit behindert ist. Die Wahrnehmung ist vorurteilsbehaftet: Der Pfaffe sieht schief auf die Welt, er fasst die Dinge falsch auf und schon deshalb kann er sie nicht richtig sehen. Wenn ich nicht bereit bin, wenigstens als Möglichkeit anzuerkennen, dass die Erde rund ist, werde ich die physikalischen Tatsachen, die darauf hindeuten, nicht richtig wahrnehmen. Folglich wird mein Urteil falsch sein.

Was hilft's dem Pfaffen-Orden  
Der mir den Weg verrannt?  
Was nicht gerade erfaßt worden  
Wird auch schief nicht erkannt.

*Bei K̄jatibi Rumi heißt es: „was nicht gerade gefasst worden, wird auch schief nicht erkannt“.*  
(Diez, a. a. O., S. 238)

Einen Helden mit Lust preisen und nennen  
Wird jeder der selbst als kühner stritt.  
Des Menschen Werth kann niemand erkennen  
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

*Bei K̄jatibi Rumi heißt es: „Kann wohl den Werth des Menschen jemand kennen, / der nicht der Welt Hitze und Kälte erlitten hat?“*  
(Diez, a. a. O., S. 239)

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,  
Was du thust verbleibt dir nicht;  
Und wenn es auch dir verbliebe,  
Bleibt es denen Kindern nicht.

*Bei K̄jatibi Rumi heißt es: „Sage nicht, dass, was du thust, dir verbleibe.  
Wenns auch dir verbleibt, so verbleibt es doch deinen Kindern nicht“.*  
(Diez a. a. O., S. 244)

Soll man dich nicht aufs schmäglichste berauben,  
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

*Bei K̄jatibi Rumi heißt es: „Es wurden uns daselbst viele Unannehmlichkeiten verursacht, indem man mit uns Glaubensstreitigkeiten anfangen wollte. Ich sagte den Gefährten; handelt nach der Uebertieferung: verbirg dein Gold, dein Weggehn und deinen Glauben. Wer verständig ist, wird niemals sein Gold, seinen Glauben und sein Weggehn kundthun“.*  
(Diez a. a. O., S. 246)

Gold muss man verbergen, weil es einem gestohlen werden könnte, seinen Glauben, weil man in Streit geraten könnte, aber warum soll man auch sein Weggehn verbergen?

Zum Beispiel, weil die Wohnung ausgeraubt werden könnte. Und: Der größte Fehler, sagt man in Fußballtrainer-Kreisen, ist, seinen Abschied vorzeitig anzukündigen. Erstens wird man unfrei, wenn man sich nach außen festlegt, zweitens verlieren die Spieler den Respekt, weil sie glauben, dass sich Wohlverhalten nicht mehr lohnt. Wer zurücktreten will, soll zurücktreten und nicht den Rücktritt ankündigen. Wer gehen will, der gehe.

## 5. Gruppe – Wahrheit weit und fern

Wie kommt's, daß man an jedem Orte  
So viel Gutes, so viel Dummes hört?  
Die Jüngsten wiederholen der ältesten Worte  
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Egal wo man hinkommt, überall wird viel Kluges gesagt, aber auch viel Unsinn. Das ist in Sachsen nicht anders als im Rheinland, in Fernsehstudios genauso wie im Pfarrgemeinderat, in der Fußballspielerkabine wie in der Gerichtskantine. Warum ist das so? Ganz einfach, die Menschheit redet so vor sich hin und die Sprache ist überindividuell, die Klugheit ist überindividuell so gut wie Dummheit, dieses Herumreden ist mehr als Geräusch interessant, der Mensch will was sagen so wie die Türe quietschen will. Die Sprache ist nicht – jedenfalls nicht immer und nicht nur – Ausdruck der Individualität des Sprechers, sondern im Gegenteil: Ausdruck seiner Gruppenzugehörigkeit oder sogar seiner Gemeinheit und Vulgarität:

Original, fahr hin in deiner Pracht!  
Wie würde dich die Einsicht kränken:  
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,  
das nicht die Vorwelt schon gedacht!

Mephisto in: Faust 2, II, Hochgewölbte, enges, gotisches Zimmer.

Deshalb musst Du auch nicht gleich widersprechen, wenn Dir jemand widerspricht – auch beim Widersprechen geht es eher um den Ton als um den Inhalt: Stell Dir vor, das Garagentor würde dem Papagei widersprechen, der das Garagentor beim Quietschen imitiert. Das käme dumm rüber.

Laß dich nur in keiner Zeit  
Zum Widerspruch verleiten!  
Weise fallen in Unwissenheit,  
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

Ich muss bei diesem Gedicht auch daran denken, dass man es Angela Merkel in der Presse gerne als „undemokratisch“ vorgeworfen hat, wenn sie Kritik nicht beantwortete, sondern unkommentiert stehen ließ. Manche tun so, als gäbe es ein Menschenrecht auf unfruchtbare Debatten.

Heute nennt man das „Feedback-Nehmen“ („Nehmen“ im Sinne von „Stehlen“), ein Fachausdruck aus der Wissenschaft. Beim Feedback-Nehmen gilt sogar als Grundregel, dass man auf Feedback nicht antwortet.

Denn jede Antwort wäre eine Rechtfertigung oder ein Erklärungsversuch. Darum sollte es aber eigentlich bei Kritik und Feedback nicht gehen. Die Person, die Feedback bekommt, soll es annehmen (manche sagen, es ist ein wertvolles Geschenk, weil es im Idealfall wohlwollende, sachliche und konstruktive Kritik ist) und dann überlegen, was sie daraus ziehen kann.

„Warum ist Wahrheit fern und weit?  
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?“  
Niemand versteht zur rechten Zeit! –  
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,  
So wäre Wahrheit nah und breit  
Und wäre lieblich und gelinde.

Der Irrtum schwimmt an der Oberfläche und winkt nach allen Seiten, so laut, so bunt wie möglich. Er ist schnell zu erkennen, aber die Wahrheit zu finden braucht Zeit.

Bei Kjatibi Rumi heißt es:

„Meine Kräfte reichen nicht hin, mit Sultanen zu rechten./  
Halte nicht Vorlesungen der Liebe, hadere nicht, o Herz mit Frommen!/  
Weise fallen in Unwissenheit, wenn sie mit Unweisen streiten./  
Wozu nützt es, mit Seele und Herzen um der Rubinen\* willen zu zanken?/  
Es ist aber keine Schande, wenn Mundschenken über den Wein mit Freunden streiten.“

(Diez a. a. O., S. 236)

\* Rubinen: Diese Edelsteine standen bildlich für den Mund des geliebten Menschen.

## 6. Viele Quellen – kleines Gedicht

Das erste Gedicht dieser Gruppe ist ein Vierzeiler mit einer riesigen literarischen Vorgeschichte. Er enthält eine Wahrheit, die in Büchern nicht so oft wiederholt worden wäre, wenn sie leichter zu akzeptieren wäre. Das Gedicht lautet:

Was willst du untersuchen  
Wohin die Milde fließt.  
In's Wasser wirf deine Kuchen,  
Wer weiß wer sie genießt.

Die Empfehlung lautet also genau umgekehrt zu dem, was heute üblicherweise geraten wird: Nämlich beim Spenden genau darauf zu achten, wohin

die Spende fließt. Ob sie zum Beispiel ohne Abzug bei den armen Menschen oder Tieren ankommt, für die sie eigentlich bestimmt ist, oder ob der oder jener auf dem Weg, den das Geld nimmt, noch etwas abzweigt und für wen dies dann ein Vorteil und für wen ein Nachteil ist. Der moderne Mensch ist gut informiert und handelt nach Maßgabe seiner Informationen vernünftig auch dann, wenn er etwas tut, das er eigentlich nicht tun müsste. In Deutschland gibt es sogar eine Institution, die mit staatlicher Unterstützung Spendenorganisationen überprüft. Das deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen vergibt an zuverlässige Hilfsorganisationen das „DZI-Spendensiegel“. Vernünftig handeln heißt: Nichts dem Zufall überlassen. Die Lehre des Kuchengedichts ist im Gegenteil dazu fatalistisch. Notfalls das Brot für die Armen ins Wasser werfen, Gott wird schon einen Weg finden, die milde Spende an die richtige Adresse zu senden – vielleicht auf dem Umweg über einen Fisch. Eine moralische Rationalität hat diese Haltung vor dem Hintergrund der protestantischen Theologie, derzufolge letztlich doch alles von Gott geregelt wird und dem Menschen nichts weiter zu tun bleibt, als die rechte Tat im rechten Geist zu tun.

Es ist etwas überraschend, diese Haltung von Goethe propagiert zu sehen, denn Goethe war nicht für leichtfertiges Verschenken von Geld oder anderen Gütern bekannt. Aber ein Gedicht *schreiben* heißt ja auch nicht zwingend, mit dem Inhalt übereinstimmen. Die Anregung zu dem Gedicht hat Goethe auch nicht aus eigenem Nachdenken über das Spenden-Problem erhalten, sondern aus der Lektüre östlicher Weisheitsbücher, genauer genommen aus dem von Heinrich Friedrich von Diez übersetzten: „Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjavus für seinen Sohn Gilan Schach – ein Werk für alle Zeitalter aus dem türkisch – persisch – arabischen übersetzt und durch Abhandlungen und Anmerkungen erläutert von Heinrich Friedrich von Diez, königlich preußischen Geheimen Legationsrat und Prälaten, ehemals außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Königs am Hofe zu Konstantinopel, gedruckt auf eigene Kosten, Berlin, in Kommission der Nicolaischen Buchhandlung 1811.“

In einem ab Seite 344 abgedruckten Dialog zwischen einem Gläubigen und dem Kalifen heißt es unter anderem wie folgt:

„Gläubiger:

... Oh Oberhaupt der Rechtgläubigen! ... Während der 7 Tage, dass ich am Abhang gesessen, sind mir täglich in einer Schüssel 20 Stück Brot zugekommen. Von diesen Broten habe ich einige genommen und habe während der 7 Tage davon gelebt.

Kalif:

Ei, wer mag denn diese Brote in den Fluss geworfen haben?

Gläubiger:

Wer es getan hat, weiß ich nicht. Allein auf jedem Brote war geschrieben: Mohammed Sohn des Hassan Iskjafi.

Der Kalif ließ nun den Mohammed suchen. Mohammed erklärte, er habe die Brote ins Wasser geworfen. Der Kalif befragte ihn nun.

Kalif:

Aber wie lang ist es denn her, dass du diese Brote ins Wasser warfst?

Mohammed:

Es ist ein Jahr her.

Kalif:

Was hast du denn bei der Sache für Absichten gehabt?

Mohammed:

Oberhaupt der Rechtgläubigen! Ich habe einmal jemanden sagen gehört: tue Gutes, wirf das Brot ins Wasser, eines Tages wird dir vergolten werden. Um dies zu erproben, hab ich's getan, indem ich zu mir selbst gesprochen: ich will doch sehen, was mir widerfahren wird vom guten, so ich dem Wasser erwiesen.

Kalif:

Oh frommer Mann! Von diesem Wasser wird dir viel Gutes zur Wiedervergeltung widerfahren.

Auf der Stelle gab ihm der Kalif 5 Dörfer vor dem Tor von Bagdad zum Eigentum ...“

Wir finden in den Anmerkungen zu dieser Passage noch zahlreiche Hinweise auf weitere Versionen des Sprichworts, demzufolge man das Brot ins Wasser werfen soll, insbesondere auf einen Hinweis auf das Buch des Predigers Salomon im Alten Testament, wo eigentlich auch steht, dass das Brot ins Wasser geworfen werden soll, Luther aber mit dauerhaften Folgen für das deutsche Verständnis der betreffenden Stelle (Prediger 11, 1), wie folgt übersetzt hat: „Lass Dein Brot über das Wasser fahren; denn du wirst es finden nach langer Zeit.“ Eine Stelle, aus der die Bibelexegese vieles entnommen hat, unter anderem hat sie darin eine Ermunterung für die *Mascopey* gefunden, eine Form gemeinschaftlich unternommener riskanter maritimer Fernabsatzgeschäfte. So weiß der Gedichtausleger wie der Bibelausleger und übrigens auch der Gesetzesausleger – ja überhaupt der Mensch –, nie so ganz genau, woran er ist, und was er soll, er hat in seinem

Verstand das Licht von Gott, das Dunkel der Unterwelt und zwischendurch sehr viel Dämmerung

Das waren nun viele Zeilen Erläuterung für wenig Zeilen Text. Zur Entschädigung sind hier die weiteren Verse der 6. Gruppe ohne jeden Kommentar:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,  
Dacht ich, ob ich das wohl gesollt?  
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt  
Einen Anteil an diesen Tagen!

„Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht.“  
Warum hat er uns nicht auch so zugericht?

## 7. Welch eine bunte Gemeinde!

Ein Vermarktungs-Problem des neutestamentarischen Christentums ist die Botschaft Jesu, dass alle – auch die nicht christlichen – Sünder erlöst werden können, im Protestantismus dann sogar noch ohne jegliche Eigenleistung, einfach nur so aus Gnade. Wenn der Mensch sündigen darf, ohne zur Beichte gehen zu müssen, wenn er sich auf der Welt nur nach seiner Nase richten muss und er am Schluss doch in denselben Himmel kommt, wo alle die Spitzel und Verräter, die Betrüger und Verbrecher schon auf ihn warten ... warum sollte er sich anstrengen? Und doch scheint es genauso zu sein: Alle sind zum Tisch des Herrn geladen. Was Gott nicht zu stören scheint, ist nach menschlichen Maßstäben merkwürdig.

„Veruneiniget sich jemand mit seinem Vater, der wird außer Zweifel von ihm gehasst werden ... Der große Gott Himmels und der Erden aber schleust um der Sünde willen vor niemandem die Gnadentür zu: die gegenwärtige und zukünftige Welt ist ihm als ein Wasser-Tröpflein: Er schiebet den Vorhang sanftmütig zu: die Erde ist alsdann sein Tisch für alle Menschen, worinnen zwischen Freund und Feind kein Unterschied befindlich.“

(Vorrede des Scheich Musladis Saadi über den persianischen Baumgarten in: des weltberühmten Adam Olearii colligirte und viel vermehrte Reise-Beschreibung Bestehend in der nach Rußlau und Perstedt wie auch ... morgenländischen ... und Orientalischen Reise ... nebst beigefügtem Persianischen Rosenthal und Baumgarten ... Hamburg 1696).

Vgl. auch: *Voyages du Chevalier Chardin, en Perse, et autres lieux de l'orient*, nouvelle édition, tome cinquieme, Paris, 1811, Seite 140 (Traduction des vers qui sont au commencement des Oeuvres de Cheic Sahdy – Saadi oder Sa'di 1210–1292, herausragender persischer Dichter und Mystiker.):

„Mais encore que Dieu soit en haut, en bas, et aux cotés,  
Il ne ferme à nul des pécheurs la porte de l'office;  
La face de la terre est la nape de ses créateurs ...“

Goethe machte aus seiner Lektüre 2 Zeilen:

Welch eine bunte Gemeinde!  
An Gottes Tisch sitzen Freund und Feinde.

Unter „Etliche feine Sprichwörter der Araber“ finden wir in dem 1660 erschienenen Buch von Adam Olearius mit dem Titel „Persianischer Rosenthal : in welchem viel lustige Historien, scharffsinnige Reden u. nützliche polit. Regeln u. Sprüchwörter (1660)“ auf Seite 193 folgende Sprüche, die, wie die übrigen im Buch dokumentierten Gedichte und Geschichten, von dem persischen Dichter Saadi stammen sollen. Sie sind also im 13. Jahrhundert im Original geschrieben worden.

Wer frei gibt, kann zu Gott und Menschen sich gesellen,  
ist nah am Paradies und ferne von der Höllen.

Es hat zwar die Natur mir Kargheit nicht gegeben,  
es fehlt mir nur wodurch freigiebig ich kann leben.

Bei Goethe wird daraus:

Ihr nennt mich einen kargen Mann;  
Gebt mir, was ich verpassen kann.

In dem schon erwähnten Persianischen Rosenthal findet sich – ebenfalls aus der Feder Saadi's – auf Seite 194 folgender Spruch:

So etwa Du nicht wilt hinauf zur Tröppen steigen,  
So wirstu auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

Goethe macht daraus:

Soll ich Dir die Gegend zeigen,  
Mußt du erst das Dach besteigen.

Goethe verändert also die Aussage: Den Saadi-Spruch kann man getrost als kleinbürgerliche Weisheit in dem Sinne auffassen, dass, wer auf der Karriereleiter hoch hinaus will, Treppen steigen muss. Goethe hat das Ganze ins Allgemeinere gewendet, so dass der Schwerpunkt nicht auf das Treppensteigen

gelegt ist, sondern auf den hohen Standpunkt, auf dem sich der Dichter schon befindet.

Im Buch des Kabus von 1811 (Heinrich Friedrich von Diez: Buch des Kabus oder Lehren des persischen Königs Kjekjawus für seinen Sohn Ghilan Schach) lesen wir – und las auch Goethe – auf Seite 383:

„... Darum ist die Rede nicht im Menschen verborgen, sondern der Mensch ist in der Rede verborgen. Ehe er nicht geredet, weiß man nicht, wie viel er wert ist, wie das Oberhaupt der Rechtgläubigen Ali, dem Gott gnädig sei, gesagt hat: der Mensch ist unter seiner Zunge verborgen.“

Bei Goethe wird daraus:

Wer schweigt hat wenig zu sorgen,  
der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

Michel Foucault sagte in seiner Antrittsvorlesung anlässlich seiner Berufung an das Collège de France am 2. Dezember 1970:

„In den Diskurs, den ich heute zu halten habe, und in die Diskurse, die ich vielleicht durch Jahre hindurch werde halten müssen, hätte ich mich gern verstohlen eingeschlichen. Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich von ihm lieber umgarnt worden, um jedes Anfangens enthoben zu sein. Ich hätte gewünscht, während meines Sprechens eine Stimme ohne Namen zu vernehmen, die mir immer schon voraus war ...“

## **8. Das eine ist schlecht, das andere noch mehr: Zwei Herren ein Knecht – Zwei Knechte ein Herr.**

*Ein Herre mit zwey Gesind*

Ein Herre mit zwey Gesind  
Er wird nicht wohl gepflegt.  
Ein Haus worin zwey Weiber sind  
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabey  
Und sagt nur: Autos epha!  
Was sagt ihr lange Mann und Weib,  
Adam, so heißt, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?  
Dass er Leiden und Wissen getrennt.  
Verzweifeln müsste jeder Kranke  
Das Uebel kennend wie der Arzt es kennt.

Närrisch, dass jeder in seinem Falle  
Seine besondere Meynung preist!  
Wenn Islam Gott ergeben heißt,  
Im Islam leben und sterben wir alle.

Drei Bemerkungen zu dieser achten Spruchgruppe:

#### *Erstens*

Am 11. Mai 1820 – also im Alter von 70 Jahren – schrieb Goethe an seinen Freund Zelter:

„Indessen sammeln sich neue Gedichte zum Divan. Diese mohammedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung, zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend. Was will der Großpapa weiter?“

#### *Zweitens*

Im Gegensatz zu heute galt es in früheren Zeiten als ein Beweis für die Richtigkeit einer Aussage, wenn sie von jemandem stammte, dessen Autorität anerkannt war. In der Philosophengruppe der Pythagoräer sagte man, wenn man eine Diskussion beenden wollte, „*Autós èpha!*“ – zu Deutsch: Er selbst hat es gesagt. Gemeint war damit, dass Pythagoras, der Chef dieser philosophischen Gruppe, die betreffende Aussage getätigt hatte.

#### *Drittens*

„Islam“ oder „Eslam“ bedeutet wörtlich: Ergebung, Unterwerfung – wobei nicht die Unterwerfung unter einen Menschen gemeint ist, sondern Gott-ergebenheit. Fürchte niemand, außer den allmächtigen Gott. Man kann das ganz gut ausbauen: Fürchte niemand, also auch nicht die Herrscher, nicht den Klerus, nicht die Kirche, den Pfarrer so wenig wie den Imam.

### **9. Ess dat dann nix, Marie – Leben, Werk, Haus**

Ess dat dann nix, Marie  
Ess dat dann ja nix?

En eijen Hühßsche,  
dat nit vill koss?  
en Stall voll Küschelscher  
met decke Büschelscher  
un nevvenbei en Pößchen bei d'r Post?

Ist das denn nichts, Marie,  
Ist das denn gar nichts?  
Ein eignes Häuschen,  
das nicht viel kostet?  
Ein Stall voll Kükén  
mit dicken Bäuchen  
und nebenbei ein Pöstchen bei der Post?

So lautet, auf Kölsch und mit hochdeutscher Übersetzung, eines meiner liebsten Karnevalslieder von Karl Berbuer (1900–1977), der in Köln weltberühmt ist. Offensichtlich wendet sich ein mit seinen kleinen Verhältnissen zufriedener junger Vater an seine Frau, die sich anscheinend über die Einfachheit der Verhältnisse beklagt hat. Dieses Gefühl, dass man nicht herumrörgeln soll an auskömmlichen, wenn auch nicht luxuriösen Lebensumständen, muss Goethe bekannt gewesen sein, wie sich in den drei Gedichten der 9. Gruppe zeigt. Auch sie gehen jedenfalls teilweise sehr direkt auf arabische Vorbilder zurück.

*Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus ...*

Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus.  
Er geht und läßt es einem zweiten;  
der wird sich's anders zubereiten,  
und niemand baut es aus.

Der Grund, aus dem Städte niemals fertig werden, ist, dass die Häuser niemals fertig werden, die Hausbewohner haben immer Vorstellungen, wie das Haus, in dem sie leben, besser werden könnte. Aber keiner hat die Zeit und die Mittel, seine Vorstellungen vom Haus vollständig ins Werk zu setzen. Wenn er stirbt, kommt ein neuer Bewohner, dem es genauso geht. Das kann man wörtlich verstehen, man kann es auch symbolisch wenden, denn was für das Haus gilt, gilt vielleicht auch für ein künstlerisches oder politisches oder wissenschaftliches Lebenswerk.

In der Vorrede des Saadi zum „Rosenthal“ (übersetzt von Adam Olearius) klagt ein Dichter über die Kürze des Lebens und darüber, dass er eigentlich zu spät begonnen hat mit seinem Werk.

„In jedem Augenblick stirbt was von meinem Leben/  
wenn ich nun wie ich soll darauf will Achtung geben/  
ist wenig noch im Rest/ich habe zugebracht  
gleich schlafend 50 Jahr/und habe eines nicht bedacht

...

Wie bringen wir doch zu die schönen Lebenszeiten?  
Wir machen's uns selbst sauer mit viel Vergeblichkeiten:  
der fängt zu bauen an/der andere führt es aus/  
und eh der's recht bewohnt/muss er ins schwarze Haus ...“

In einem anderen, Goethe zugänglich gewesenen Buch, nämlich der „Voyage du Chevalier Jardin“ (2. Teil) heißt es zu Beginn der Beschreibung von Isfahan, nachdem von der spontanen und genussorientierten Lebensweise der Bevölkerung die Rede ist:

„Or il se trouve toujours, disent ils, que la maison du père est trop grande, ou trop petite, pour son fils. Chacun donc en fait bâtir une, ou en acquiert une qu'il raccommode à sa fantaisie. Cette coutume a fait faire cette belle réflexion à un de leurs Poëtes.

Quiconque vient au monde, s'éleve un édifice nouveau.  
– Il s'en va, & laisse l'édifice à un autre.  
Cet autre se met à rebâtir cet édifice sous une forme nouvelle:  
Et il ne se trouve personne qui y mette la dernière main.“

Auf Deutsch:

So geschieht es immer wieder, sagen sie, dass das Haus des Vaters für den Sohn zu groß oder zu klein ist. Jeder baut sich daher ein eigenes, oder kauft sich eins nach seinen Vorstellungen. Dieser Brauch hat einen ihrer Dichter zu der folgenden hübschen Überlegung gebracht:

Wer auf die Welt kommt, baut sich ein neues Haus.  
Und geht davon und hinterlässt das Haus einem andren.  
Der andre lässt das Haus in neuer Form aufbauen:  
Und niemals gibt es einen, der letzte Hand anlegt.

Das zweite Divan-Gedicht der Gruppe lautet:

*Wer in mein Haus tritt, der kann schelten ...*

Wer in mein Haus tritt, der kann schelten,  
Was ich ließ viele Jahre gelten;

Vor der Tür aber müßt er passen,  
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen.

Der Sinn erschließt sich nicht sofort. Gemeint ist wohl: Wer mich besucht, dem mag mein Haus nicht gefallen, er mag da allerhand auszusetzen haben. Wenn ich aber an ihm etwas auszusetzen habe, dann steht es mir frei, ihn gar nicht ins Haus hineinzulassen.

Für das dritte Gedicht der Haus-Gruppe gibt es wieder ein Vorbild in Saadi's Persianischem Baumgarten, und zwar in „Des welt-berühmten Adami Olearii colligirte und viel vermehrte Reise ... Der Persianische Baumgarten, das 12. Kapitel, einer ist mit seinem kleinen Hause zufrieden (Seite 72)“:

„Mir ist erzählet/das einmal ein frommer Mann gewesen/der ein Haus nach dem Maß seiner Länge bauen lassen/weßhalber ein anderer zu ihm sprach: ich weiß das du ein reicher Mann und gutes Vermögens bist/warum läst du denn diese Wohnung nicht weiter und höher bauen? Jener antwortete: dies ist für mich genug/aus was Ursache sollte ich mich dann bemühen/dies Haus höher aufzuführen/oder auszuzieren? Diese Form ist ja genug darinnen zu wohnen/und dasselbe wieder zu verlassen. Bauet kein Haus auf ein fließend Wasser/denn niemand wird es vollführen. Es ist keine Weisheit/und kommt mit der Lehre der verständigen nicht über ein/ein Haus an den Weg zu bauen/denn ein solches leidet viel Anstoß.“

Was Goethe daraus macht, ist dies:

*Herr! laß dir gefallen ...*

Herr! laß dir gefallen  
Dieses kleine Haus,  
Größe kann man bauen,  
Mehr kommt nicht heraus.

## **10. Was mir am dienlichsten scheint bei diesen gefährlichen Zeiten ...**

Ein Problem, das mich immer wieder beschäftigt, ist das Gefühl der rettungslosen Ohnmacht gegenüber schlechten Nachrichten. Kriege, Hungersnöte, Feuer, Gewalt, Hunger, Dürre, Dummheit, Hass – rund um den Erdball Krieg, Geschrei, Pest und Verzweiflung, zugleich aber unnennbarer Reichtum, Überfluss, zum Äußersten getriebene Kunst und Künstlichkeit, ununterbrochene Albernheit, Zynismus, die gottloseste Verschwendung – was sind meine Gedanken und Gefühle dazu? Ich kann es nicht sagen, es

ist zu viel Schlimmes insgesamt, als dass ich mich darüber ehrlich aufregen könnte, denn nichts von all dem Schlimmen, was ich sehe, ist individuell erfahrbar, mir geht's ja übrigens bestens am Laptop, am Fernseher, am Radio, ich trinke Rotwein und esse *boquerones*. Es hätte auch gar keinen Sinn, dass ich Antwort auf den großen Dauerschrecken gäbe. Wenn im Durchschnitt jeder Deutsche pro Jahr 400 Kilo noch genießbare Lebensmittel wegwirft, ist es ziemlich gleichgültig, ob ich meinen fleckig gewordenen Apfel zu Ende esse. Der persisch-islamische Dichter Hafis (1315–1390) muss mit ähnlichen Überforderungserlebnissen bekannt gewesen sein. Und fand eine mir sehr sympathische Antwort, die mancher oft genug in seinem Leben genauso gegeben haben wird:

Was mir am dienlichsten scheint bei diesen gefährlichen Zeiten,  
Ist in das Wirthshaus zu ziehn, lustiger Dinge zu seyn.  
Keinen Freund verlang' ich mir dort, als das Buch – und die Flasche,  
Daß ich vergesse der List, daß ich vergesse des Trugs.  
Mit dem Glas in der Hand, bin ich dort ferne von Heuchlern,  
Rein bewahr' ich mein Herz in dem Getümmel der Welt,  
Selbst in bekleckertem Kleid hab' ich noch mit Gutem geprahlet,  
Aber ich stehe dafür Schenken und Trunknen zum Spott.

Also mit einem schönen Buch in die Kneipe, notfalls zum Spott von Wirt und anderen Trinkern. Goethe, der das genannte Ghasel kannte, machte daraus für die 10. Spruchgruppe im West-Östlichen Divan diesen 4-Zeiler:

*Du bist auf immer geborgen ...*

Du bist auf immer geborgen,  
Das nimmt dir niemand wieder:  
Zwei Freunde, ohne Sorgen,  
Weinbecher, Büchlein Lieder.

Drei große Ein-Gott-Religionen haben die Völker des Nahen und Mittleren Ostens hervorgebracht – Judentum, Christentum und Islam – in zeitlicher Reihenfolge. Demzufolge gibt es eine gemeinsame Vergangenheit. Zu dieser gemeinsamen Vergangenheit gehört die Gestalt eines weisen Mannes, der im Alten Testament Bileam heißt und im Islam Luqman. Er taucht in der 31. Sure, Vers 12 und 13 im Koran auf.

„12

Und Wir gaben ja Luqmān Weisheit: ‚Sei Allah dankbar.‘ Und wer dankbar ist, der ist nur zu seinem eigenen Vorteil dankbar. Und wer undankbar ist, – so ist Allah unbedürftig und lobenswert.

Und (gedenke,) als Luqmān zu seinem Sohn sagte, indem er ihn ermahnte: „O mein lieber Sohn, geselle Allah nicht(s) bei, denn Götzendienst ist fürwahr ein gewaltiges Unrecht.““

Über Luqman gibt es viele Geschichten. Er wurde von Gott gefragt, wie lange er leben wolle. Und Luqman sagte: Solange wie sieben Geier leben. So zog er nacheinander sieben Geier auf und als der letzte starb, starb auch Luqman. Außer seiner Weisheit soll er durch Hässlichkeit aufgefallen sein. Man berichtet über ein abstoßendes schwarzes Gesicht, aus dessen Mund aber die süßesten Worte kamen. In der Zeitschrift „EOS“, Freitag, 18. März 1825, Seite 180 ist ein Absatz aus dem „Persianischen Baumgarten“ des Saadi in der Übersetzung von Adam Olearius von 1696:

„Lokman hatte das Unglück, dass er schwarz, dick und fett war. Nun hatte ein Herr einen Sklaven verloren, und als er Lokman sah, der ihm ähnlich war, hielt er ihn für diesen, ließ ihn auffangen und scharf zur Arbeit anhalten. Nach einem vollen Jahre kam der rechte Sklave, der Irrtum ward erkannt und vom Herrn bereuet. Allein Lokman sagte lächelnd: betrüge dich nicht, Freund! Deine Härte hat mir dieses Jahr meinen dicken Wanst vertrieben, dafür bin ich dir Dank schuldig, – zudem habe ich auch einen Sklaven, dem ich ebenso hart begegnete als du mir. Da ich aber jetzt weiß, wie schwer es mir fiel, will ich ihn auch in Zukunft nicht mehr so scharf halten.“

Und so lautet denn das 2. Gedicht dieser Spruchgruppe:

*Was brachte Lokman nicht hervor ...*

„Was brachte Lokman nicht hervor,  
Den man den Garst'gen hieß!“  
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,  
Der Zucker, der ist süß.

Der dritte Spruch ist jedenfalls bei Goethekennern weltberühmt und bedarf kaum einer Erläuterung. Allenfalls ließe sich die übrigens weithin bekannte Tatsache erwähnen, dass der Islam rund sieben Jahrhunderte lang bis ins 15. Jahrhundert im Süden Spaniens tonangebend war, was sowohl in der spanischen Lyrik als auch in der spanischen Architektur bis heute sichtbare Spuren hinterlassen hat. Goethe las in der Zeit, als er dieses Gedicht schrieb, mit großer Begeisterung die Theaterstücke des Pedro Calderón (1600–1681), der, wie viele Spanier, eigentlich einen sehr viel längeren Namen hatte: er hieß Pedro Calderón de la Barca y Barreda González de

Henao Ruiz de Blasco y Riaño.

*Herrlich ist der Orient ...*

Herrlich ist der Orient  
Übers Mittelmeer gedrungen;  
Nur wer Hafis liebt und kennt,  
Weiß, was Calderon gesungen.

## **11. Geschärfte Binsenweisheiten – Vom Segen der Ungleichbehandlung**

Den Ausdruck „Geschärfte Binsenweisheit“ prägte der Germanist Erwin Koppen (1929–1990) für einige der Spruchgedichte Goethes in der Goethe-Anthologie „Herrlich wie am ersten Tag“ (2008, herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki). Ich finde den Ausdruck sehr passend für das, was Goethe im Buch der Sprüche anbietet. Man hat immerzu das Gefühl, eigentlich keine neue Erkenntnis aus den Sprüchen zu erfahren, bemerkt dann aber bei näherer Betrachtung, dass oftmals ein Widerhaken in der genauen Formulierung steckt oder die Binsenweisheit des einen Spruchs durch die des nächsten konterkariert wird. Oder sie ist in ihrem Geltungsbereich erweitert, zum Beispiel so, dass eine Aussage, die unmittelbar nur für das Verhältnis der rechten zur linken Hand gilt, vielleicht auch etwas für das Verhältnis zweier Menschen, zweier Begriffe, zweier Gedichte bedeuten könnte. Gelegentlich habe ich auch das Gefühl, dass Goethe, einem gewissen Spieltrieb folgend, immer wieder neue Varianten des Versbaus ausprobiert, die dann – durch Zwänge von Reim und Rhythmus – neue Formulierungen, Wortschöpfungen, syntaktische Umstellungen, Variationen bei den Satzzeichen erzwingen, die auf der Bedeutungsebene zu kleinen Verschiebungen führen. Es ist schon ein Unterschied, ob man schreibt: „Der Mensch denkt, Gott lenkt.“ oder „Der Mensch denkt: Gott lenkt.“

An der 11. Spruchgruppe lässt sich besonders gut ablesen, wie eng Goethe sich teilweise an die östlichen Vorbilder – bzw. an die ihm zugänglichen Übersetzungen – angelehnt hat.

Im achten Buch des „Persischen Rosenthal“ des persischen Dichters Saadi (1210–1291) in der Übersetzung von Adam Olearius (1599–1671) heißt es unter Nummer 144:

„Der erstel. Mensch, der die Wissenschaft Leinen zu machen und die Hand mit Ringen zu zieren eingeführt hat, ist Schimschid. Diesen hat man gefragt, warum er allen Schmuck der linken Hand hätte zugeeignet, da doch solche Würdigkeit der rechten Hand billiger gebühren konnte. Er hat geantwortet: es ist doch der rechten Hand Zierde genug, dass sie die Rechte

ist. Der König Feridun hat den Malern und StICKERN geboten, dass sie den Schweif ihrer Zelte mit diesen Worten zieren sollten:

Den schlimmen soll man etwas Guts beilegen,  
Die guten sind doch gut und haben Segen.“

Unter Nummer 145 schreibt Saadi:

„Ein anderer großer Herr ist einmal gefragt worden, warum er doch die linke Hand mit so schönen Ringen zierte, da doch die rechte Hand viel hurtiger, geschickter und tätiger als die linke wäre? Dieser hat geantwortet: weißt du nicht, dass gemeiniglich die tugendhaften nicht sonderlich gelobet werden. Wer das Glück geschaffen und Güter gemacht, der gibt einem die Tugend, dem anderen das Glück.“

Goethe schreibt als erstes Gedicht der elften Spruchgruppe:

*Was schmückst du die eine Hand denn nun ...*

„Was schmückst du die eine Hand denn nun  
Weit mehr als ihr gebührte?“  
Was sollte denn die Linke tun,  
Wenn sie die Rechte nicht zierte?

Ganz nebenbei gesprochen: Ein ziemlich anti-egalitäres Gedicht, es handelt vom Segen der Ungleichbehandlung, den ja auch die Bibel anerkennt im Gleichnis vom Bauern, der seinen Arbeitern unterschiedlich hohe Stundenlöhne zahlt.

Zu Beginn des siebenten Buchs des „Persischen Rosenthal“ des persischen Dichters Saadi in der Übersetzung von Adam Olearius heißt es:

### **„Von der Kinderzucht und guten Sitten Die 1. Historia**

Einer von des Königs Räten hatte einen ungeschickten und dummen Sohn, welchen er einem von den Gelehrten und weisen Männern zu sandte, mit Begehren, dass er ihn in guten Künsten und Tugenden unterrichten sollte, vielleicht möchte der Knabe dadurch Weise und geschickt werden. Der Lehrmeister hat den Knaben eine Zeit lang in die Kur, tut mit Lehren und Vermahnen seinen besten Fleiß, aber alles vergebens. Der Lehrmeister schicket dem Vater seinen Sohn wieder nach Haus mit diesem Bericht: dein Sohn wird nimmermehr klug und weise werden, er machet vielmehr mich

über der Unterweisung und Lehren zum Narren. Wo die Natur bei einem Knaben gut ist, da leeret und lernet sich es wohl und gehet ohne großen Nutz nicht ab.

Ist ein rauer Edelstein  
in sich gut, bewährt und fest,  
dass er sich polieren lässt,  
so wird er wohl glatt und fein.

Eisen, das zu nichts nicht taugt,  
wird wohl nimmer hell und klar,  
Ob man auch ein ganzes Jahr  
Stein und Feilen dran gebraucht.

Wenn man auch nach Mekka treibt  
Christus' Esel, wird er nicht  
Dadurch besser abgerichtet  
sondern stets ein Esel bleiben.“

Goethe schreibt als 2. Gedicht der 11. Spruchgruppe:

*Wenn man auch nach Mekka triebe ...*

Wenn man auch nach Mekka triebe  
Christus' Esel, würd er nicht  
Dadurch besser abgericht't,  
Sondern stets ein Esel bliebe.

Das 3. Gedicht der 11. Spruchgruppe wird auch heute so häufig benutzt, dass man kaum noch weiß, von wem es stammt:

*Getretner Quark ...*

Getretner Quark  
Wird breit, nicht stark.

Während wir heute unter Quark eigentlich nur noch das Milchprodukt verstehen, hatte Goethe bei dem Quark, wie damals üblich, gewiss auch feuchten Dreck vor Augen: feuchten Kehrlicht. Daraus erklärt sich das letzte Gedicht, das dem feuchten Dreck doch noch etwas Gutes abgewinnen kann. Aus matschigem Lehm vermischt mit Stroh, wenn man ihn gehörig prügelt und stampft und anschließend zu Wänden schichtet, wurden bis weit ins 19. Jahrhundert vor allem in Mitteldeutschland Häuser gebaut (Lehmwellerbau).

Schlägst du ihn aber mit Gewalt  
In feste Form, nimmt er Gestalt.  
Desgleichen Steine wirst du kennen,  
Europäer Pisé sie nennen.

## 12. Ironie und Poesie, Dank und guter Ruf

Ironie in poetischen Texten ist selten und wenn, nicht oft wirklich passend. Ironie ist uneigentliches Sprechen, der Ironiker meint nichts weniger als das, was er sagt. Ironie ist eine Form der stetigen Verneinung, sie ist eine Teufelskunst, wie wir von Mephisto wissen. Verneinung ist nichts Schönes, sie ist eigentlich gar nichts, sie ist nicht die Rechnung und nicht das Bild, sie ist der Strich durch die Rechnung und das Feuer, das die Bilder auffrisst.

Trotzdem gibt es ironische Poesie: Sie kommt zum Beispiel im Gewande des Trostes, vielleicht gerichtet an einen allzu tugendhaften Menschen: Mach dir nichts draus, dass du keine Fehler hast, so gewinnst du Zeit, um andere wegen ihrer Untaten nieder zu machen. Oder: Mach dir nichts draus, dass du eine Untat nach der anderen begehst, so erfährst du aus eigenem Erleben, dass die Sünde ein lohnendes Geschäft sein kann. Oder: Mach dir nichts draus, dass du dich bei deinem Wohltäter nicht bedankt hast. Freu dich, dass die unverdienten Gaben in deinem Herzen Gutes bewirken. Oder: Mach dir nichts draus, dass der gute Ruf, den du dir gerade erwirbst, unverdient ist; wichtig ist allein das Urteilsvermögen, zu wissen, was du in Wahrheit verdienst.

Und hier die drei ersten Gedichte der letzten Spruchgruppe im Buch der Sprüche:

*Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!*

Denn wer nicht fehlt, weiß wohl, wenn andre fehlen;  
Allein wer fehlt, der ist erst recht daran,  
Er weiß nun deutlich, wie sie wohlgetan.

„Du hast gar vielen nicht gedankt,  
Die dir so manches Gute gegeben!“  
Darüber bin ich nicht erkrankt,  
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf musst du dir machen,  
Unterscheiden wohl die Sachen,  
Wer was weiter will verdirbt.

Das Bild des Dichters hat sich im 20. Jahrhundert entmythologisiert. Es ist immer noch eine geachtete Gabe, wenn jemand sich besonders schön

ausdrücken kann. Aber der Verdacht, der Poet stehe in Verbindung mit unsichtbaren Mächten, hat sich erledigt wie auch der, Dichter hätten ein wiederum von höheren Mächten veranlasstes besonders intensives Gefühlslieben und schöpften aus den tragischen Kämpfen, die sich daraus ergeben, die Perlen der Poesie: gewissermaßen als gefrorene Tränen. Sehen wir, was Goethe schreibt.

Die Flut der Leidenschaft sie stürmt vergebens  
An's unbezwungne, feste Land. –  
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,  
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

## 7. Siebtes Buch – Timur Nameh – Buch des Timur

Das Buch Timur ist das kürzeste der zwölf Bücher des West-Östlichen Divan. Es besteht aus nur zwei Gedichten. „Timur“ ist der Name eines muslimischen zentralasiatischen Heerführers, der von 1336 bis 1405 lebte. Er ist auch unter dem Namen „Tamerlan“ bekannt, was so viel wie „lahmes Eisen“ bedeutet. Timurs Ziel war die Einigung des nach dem Tode Dschingis Khans zerfallenen Mongolenreichs. Timur war hässlich, erfolgreich, zügellos, grausam und ein großer Förderer der Künste. Er starb, angeblich nach einem mehrtägigen Besäufnis, im Februar 1405 auf dem Feldzug gegen China, das er für das Mongolenreich erobern wollte. Warum wollte Goethe ein „Buch Timur“ schreiben? Warum wollte er einen Tyrannen zum Gegenstand seiner Dichtung machen?

### 1. Der Tyrann und der Winter

Wer in Deutschland zwischen 1806 und 1820 den Begriff des Tyrannen benutzte, sprach, wenn er keinen anderen Namen ausdrücklich hinzufügte, immer von Napoleon. Napoleon war der Tyrann schlechthin. Und er war, wie Timur, auf einem Winterfeldzug im Osten gescheitert. Goethe hatte die Absicht, in die Mitte seines West-Östlichen Divan – gleichsam als Scharnier – ein Buch mit weltgeschichtlichen Betrachtungen einzuschalten: Wie in einem Spiegel sollten „ungeheure Weltbegebenheiten“ erscheinen, „worin wir, zu Trost und Untrost, den Widerschein eigener Schicksale erblicken.“ Und da lag der in Deutschland allgemein verhasste Napoleon natürlich nahe. Goethes Problem bei der Sache war, dass er Napoleon überhaupt nicht hasste. Im Gegenteil hatte er großen Respekt und viel Sympathie für ihn. Goethe liebte „entschiedene Naturen“ und achtete das Dämonische solcher Menschen als „eine die moralische Weltordnung durchkreuzende Macht.“

Das ist wohl der Grund, warum das Gedicht „Der Winter und Timur“ keine Abrechnung mit Timur ist, sondern von einem Kampf gegen Timur berichtet, den eine Macht führt, gegen die Timur keine Chance hat. Es ist die Natur selbst, die sich Timur durch seinen Winterfeldzug zum Feind gemacht hat. Helden werden nur von sich selbst oder von Gott besiegt. Der Gott des Winters heißt hier lateinisch *Hiems* und kämpft in den 33 vierhebigen Jambenzeilen dieser tapfer ausschreitenden Ballade gegen Timur:

#### *Der Winter und Timur*

So umgab sie nun der Winter  
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend  
Seinen Eishauch zwischen alle,

Hetzt' er die verschiedenen Winde  
 Widerwärtig auf sie ein.  
 Über sie gab er Gewaltkraft  
 Seinen frostgespitzten Stürmen,  
 Stieg in Timurs Rat hernieder,  
 Schrie ihn drohend an und sprach so:  
 „Leise, langsam, Unglücksel'ger!  
 Wandle, du Tyrann des Unrechts!  
 Sollen länger noch die Herzen  
 Sengen, brennen deinen Flammen?  
 Bist du der verdammten Geister  
 Einer, wohl! ich bin der andre.  
 Du bist Greis; ich auch! Erstarren  
 Machen wir so Land als Menschen.  
 Mars! du bist's! Ich bin Saturnus,  
 Übeltätige Gestirne,  
 Im Verein die schrecklichsten.  
 Tötest du die Seele, kältest  
 Du den Luftkreis: meine Lüfte  
 Sind noch kälter, als du sein kannst.  
 Quälen deine wilden Heere  
 Gläubige mit tausend Martern,  
 Wohl! in meinen Tagen soll sich,  
 Geb es Gott! was Schlimmres finden.  
 Und bei Gott, dir schenk' ich nichts.  
 Hör' es Gott, was ich dir biete!  
 Ja bei Gott! von Todeskälte  
 Nicht, o Greis, verteid'gen soll dich  
 Breite Kohlenglut vom Herde,  
 Keine Flamme des Dezembers.“

## 2. „Da liegt ein Ey es ist kein Ey“ – Das Unvollendete

Die Frage, über die vermutlich nur ein Künstler oder ein Kind spekulieren darf, ist bei den großen disruptiven Charakteren der Weltgeschichte, seien sie von der guten, seien sie von der satanischen Art: Woher kommen sie? Die Mythen der Völker sind voller Wundergeschichten über die Herkunft der Helden, gottgezeugt meistens oder von Bärinnen gesäugt. Um das Jahr 1815 herum erforschte Heinrich Friedrich von Diez (1751–1817) die islamische Kultur. Goethe verdankt ihm viel, hat alle seine Bücher, teils mehrfach und gemeinsam mit Freunden, gelesen. Auf einen Helden-Geburts-Mythos wies Diez Goethe gesondert hin. Der Mythos war deshalb interessant, weil der morgenländische Held deutliche Ähnlichkeiten mit einer abendländi-

schen Figur aus Homers Odyssee hat, nämlich dem einäugigen Polyphem. Ein Hirte vom asiatischen Volk der Oghuzier, so der asiatische Mythos, hatte eine Schar von weiblichen Engeln getroffen, war mit einem der Engel davongeflogen, hatte dem Engelmädchen beigewohnt und war wieder zu seiner Arbeit zurückgekehrt. Nach einiger Zeit sah er an der Stelle, wo ihm die Mädchen begegnet waren, etwas Dickes liegen.

„Der Hirte aber gieng vorwärts und bemerkte, dass daselbst ein Haufen lag. Wie ein strahlender laufender Stern kam auch das Engelmädchen und sagte: Hirte! Komm, dein Unterpand zu nehmen. Allein über die Oghuzier hast du den Verfall gebracht. Sobald der Hirte diesen Haufen erblickte, gerieth er in Verwunderung. Er kehrte um und ergriff seinen Schleuderstein. Als er aber darnach warf, ward er (der Haufen) grösser. Der Hirte liess den Haufen liegen und entfloh, er lief hinter den Schafen her. Von ohngefähr war um diese Zeit Bajender Ohan mit den Beghs zum Lustwandeln angelangt und war zu jener Quelle gekommen. Sie sahen, dass daselbst ein Ungeheuer lag, dessen Kopf und Hinterer unkenntlich waren. Man nahm ein Holz und hiess einen Jüngling es damit stossen. Als er es aber stiess, ward es grösser, man hiess noch einige Jünglinge stossen. Indem sie aber stiessen, ward es immer grösser. Aruz Kodscha stieg ab und berührte seinen (des Ungeheuers) Untertheil mit seinen Spornen. Hierauf platzte der Haufe und es kam ein Knabe heraus. Seinem Leibe nach war es ein Mensch, der am Scheitel ein Auge hatte. Aruz nahm den Knaben, wickelte ihn in seinen Rockschooss ein und sprach: Meine Ohans! Gebt mir ihn, ich will ihn mit meinem Sohne Bissat auferziehen.“

Goethe wollte daraus ein Gedicht für das Buch Timur machen, kam aber nicht damit zurande. Erhalten sind zwei Entwürfe, in denen aus dem dicken Haufen ein dickes Ei geworden ist:

*Da liegt ein Ey es ist kein Ey nein ...*

a

Da liegt ein Ey es ist kein Ey nein  
Das Oben Unten es ist so buckli[ck]  
Ist ohne Regel es ist ein Bündel  
Den Bündel Knabe schlage! du schlag ihn Knabe  
Der Knabe schlägt das Bündel bläht sich  
Es schlägt ein anderer und blähend weiter  
Erschriegt das Bünd[e]l die Herrn und Helden  
Schach Dudan spri[n]gt vom [?]  
Er ungedul[d]ig vom Pferd und stöst  
Den Sporn ins Weisse

Da platzt der Kuchen ein mächtig Kindlein  
Entwickelt derb und allzuderbe Glieder

b

Da liegt ein Ey, es ist kein Ey Nein!  
Das Oben Unten es ist so bucklick  
Ist ohne Regel, ein Zauber Bündel  
Es hat ein Regen es hat ein Leben  
Schlagt hin ihr Knaben zersprengt die Hülle  
Ein Knabe schlägt das Bündel bläht sich  
Nun schlägt ein anderer und blähend wächst es.  
Da will nun keiner sich nahn dem Zauber  
Doch Ali Kaschan er steigt vom Pferd  
Den Sporen tritt er in das Gewächse  
Da platzt und reißt es ein derbes Kindlein  
Entwicklet

(Zitiert nach Katharina Mommsen, Ein Gedichtfragment Goethes und seine orientalische Quelle in: Forschungen und Fortschritte, 34. Jahrgang, Heft 1, Seite 19–25)

### 3. Marx, Goethe und die politische Korrektheit

Wie oft hört der Reisende bei Betrachtung eines gewaltigen antiken Bauwerks von irgendeinem Mitreisenden, der gerade dabei ist, jeden Stein aus jeder Perspektive in die Sichtachse des erigierten Objektivs seiner Kamera zu bekommen, den Satz „Man muss auch an die vielen Sklaven denken, die es brauchte, um so ein Amphitheater zustande zu bringen. Also ich könnte auf diesen Pomp verzichten.“ Klick, klick, klick.

Goethe wurde mit einer ähnlichen Frage – ob und wie viele Opfer für etwas Schönes gebracht werden dürfen – von dem anglikanischen Bischof Lord Bristol konfrontiert, der auf seiner Reise durch Deutschland in Thüringen vorbeischaute, um Goethe zu sehen. Dieser Lord Bristol war das, was man zu Recht einen britischen Exzentriker nennt. Er hatte eine Vorliebe für runde Frauen und runde Häuser und Wein, vergab freie Stellen für Kapläne nur an junge Geistliche, die mit ihm einen Wettlauf in nassem Sand bestanden hatten und fragte Goethe, ob er es nicht bereue, durch den Werther so viele Selbstmorde unter jungen Leuten verursacht zu haben, worauf Goethe antwortete. „Wieviele tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen, warum soll ich nicht auch das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?“ (Goethe Begegnungen und Gespräche, Band IV, 1793–1799, hrsg. Renate Grumach, Berlin 1980, Seite 1797).

Wieviel fremdes Leben und fremdes Gut darf man der Kunst opfern, das ist die Frage; die andere, wieviel Opfer sind für die Liebe gerechtfertigt? Wieviel lebende Rosen darf der Liebhaber für ein Fläschchen Rosenduft opfern? Ich kannte einen Mann, der kein Geld hatte, aber unglaublich verliebt war in eine sehr gut verdienende Journalistin; und er war fest davon überzeugt, dass er seiner Geliebten wöchentlich einen sündhaft teuren Rosenstrauß schicken lassen müsse. Das tat er auch über Monate und Jahre zum Entzücken der Journalistin – bis sie feststellte, dass ihr Geliebter die Rosen alle von ihrem Geld bezahlte, das er ihr heimlich entwendete. Wohl gemerkt: Seine Liebe war echt, aber die Rosen hätte er natürlich woanders klauen müssen, der Feigling.

Für das zweite und auch schon letzte Gedicht des Buches Timur sind vielleicht noch drei Vorbemerkungen angebracht. Erstens: *BulBul* oder *Bül-Bül* (die Schreibweisen variieren) steht bei Goethe für die Nachtigall. Zweitens: Das Gedicht hat mit Timur fast nichts zu tun, sondern die Gestalt des grausamen Heerführers dient hier nur als Beispiel für einen Menschen, der für seine Ziele Menschenleben zu opfern bereit war. Drittens: Das Gedicht dient als Überleitung und Einstimmung auf das nächste Buch, das Buch Suleika, das zugleich das längste des West-Östlichen Divans ist und in mancherlei Bedeutung das Herzstück des Ganzen.

*An Suleika.*

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,  
Deine Freuden zu erhöh'n,  
Knospend müssen tausend Rosen  
Erst in Gluten untergehn.  
Um ein Fläschchen zu besitzen  
Das den Ruch auf ewig hält,  
Schlank wie deine Fingerspitzen,  
Da bedarf es einer Welt.  
Einer Welt von Lebenstrieben,  
Die, in ihrer Fülle Drang,  
Ahndeten schon Bulbuls Lieben,  
Seeleregenden Gesang.



Marianne von Willemer (1784–1860)  
Gemälde von Johann Jacob de Lose aus dem Jahr 1809

## **8. Achtes Buch – Suleika Nameh – Buch Suleika**

65 Jahre alt war Goethe, als er sich in die 30-jährige Marianne von Willemer verliebte. Die Liebe war wechselseitig, wenn man so etwas jemals wissen kann. Sie hatte keine Zukunft, aber eine kurze und aufregende Gegenwart. Sie dauerte ungefähr ein Jahr, Sommer 1814 bis Herbst 1815. In dieser Zeit war Goethe lyrisch hochproduktiv. Weite Teile des West-Östlichen Divan sind 1814 und 1815 entstanden. Das Buch Suleika handelt oft von der Liebe eines alten armen Derwischs namens Hatem zu einem schönen jungen Mädchen namens Suleika. Marianne von Willemer hat selbst eine Handvoll von Gedichten dazu beigetragen, ohne dass dies im Text gesondert gekennzeichnet wäre. Goethe schrieb 1819 in seiner Einführung zum West-Östlichen Divan über das Buch Suleika:

„Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demut zu erwarten.

Über das Betragen des westlichen Dichters aber in diesem Buche dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König sein. Armut gibt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Wert nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze und spottet über den, der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armut bekannt, um desto stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist. Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.“

### **1. Sultan Selim I.**

Selim I. lebte von 1470 bis 1520. Während der letzten acht Jahre seines Lebens war er Sultan und soll ein überaus grausames Regiment geführt haben, z. B. soll er als erste Amtshandlung zwei Todesurteile erlassen haben. Er muss aber auch eine zarte und romantische Ader gehabt haben. Er schrieb kleine Liebesgedichte. Eines davon lautete in der Übersetzung von Diez (Denkwürdigkeiten von Asien, Bd. 1, S. 254) so:

Ich gedachte in der Nacht, dass ich den Mond sähe im Schlafe,  
Als ich aber erwachte, ging unvermuthet die Sonne auf.

Goethe machte daraus die folgenden vier Zeilen, die er dem Buch Suleika als Motto-Gedicht voranstellte:

*Ich gedachte in der Nacht ...*

Ich gedachte in der Nacht  
Dass ich den Mond sähe im Schlaf;  
Als ich aber erwachte  
Ging unvermuthet die Sonne auf.

Man muss nicht zweimal hinschauen um zu bemerken, dass Goethe nichts verändert hat, außer dem Zeilenbruch.

Und wenn es hier nicht ausschließlich um den West-Östlichen Divan ginge, müsste man, ihrer klassischen Einfachheit und Natürlichkeit wegen, eine ganze Reihe von Zweizeilern des grausamen Sultans Selim hier abdrucken. Aber der Leser hat die Möglichkeit, die beiden Bücher von Diez im Internet zu lesen und/oder sie sich auf sein elektronisches Gedächtnis zu laden.

## **2. Silvester**

Der 31. Dezember ist ein passender Tag für Gedanken über Gewinn und Verlust, über Abschied und Aufbruch, Meeresstille und glückliche Fahrt. Die Dämonen der Vergangenheit mit Raketen vertreiben und die schönen Chimären der besseren Zukunft mit Salutschüssen begrüßen. Man kann sich auch mit einem Gedicht beim alten Jahr bedanken und mit demselben das neue Jahr willkommen heißen. Feiern und glücklich sein muss man allerdings in der Zeit dazwischen, zwischen Gewinn des Neuen und Verlust des Alten, zwischen Abschied und Aufbruch, zwischen den Jahren. Ein Ghazel von Hafis in der Übersetzung von Hammer-Purgstall hat folgenden Wortlaut:

Wünschst Du Ruhe Hafis,  
Folge dem köstlichen Rat:  
Willst du das Liebchen finden,  
Verlass die Welt und lass sie gehen.

Den Geliebten frei lassen, damit er zurückkommen kann, die Welt aus dem Herzen tun, damit die Geliebte Raum darin hat, Bewegung ermöglichen, das sind eigentlich keine Ratschläge, sondern es sind Beschreibungen und

Konsequenzen dessen, was jeder kennt: dass man sein Glück nicht festhalten kann wie einen Goldbarren und es nicht erringen kann wie eine Trophäe, die man in die Vitrine stellt – es ist, wie der heutige Ausdruck lautet, es ist der „Flow“, also eine Bewegung, auf die alles ankommt.

### *Einladung*

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:  
Denn der Tag, den du ereilest,  
Ist nicht besser als der heut'ge;  
Aber wenn du froh verweilest,  
Wo ich mir die Welt beseit'ge,  
Um die Welt an mich zu ziehen,  
Bist du gleich mit mir geborgen:  
Heut' ist heute, morgen morgen,  
Und was folgt und was vergangen,  
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.  
Bleibe du, mein Allerliebstes!  
Denn du bringst es, und du gibst es.

### **Exkurs: Hatem und Suleika – Marianne und Wolfgang**

Am 6. Dezember 2010 sendete der Deutschlandfunk mein knapp fünfminütiges Feature zum 150. Todestag von Marianne von Willemer. Hier ist das Manuskript zu dieser Sendung:

Spr. 1:

Als Marianne von Willemer am 6. Dezember 1860 starb, galt sie als humorvolle Gelegenheitsdichterin. Ihr großes poetisches Geheimnis aber, das zugleich ein Liebesgeheimnis war, kam erst nach ihrem Tod ans Licht. Begonnen hatte alles 60 Jahre zuvor im Theater von Frankfurt am Main. Da war sie, ein 16-jähriger Lockenkopf, als Harlekin aus dem Ei auf die Bühne gesprungen und hatte sich in die Herzen der guten Gesellschaft getanz. Ein verwitweter Bankier mit karitativem Drang und kulturellen Neigungen, Johann Jakob von Willemer, war so verzaubert, dass er ihrer Mutter eine Abfindung zahlte und *die Kleine* zu sich nahm, vorerst und offiziell an Kindes Statt, weshalb sie auch Unterricht bekam, unter anderem in Musik.

O-Ton:

*CD, Christoph Theusner (Gitarre), Norico Kimura (Sopran): Nur wer die Sehnsucht kennt ... Goethelieder zur Gitarre, Label: TMMD, ASIN: B000051LRT, Nr. 8: Mignons Lied (Nur wer die Sehnsucht kennt ...)*

*Die ersten 47 Sekunden beginnen hier, stehen 2–3 Sekunden und kurz danach noch einmal 10–12 Sekunden frei und laufen ansonsten unter dem Text weiter.*

Spr. 1:

Wenn Marianne bei den Abendgesellschaften ihres Gönners in die Saiten griff und Goethelieder sang, schmolzen die Herzen.

O-Ton:

*CD 10–12 Sekunden allein*

Nur wer die Sehnsucht kennt,  
Weiß, was ich leide.  
Allein und abgetrennt ...

Spr. 1:

*CD läuft unter dem Text weiter (etwa bis „... Jugendfreund Willemers, erschien wohl-gelaunt“)*

Anfang August 1814 war die immer noch zierliche und sehr witzige Marianne dreißig Jahre alt. Der Bankier war vom Vormund zum Lebensgefährten avanciert und gemeinsam mit seiner Liebsten, die er bald auch heiraten würde, erwartete er hohen Besuch. Der Gast, ein Jugendfreund Willemers, erschien wohlgelaunt. Es war der Dichter Johann Wolfgang von Goethe, knapp fünfundsechzig und durch die Beschäftigung mit dem Islam und orientalischer Liebeslyrik neuerdings wieder in Frühlingstimmung versetzt. Schon in der Kutsche von Weimar in den Westen muss er ein verheißungsvolles Prickeln gespürt haben.

Spr. 2:

So sollst Du, muntre Greis  
Dich nicht betrüben.  
Sind auch die Haare weiß,  
doch wirst Du lieben.

Spr. 1:

Und so kam es. Unter den Augen Willemers, der entweder nichts merkte oder souverän genug war, geschehen zu lassen, was geschehen musste, ferner unter tätiger Mithilfe mehrerer Vollmondnächte, eines Feuerwerks und des Heidelberger Schlossparks verliebte sich Marianne unsterblich in den poetischen Hausfreund. Und Goethe erwiderte die Gefühle. Er blieb bis in den Herbst und kam im Sommer darauf noch einmal. Wie platonisch die Beziehung war, weiß bis heute niemand. Die Liebenden, so viel steht fest, gaben einander arabische Namen und verständigten sich mit chiffrierten Briefen und Gedichten.

Spr. 2:

Nicht Gelegenheit macht Diebe,  
Sie ist selbst der größte Dieb,  
Denn sie stahl den Rest der Liebe,  
Der mir noch im Herzen blieb.

Spr. 1:

Doch nicht darin lag das Wunder dieser Leidenschaft, dass ein alter Poet noch einmal den Ätna in sich kochen fühlte. Das Erstaunliche war, dass Marianne von Willemer dem Dichter mit eigenen Gedichten zu antworten wagte, zum Beispiel mit diesem:

Spr. 3:

Hoch beglückt in Deiner Liebe  
Schelt' ich nicht Gelegenheit;  
Ward sie auch an Dir zum Diebe,  
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Warum lässt Du Dich berauben?  
Gib Dich mir aus freier Wahl  
Gar zu gerne möchte ich glauben,  
Dass Dein Herz ich selber stahl.

Spr. 1:

Es entspann sich, vor allem wohl in den Herbsttagen des Jahres 1815, ein poetischer Dialog, den Goethe in den „West-Östlichen Divan“ aufnahm, jene Sammlung von zugleich tief sinnigen und beschwingten Versen, in der er die Spannungen zwischen Christentum und Islam, zwischen Leben und Tod und Mann und Frau spielerisch zu lösen versuchte. Unter Goethes Namen sind dort mindestens drei Gedichte zu finden, die, wie man nach ihrem Tode erfuhr, in Wahrheit Marianne von Willemer geschrieben hat.

Spr. 3:

„Was bedeutet die Bewegung?  
Bringt der Ostwind frohe Kunde?  
Seiner Schwingen frische Regung  
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

...

Ach die wahre Herzenskunde,  
Liebeshauch, erfrischtes Leben  
Wird mir nur aus seinem Munde,  
Kann mir nur sein Atem geben.“

Spr. 1:

Und ging es mit der Liebe weiter? Nein und Ja. Nein, denn man sah sich, nach dem Herbst 1815, nie mehr wieder. Und doch: Ja, die Liebenden verzehrten sich eine Zeitlang in Sehnsucht.

O-Ton

*CD ab Sekunde 48 läuft bis zum Ende, zunächst ca. 10–12 Sekunden allein, danach unter dem Text und die letzten Sekunden wieder allein.*

„Ach, der mich liebt und kennt,  
Ist in der Weite ...  
Es schwindelt ...“

Spr. 1:

*(CD läuft weiter bis zum Schluss)*

Sie schrieben einander bis zu Goethes Tod im Jahre 1832 Briefe voller Zartheit und Noblesse. Sie schickte ihm Schwartenmagen, er ihr Gedichte und einmal sogar eine eigenhändig gefertigte Collage aus Myrten- und Lorbeerblättern. Vom Heidelberger Schlosspark sprach Marianne noch als Greisin unter Tränen. Hier, heißt es, hatte sie Goethe geküsst.

O-Ton:

*CD klingt aus mit Gitarren-Nachspiel*

### 3. Suleika und Jussuf

Das dritte Gedicht im Buch Suleika ist beinahe ein Prosagedicht, es stolpert von Reim zu Reim und hat von Zeile zu Zeile unterschiedliche Silbenzahlen und wechselnde Rhythmen. Es spricht von zwei Liebesbeziehungen Suleikas, die erste mit Jussuf, die zweite mit dem Autor des Gedichts. Jussuf und Suleika sind uns als Liebespaar schon im ersten Gedicht des Buchs der Liebe begegnet. Hier steht diese Beziehung für ein unkompliziertes Verhältnis: Jussuf ist jung und schön, vermutlich auch reich. Da auch Suleika jung und schön ist, liegt in der wechselseitigen Zuneigung kein Geheimnis. Es ist der erwartbare Gang der Liebesdinge. Das zweite Liebesverhältnis, von dem das Gedicht handelt, ist interessanter. Und zwar deshalb, weil der männliche Teil viel älter ist als der weibliche Teil, vielleicht vierzig Jahre älter. Natürlich denken wir an Goethe und Marianne von Willemer.

*Daß Suleika von Jussuf entzückt war ...*

Daß Suleika von Jussuf entzückt war,  
Ist keine Kunst.  
Er war jung, Jugend hat Gunst,

Er war schön; sie sagen: zum Entzücken,  
Schön war sie, konnten einander beglücken.  
Aber daß du, die so lange mir erhardt war,  
Feurige Jugendblicke mir schickst,  
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,  
Das sollen meine Lieder preisen,  
Sollst mir ewig Suleika heißen.

#### 4. Da du nun Suleika heißest ...

Da du nun Suleika heißest,  
Sollt' ich, auch benamset sein.  
Wenn du deinen Geliebten preiest,  
Hatem! das soll der Name sein.  
Nur dass man mich daran erkennt,  
Keine Anmaßung soll es sein:  
Wer sich Sankt-Georgen-Ritter nennet,  
Denkt nicht gleich Sankt Georg zu sein.  
Nicht Hatem Thai, nicht der Allesgebende,  
Kann ich in meiner Armut sein;  
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende  
Von allen Dichtern, möcht' ich sein.  
Aber beide doch im Auge zu haben,  
Es wird nicht ganz verwerflich sein:  
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben  
Wird immer ein groß Vergnügen sein.  
Sich liebend aneinander zu laben  
Wird Paradieses Wonne sein.

Dieses und das vorangegangene Gedicht sind Ende Mai 1815 entstanden, und zwar in Eisenach, bei einer Zwischenstation auf dem Weg von Weimar zu Marianne von Willemer in den Westen. Wieder ein Gedicht mit leichten Rhythmus-Störungen. Der Eindruck der Unbeholfenheit kommt auch daher, dass jede zweite Zeile dasselbe Endreimwort hat, nämlich „Sein“. Das Holprige könnte man darauf zurückführen, dass Goethe beim Aussinnen des Gedichts in der wahrscheinlich rappenden Kutsche saß. Jedenfalls passt es zu der im Gedicht vorhandenen Sprechsituation. Wir sind ja in der ersten Phase einer Verliebtheit, die sich gerade ihrer selbst bewusst wird und nach Ausdruck tastet. Bei so mit Gefühl aufgeladener Gestimmtheit sind rhetorische Glanzleistungen selten. Im Ergebnis wissen wir aber jetzt, dass die Geliebte den Namen Suleika bekommen hat und der Liebende sich Hatem nennt. „Hatem“ ist ein arabischer Name aus vorislamischer Zeit. Er bedeutet „Richter“ und er bedeutet auch „Der Großzügige“. Den von

Goethe angeführten „Hatem Zograi“ scheint es nicht zu geben, in seinem großen Divan-Kommentar schreibt Henrik Birus, Goethe habe sich im Namen vergriffen, er meine eigentlich einen gewissen für seine überbordende Tugendhaftigkeit berühmten Abu Ismail at Tugrai (Ṭuġhrāī, al-Ḥusayn ibn ‘Alī 1061 or 1062–1121?).

## 5. Hatem und Suleika I

Es ist bekannt, dass ein Herz, das sich nicht freiwillig gibt, manchmal geklaut werden muss. Die Liebe kommt öfters heimlich wie ein Dieb bei Nacht. Und Gelegenheit macht Diebe, auch in der Liebe. Wer sich, wie der Bankier von Willemer, einen alten Schwerenöter, Herzensräuber, Schürzenjäger oder wie immer der Ausdruck lautet, ins Haus holt, muss seine Frau gut bewachen, wenn er sie für sich behalten will.

Hafis in der Übersetzung von Hammer-Purgstall (Bd. 2, Seite 139) schreibt auch etwas zum Thema Liebe und widerrechtliche Aneignung fremder beweglicher Sachen:

Du die mein Herz geraubt mit solcher Zauberkraft,  
Du hast vor niemand Furcht, die ganze Welt ist dein.  
Aus meinem Herzen kömmt bald Ach! Und bald dein Pfeil,  
Wie soll ich sagen was mein Herz erlitten hat.

Wie soll ich vom Rubin wohl sprechen vor dem Feind?  
Gefärbte Ware taugt für solche Toren nicht.  
Da deiner Schönheit Macht von Tag zu Tage wächst,  
So kann der Mond nicht mehr dir gegenüber stehen.

Du stahlst mein Herz, von selbst geb ich die Seele dir,  
Ich gebe gern, was tut es des Einsammelns not?  
Es trat dein Fuß Hafis in das Harem der Liebe,  
umschlingt des Freundes Saum, auf Anderes tun Verzicht.

Im West-Östlichen Divan wird ein Dialoggedicht daraus, erst der Mann an die Frau, Hatem an Suleika, dann Suleika an Hatem, sprich Marianne von Willemer an Johann Wolfgang Goethe, und zwar diesmal auch in Wirklichkeit, denn den zweiten Teil des folgenden Dialoggedichts schrieb nicht Goethe, sondern Marianne von Willemer.

*Nicht Gelegenheit macht Diebe ...*

Hatem:  
Nicht Gelegenheit macht Diebe,

Sie ist selbst der größte Dieb,  
Denn sie stahl den Rest der Liebe  
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben  
Meines Lebens Vollgewinn,  
Daß ich nun, verarmt, mein Leben  
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen  
Im Carfunkel deines Blicks  
Und erfreu' in deinen Armen  
Mich erneuerten Geschicks.

Suleika:  
Hochbeglückt in deiner Liebe  
Schelt ich nicht Gelegenheit,  
Ward sie auch an dir zum Diebe  
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?  
Gieb dich mir aus freyer Wahl,  
Gar zu gerne möcht ich glauben –  
Ja! ich bin's die dich bestahl.

Was so willig du gegeben  
Bringt dir herrlichen Gewinn,  
Meine Ruh, mein reiches Leben  
Geb' ich freudig, nimm es hin.

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!  
Macht uns nicht die Liebe reich?  
Halt ich dich in meinen Armen,  
Jedem Glück ist meines gleich.

## 6. Wenn der Reiseführer sich verirrt

„Tendenziell jambisch vierhebig“ sind die folgenden beiden kleinen Gedichte, ferner sind sie „männlich-weiblich kadenzierend“ und „kreuzgereimt“. – So liest man in Gedichtkommentaren aus der Hand von Germanisten. Ich weiß nicht, ob diese leicht zu gewinnenden Erkenntnisse über den Bauplan eines lyrischen Werks zum Verständnis desselben wichtig sind. Ich glaube, man kann ohne großen Verlust auf sie verzichten. Trotzdem sind

sie interessant, weil es für den Dichter Mühe macht, sich jambisch-vierhebig, männlich-weiblich kadenzierend und kreuzreimig auszudrücken. Das kommt ja selten ganz von allein, man muss die Wörter etwas hin- und herschieben, bis es passt und so klingt, als müsste es so klingen. Denn nur dann ist die lyrische Ornamentik effektiv, in dem Sinne, dass wir als Leser oder Hörer das Gefühl haben: Ach wie schön gesprochen, die Ordnung einer Rosenblüte und der Klang von Nachtigallengesang.

Im ersten der beiden Gedichte kommen wieder Leila und Medschnun vor, die das legendäre Liebespaar mit dem tragischen Schicksal bildeten, über das der persische Dichter Nizami Ganjavi (1141–1209) schrieb.

*Der Liebende wird nicht irre gehen ...*

Der Liebende wird nicht irre gehen,  
Wär's um ihn her auch noch so trübe.  
Sollten Leila und Medschnun auferstehn,  
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

Ist's möglich daß ich Liebchen dich kose!  
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!  
Unmöglich scheint immer die Rose,  
Unbegreiflich die Nachtigall.

Was das Nicht-Irregehn der Liebenden betrifft, so gibt es in einem Hafis-Ghasel (Hammer-Purgstall I, Seite 335-337 – Ghasel Nr. XC) einen ähnlichen Gedanken wie bei Goethe:

...  
Auf und trinke den Wein  
Im Rosenbeet,  
Weil die Dauer der Ros'  
So flüchtig ist.  
Itzt sind die Tage der Lust,  
Genieß, genieß!  
Weil in Muscheln nicht stets  
Die Perle ist.  
Welch ein seltener Pfad!  
Der Liebe Pfad,  
Wo der Führende selbst  
Verirret ist.  
Willst du leben mit uns,  
Wasch' aus dein Buch,

Weil, was Liebe dich lehrt,  
Im Buche nicht ist.

...

## 7. Traumdeutung

Manche sagen, an den folgenden beiden Gedichten erkenne man, dass Goethe in Marianne von Willemer tatsächlich verliebt war, und zwar bis zum Blödsinn. Da sich der Sinn der Geschichte, die in den beiden Gedichten erzählt wird, jedenfalls für den eiligen Leser, nicht so ganz leicht erschließt, hier zuerst eine Prosaversion:

Das Haus des Bankiers von W., nämlich die Gerbermühle, lag – und liegt noch heute (allerdings umgebaut zum Design-Hotel) – am Rheinufer, flussabwärts, etwas östlich von Frankfurt mit Blick auf die Silhouette der Stadt. Zur Mühle gehörte eine Bootsanlegestelle und des Bankiers kaum 30-jährige Frau ließ sich gern von einem der Hausdiener im Ruderboot ein wenig hin- und herfahren. Bei diesen Bootsfahrten spielte sie gern mit den Händen im Wasser. An einem Tage im Frühsommer wachte sie morgens, da ihr die Sonne durch die Bäume ins Auge blitzte, mit dem Traum auf, sie habe bei einer Kahnpartie im Wasser einen Ring verloren, was leicht geschehen kann, wenn die Hand im Wasser kühl und die Finger dünner werden. Was den Traum besonders rätselhaft machte, war, dass es sich bei dem verlorenen Ring um denjenigen handelte, der ihr von ihrem Geliebten geschenkt worden war. Frau von W. fragte bei nächster sich bietender Gelegenheit den Geliebten, einen angesehenen, wenn auch recht altgewordenen Herrn von G., halb Prophet, halb Poet, was es mit dem Traum wohl auf sich habe. Ob er ein bevorstehendes Ende der Liebschaft ankündige. Nein, nein, sagt der Dichter, der sich ständig im Verdacht hatte, über Wasser gehen zu können, das heißt nichts Böses, alles ist in schönster Butter. Ich werde, wie der Doge von Venedig das adriatische Meer, den Rhein-Fluß heiraten und dadurch auf ewig bei Dir bleiben. Irgendetwas störte Frau von W. an dieser Deutung und wir müssen leider der Tatsache ins Auge sehen, dass sich das Liebespaar kurze Zeit später trennte unter wechselseitiger Beteuerung, dass ihre Liebe im Unterschied zu allen anderen, niemals ende, jedenfalls nicht, solange der Rhein am Haus vorbeifließe. Und nun gereimt und in Strophen gesetzt von Marianne von Willemer (vermutlich) und Johann Wolfgang von Goethe:

*Als ich auf dem Euphrat schiffte ...*

Suleika:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,  
Streifte sich der goldne Ring

Fingerab, in Wasserklüfte,  
Den ich jüngst von dir empfang.

Also träumt' ich, Morgenröthe  
Blitzt in's Auge durch den Baum,  
Sag Poete, sag Prophete!  
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem:  
Dies zu deuten bin erbötig!  
Hab' ich dir nicht oft erzählt  
Wie der Doge von Venedig  
Mit dem Meere sich vermählt.

So von deinen Fingergliedern  
Fiel der Ring dem Euphrat zu.  
Ach zu tausend Himmelsliedern  
Süßer Traum begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen  
Streifte bis Damascus hin,  
Um mit neuen Caravanen  
Bis an's rothe Meer zu ziehn.

Mich vermählst du deinem Flusse,  
Der Terrasse, diesem Hayn,  
Hier soll bis zum letzten Kusse  
Dir mein Geist gewidmet seyn.

Diese beiden Gedichte sind oft vertont worden, vielleicht gerade deshalb, weil es auf die Einzelheiten des Sinngehalts der Zeilen nicht so ankommt. Aus demselben Grunde gibt es auch zwei recht hübsche Persiflagen, die ich im Internet gefunden habe.

Was, brüllt laut der alte Goethe,  
reimt sich bloß auf „Morgenröte“?  
Nimm „Prophete“, rät ihm Schiller.  
Goethe dankt, und es wird stiller.

Ist kein guter Tipp gewesen:  
Wenn wir heut' im „Diwan“ lesen,  
was Sulcika sagt (zu Hatem),  
nimmt das Kichern uns den Atem.

Sowie ferner:

Goethes Schrei zerreißt die Lüfte:

Was reimt sich auf „Wasserklfte“?

Nie war seine Stimme schriller.

Schreib doch „schiffe“, murmelt Schiller.

Später quält ihn das Gewissen:

Er hat nur 'n Witz gerissen.

Goethe aber greift zum Stifte:

„Als ich auf dem Euphrat schiffte“.

Und:

Du beschämst wie Morgenröte

Jener Gipfel ernste Wand

Und noch einmal fühlet Hatem

Frhlingshauch und Sommerbrand.

Diese Persiflagen schrieb ein gewisser „Mllerkies“, im Netz abrufbar unter <https://www.keinverlag.de/406895.text>, beziehungsweise nein, die dritte Persiflage ist gar keine, es ist originaler Goethe.

## 8. Goethe weißt, was Frauen wünschen

Das Gedicht ist ein Aufmunterungsgedicht: Suleika erklärt Hatem, warum sie den Blicken anderer Männer widerstehen kann, nicht aber *seinen*, Hatems Blicken, es sind andere Blicke, poetische, sie sehen in der Geliebten die Schönheit der Erde, die Schönheit des Wunders, der Gesundheit und der Liebe überhaupt, die Krankheit und Gesundheit in einem ist. Die ewige – und daher wohl göttliche Rede – der Liebe. Wenn die Blicke eines Mannes diese Sprache zu sprechen wissen, wird Suleika nicht widerstehen können. Der ganz gewöhnliche schmachtende Kreuzblick, das „Christoph-von-Bleichenwang-Stöhnen“ ist dagegen gar nichts. Diese Masche kennt jedes Mädchen.

*Kenne wohl der Männer Blicke ...*

Suleika:

Kenne wohl der Männer Blicke,

Einer sagt: „Ich liebe, leide!

Ich begehre, ja verzweifle!“

Und was sonst ist, kennt ein Mädchen.

Alles das kann mir nicht helfen,  
 Alles das kann mich nicht rühren;  
 Aber, Hatem, deine Blicke  
 Geben erst dem Tage Glanz.  
 Denn sie sagen: „*Die* gefällt mir,  
 Wie mir sonst nichts mag gefallen,  
 Seh ich Rosen, seh ich Lilien,  
 Aller Gärten Zier und Ehre,  
 So Zypressen, Myrten, Veilchen,  
 Aufgeregt zum Schmuck der Erde,  
 Und geschmückt ist sie ein Wunder,  
 Mit Erstaunen uns umfangend,  
 Uns erquickend, heilend, segnend,  
 Daß wir uns gesunder fühlen,  
 Wieder gern erkranken möchten“.  
 Da erblicktest du Suleika  
 Und gesundetest erkrankend  
 Und erkranketest gesundend,  
 Lächeltest und sahst herüber,  
 Wie du nie der Welt gelächelt.  
 Und Suleika fühlt des Blickes  
 Ewge Rede: „*Die* gefällt mir,  
 Wie mir sonst nichts mag gefallen“.

**9. Gingo Biloba – ein Baum der um 1750 aus dem fernen Osten nach Europa kam, 200 Jahre alt werden kann und heute wegen seiner Streusalz-, Feinstaub- und Urinresistenz gern als Stadtbaum verwendet wird**

Das Gedicht „Gingo Biloba“ ist neben „Wanderers Nachtlid“ vermutlich der meistkommentierte lyrische Text in der deutschen Literatur. Wahrscheinlich liegt das daran, dass der Sinn des Gedichtes nicht in den Tiefen des auch schon zu Goethezeiten überkomplexen Metaphernwesens versteckt ist, sondern ganz hell zu Tage liegt. Man könnte zuspitzen und sagen: Es werden am ausführlichsten immer die Gedichte kommentiert, die keines Kommentars bedürfen. Das Ginkgo-Blatt ist außerdem schon für sich ein Gedicht. Wer diesen natürlichen Fächer mit der kleinen Einkerbung in der Mitte des oberen Fächerrands auch nur betrachtet, erkennt sofort, dass es sich um eine gewissermaßen „natürliche“ Metapher für alles handelt, das aus zwei Elementen besteht, zum Beispiel ein Liebespaar:

## *Gingo biloba*

Dieses Baums Blatt, der von Osten  
Meinem Garten anvertraut,  
Giebt geheimen Sinn zu kosten,  
Wie's den Wissenden erbaut,

Ist es Ein lebendig Wesen,  
Das sich in sich selbst getrennt?  
Sind es zwei, die sich erlesen,  
Daß man sie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,  
Fand ich wohl den rechten Sinn,  
Fühlst du nicht an meinen Liedern,  
Daß ich Eins und doppelt bin?

### **10. Offene Frage**

Eine offene Frage ist für mich, was eigentlich junge Frauen an alten Männern interessant finden. Ich bin bald siebzig und finde mich immer uninteressanter, immer gewöhnlicher. Im Fall der Liebe Marianne von Willemers zu Goethe war es offenkundig nicht das Geld, denn ihr Mann war reicher als Goethe. Eine Rolle spielte vielleicht, dass musischen Männern eine besondere Ausstrahlung auf Frauen zugesprochen wird. Als ob die Muse den von ihr Geküssten mit einer Aura metaphysischer Erotik umgäbe. (Als ob man mit handgeschriebenen Gedichten Frauen ins Bett kriegt, raunt mir mein frontal enthemmtes Alter Ego ins Ohr. Ist aber so, das andere hat jeder, Poesie hat eben nicht jeder, probier's aus!).

Das folgende Gedicht hat möglicherweise Marianne von Willemer geschrieben. Von Goethe wusste sie, dass er Arabisch schreiben übte, er ahmte einfach die Buchstaben nach, ohne sich über den Text Gedanken zu machen, es war also eine rein ästhetische Übung für ihn. Durch eigene Lektüre wusste sie, dass in der arabisch-persischen Poesie Locken auch als Metaphern für Wörter standen. Poesie und Erotik sind untrennbar.

*Sag du hast wohl viel gedichtet?*

Suleika:

Sag du hast wohl viel gedichtet?  
Hin und her dein Lied gerichtet? –  
Schöngeschrieben, deine Hand,

Prachtgebunden, goldgerändert,  
Bis auf Punkt und Strich vollendet,  
Zierlichlockend manchen Band.  
Stets wo du sie hingewendet  
War's gewiß ein Liebespfand.

Hatem:

Ja! von mächtig holden Blicken,  
Wie von lächlendem Entzücken  
Und von Zähnen blendend klar.  
Moschusduftend Lockenschlangen,  
Augenwimpern reizumhangen,  
Tausendfältige Gefahr!  
Denke nun wie von so langem  
Prophezeyt Suleika war.

## 11. Türkischer Pappmaché-Orden

Am 2. März 1824 schrieb Marianne von Willemer aus Frankfurt an Goethe in Weimar einen längeren Brief. Darin erinnert sie den mittlerweile 75-jährigen an einen kleinen Vorfall, der sich 10 Jahr zuvor zugetragen hatte. Damals war sie mit ihrem Mann und Goethe auf der Frankfurter Messe. Dort hatte sie von einem türkischen Händler einen Pappmaché-Orden geschenkt bekommen, der als Motiv eine strahlende Sonne zeigte, die gewissermaßen umarmt wurde von der Mondsichel. Der Türke wollte, dass Marianne diesen Orden dem Dichter als kleinen Scherz anheften sollte. In dem Brief von 1824 heißt es:

„Denn sonst möchte ich lieber, Sie gedächten jenes Augenblicks, als Sie an derselben Stelle, mit Willemer sich durch das Meßgedränge windend, plötzlich vor mir standen, wiewohl ich mich, durch ihre Stimme aufmerksam gemacht, schon lange vergebens umgesehen hatte; ich brachte damals den Mondes Orden mit nach Haus, den mir der türkische Kaufmann für den großen Dichter gegeben hatte. Wie glücklich war ich über den gelungenen Scherz! Er schien Ihnen Freude zu machen. Das war eine schöne Zeit, gewiss meine glücklichste! Sie erinnern sich gewiss nicht mehr dieser Begegnung, und mir war sie so bedeutend; es tat mir so wohl, mitten im Gewühl fremder Leute zwei so befreundete Stimmen zu hören, die mir angehörten.“

Mitte Mai 1824 antwortete Goethe auf diesen Brief. Er erinnerte sich an die von Marianne angesprochene Situation gut und schrieb:

„... wie zu jener Zeit, wo im Getümmel angehörige Stimmen erkannt, im Gewimmel verbundene Freunde gefunden worden. Das war schön, sehr schön und gut. Auch schmückt der Sonnenmond noch heute mein Schatzkästchen.“

Was Marianne bei dem Briefwechsel wohl nicht mehr im Gedächtnis hatte oder es nicht mit dieser kleinen Szene auf der Frankfurter Messe in Verbindung brachte, war das folgende Gedicht aus dem Buch *Suleika*, in dem die junge Frau Suleika dem alten Mann Hatem ein Rätsel aufgibt, das Hatem sogleich löst. Das Gedicht war im September 1815 entstanden:

*Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!*

Suleika:

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!  
Der Sichelmond umklammert sie.  
Wer konnte solch ein Paar vereinen?  
Dies Räthsel wie erklärt sich's? Wie?

Hatem:

Der Sultan konnt' es, er vermählte  
Das allerhöchste Weltenpaar,  
Um zu bezeichnen Auserwählte,  
Die tapfersten der treuen Schaar.

Auch sey's ein Bild von unsrer Wonne!  
Schon seh ich wieder mich und dich,  
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,  
Komm, süßer Mond, umklammre mich!

## **12. Ich habe Dein Herz – und bin König**

Am 28. August 1814 wurde Goethe 65 Jahre alt. Den Geburtstag verbrachte er in der Gerbermühle in Frankfurt im Haus des Bankiers von Willemer. Dessen Frau, in die Goethe sich einigermaßen verliebt hatte, schenkte dem alten Herrn ein Band und wand es ihm scherzhaft um den Kopf. Dass er mit dem Turban wie ein Herrscher aussah, war ihm recht lieb: Erstens hatte Goethe immer eine hohe Meinung von sich und zweitens kannte er wohl Voltaires Worte aus dem Gedicht „Die Jungfrau von Orleans“: „J'ai votre coeur, je suis plus roi que lui“. Ich habe Euer Herz, ich bin mehr König als der König selbst. Das Band, mit dem man einen Turban bindet, heißt auf Persisch *Tul-Bend*. Ein Turban, auf gewisse Weise gebunden, ist ein Herrschaftsabzeichen wie in Europa die Krone. Deshalb wurde Alexander der

Große im 3. Jahrhundert vor Christus nach seinen östlichen Eroberungen mit einem Turban geehrt, ebenso wie der persische Herrscher Schach Abbas I. (1571–1629).

*Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze ...*

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!  
Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön.  
Hat Abbas doch, auf Irans höchstem Sitze,  
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn.

Ein Tulbend war das Band, das Alexandern  
In Schleifen schön vom Haupte fiel,  
Und allen Folgeherrschern, jenen Andern,  
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Tulbend ist's der unsern Kaiser schmücket,  
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!  
Juwel und Perle! sey das Aug' entzückt!  
Der schönste Schmuck ist stets der Mousselin.

Und diesen hier, ganz rein und silberstreifig,  
Umwinde Liebchen um die Stirn umher.  
Was ist denn Hoheit? Mir ist sie geläufig!  
Du schaust mich an, ich bin so groß als Er.

### **13. „Alle Pracht des Orients und doch am Ende nichts Höheres als die liebenden Herzen“ oder „Wer Perlen will, der muss ins Meer sich stürzen.“**

Das waren die Worte, die Goethes Freund Johann Sulpiz Melchior Dominikus Boisserée (2. August 1783 in Köln – 2. Mai 1854 in Bonn) in sein Tagebuch eintrug, nachdem ihm Goethe das Gedicht „Nur wenig ists, was ich verlange...“ vorgelesen hatte. Tatsächlich ist die Wendung „Alle Pracht des Orients...“ heute etwas aus der Mode gekommen. Zu Goethes Zeiten und auch noch zu Zeiten meiner Kindheit stellte man sich bei dem Wort Orient üppige, duftende Frauen vor, in Weihrauch und in bunte Seidenkleider gehüllt, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, Türkisen, Rubinen, Diamanten, in allen Farben funkelnd, in Korbthronen auf Kamelen zu den Klängen einer trancehaften Musik leicht hin und herschaukelnd, womöglich kleine süße würzige Kuchen oder Datteln und Pflaumen von goldenem Geschirr naschend ... Heute ist Pracht eher etwas Amerikanisches, das mit Autos oder riesigen Bildschirmen zu tun hat, nichts Exotisches und wenn es

etwas zu essen ist, dann auf jeden Fall biologisch kontrolliert und auf gar keinen Fall unkontrolliert biologisch. So sitzt ein junger Mann in der Kneipe, betrinkt sich ganz langsam und malt sich aus, wie er seiner Geliebten den Reichtum des Orients in einer ganzen Karawane zu Füßen legt und am Ende dann doch ...

*Nur wenig ist's was ich verlange ...*

Nur wenig ist's was ich verlange,  
Weil eben alles mir gefällt,  
Und dieses Wenige, wie lange,  
Gibt mir gefällig schon die Welt!

Oft sitz' ich heiter in der Schenke  
Und heiter im beschränkten Haus;  
Allein sobald ich dein gedenke,  
Dehnt sich mein Geist erobernd aus.

Dir sollten Timurs Reiche dienen,  
Gehorchen sein gebietend Heer,  
Badaschan zollte dir Rubinen,  
Türkisse das Hyrkanische Meer.

Getrocknet honigsüße Früchte  
Von Bochara dem Sonnenland,  
Und tausend liebliche Gedichte  
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da solltest du mit Freude lesen  
Was ich von Ormus dir verschrieb,  
Und wie das ganze Handelswesen  
Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen  
Viel tausend Finger sich bemüht,  
Daß alle Pracht der Indostanen  
Für dich auf Woll' und Seide blüht.

Ja zu Verherrlichung der Lieben  
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,  
Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben  
Dir Diamanten ausgespült.

Wie Taucherschaar verwegener Männer  
Der Perle Schatz dem Golf entriss,  
Darauf ein Divan scharfer Kenner  
Sie dir zu reihen sich befliss.

Wenn nun Bassora noch das Letzte,  
Gewürz und Weyrauch beigethan,  
Bringt alles was die Welt ergetzte  
Die Caravane dir heran.

Doch alle diese Kaisergüter  
Verwirrten doch zuletzt den Blick;  
Und wahrhaft liebende Gemüther  
Eins nur im andern fühlt sein Glück.

#### **14. Großzügigkeit eines verliebten Bettlers**

Vorab drei Worterklärungen und ein Zitat:

Samarkand ist eine Großstadt in Usbekistan. Sie war im Mittelalter (etwa ab dem 7. Jahrhundert nach Christus) eine der reichsten Städte der islamischen Welt. Ähnliches gilt für die usbekische Stadt Buxoro, die man früher in Deutschland „Buchara“ genannt hat. Beide Städte hat der für seine Grausamkeit und seine Liebe zur Lyrik berühmte Eroberer Timur (1336–1405) unter seine Herrschaft gebracht.

In der Vorrede zu seiner 1812 erschienenen Übersetzung der Gedichte des Hafis schreibt Joseph von Hammer-Purgstall über den Dichter:

„Er achtete die Güter der Welt gering, und suchte sich ohne viele Umstände durchzubringen, wie er selbst sagt:

Gehst du vorbei im goldenen Kleid und trunken,  
Gib dem Hafis, in Wolle gekleidet, einen einzigen Kuss. ...

Man erzählt von ihm eine Menge sinnreiche und lustige Einfälle, sodass es uns an Ort und Stelle scheint, die folgende Anekdote anzuführen.

Als Timur Fars eroberte, und den letzten Sultan der Dynastie Mosaffer hinrichten ließ, war Hafis noch am Leben. Er schickte um den Dichter, und als er vor ihm erschien, sprach er: ich habe mit glänzendem Schwert den größten Teil der Welt erobert, und 1000 Länder bloß deswegen meiner Botmäßigkeit unterworfen, um Samarkand und Buchera, die beiden Städte

meines Vaterlandes, vor allen anderen empor zu bringen, und du unterstehst dich, dieselben in deinen Gedichten für die Mahlzeit deines Lieblings feil zu bieten.

Nähme mein Herz in die Hand der schöne Knabe von Shiraz,  
Gerne gäb ich fürs Mahl Buchera und Samarkand hin.

Hafis küsste die Erde und sprach: Herr der Welt, betrachte nur den Verschenger, und du wirst ihm verzeihen, in dieses Netz gefallen zu sein. Diese Antwort gefiel dem Eroberer, der, statt zu zürnen, ihn mit Gnaden Bezeugung überhäufte.

Nach einer anderen Sage soll Hafis geantwortet haben: Fürst! Leider dass ich so verschwenderisch gewesen, sonst wäre ich nicht so arm geworden.“

*Hätt' ich irgend wohl Bedenken ...*

Hätt' ich irgend wohl Bedenken  
Bochara und Samarcand,  
Süßes Liebchen, dir zu schenken?  
Dieser Städte Rausch und Tand.

Aber frag einmal den Kaiser,  
Ob er dir die Städte giebt?  
Er ist herrlicher und weiser;  
Doch er weiß nicht wie man liebt.

Herrscher! zu dergleichen Gaben  
Nimmermehr bestimmst du dich!  
Solch ein Mädchen muß man haben  
Und ein Bettler seyn wie ich.

## **15. Schön geschrieben kann ganz schön nerven**

Ich schätze, die Zahl der Menschen, die ohne äußere Notwendigkeit, also einfach nur aus Lust an der Lyrik, den West-Östlichen Divan von vorn bis hinten durchgelesen haben, ist nicht sehr groß. Der Tag, an dem ich diese Worte schreibe, ist der 31. Januar 2019 und ungefähr der 100. seit dem Beginn meiner Divan-Lektüre. Es ist zugleich der erste Tag, an dem mir das Buch auf die Nerven geht. Die ständige Selbstinszenierung des alten Mannes in der Rolle des idealen Liebhabers, der mit seinen jahrzehntelangen einschlägigen Erfahrungen prahlt und einer in der Ehe vereinsamten Lady aus Frankfurter Bankierskreisen ein paar prickelnde Kahnfahr-

ten verschafft, indem er anzügliche und durchsichtige Bemerkungen über Gottestropfen und Perlen in Muscheln notdürftig in undurchsichtige Reime kleidet – schlagen Sie doch mal nach, was in den *Chatrooms* der Partnervermittlungswbseiten zu lesen ist: „Ich hatte mittlerweile genug Dates mit Ü30 Frauen um sicher zu sein, dass es dort keine psychisch gesunden, ganz normalen Frauen mehr gibt ...“ Also alter Süßholzraspler *meets* chronisch untervögelte Ü 30 Ex-Sopranistin. Wo soll da der Reiz herkommen auf Dauer: Bitte untertänigst um Vergebung, dass ich mich dauernd selbst lobe, Gnädigste, aber es ist ja egal, was ich schreibe und sage, ich spreche einfach so schön, dass es immer daherkommt wie auf goldenen Blättchen gemalt, verzeih meine Anmaßung, oh die Du Dein Dasein ... Du kleine Perlenkette, die Du Dein Dasein dröselst, und wenn Du dann, ich darf doch Du sagen, das Liebesbällchen mir zurückwirfst, ach, die Perlen meiner Leidenschaft, um nicht zu sagen Allahs Regentropfen ergießen sich an Deinem ... oh wag ich's, zu sagen... an Deinem Bu... oh wie Deine Leidenschaft brandet an den verödeten Strand meines Lebens ... Du mein kleiner Tsunami ...

*Die schön geschriebenen ...*

Die schön geschriebenen,  
Herrlich umgüldeten,  
Belächeltest du  
Die anmaßlichen Blätter,  
Verziehst mein Prahlen  
Von deiner Lieb' und meinem  
Durch dich glücklichen Gelingen,  
Verziehst anmuthigem Selbstlob.  
Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,  
Wohlgeruch Freunden  
Und eignem Schmack!  
Freude des Daseyns ist groß,  
Größer die Freud' am Daseyn.  
Wenn du Suleika  
Mich überschwänglich beglückst,  
Deine Leidenschaft mir zuwirfst  
Als wär's ein Ball,  
Dass ich ihn fange,  
Dir zurückwerfe  
Mein gewidmetes Ich;  
Das ist ein Augenblick!  
Und dann reißt mich von dir  
Bald der Franke, bald der Armenier.  
Aber Tage währt's,

Jahre dauert's, dass ich neu erschaffe  
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle  
Auftrösle die bunte Schnur meines Glücks,  
Geklöpplet tausendfädig  
Von dir, o Suleika.  
Hier nun dagegen  
Dichtrische Perlen,  
Die mir deiner Leidenschaft  
Gewaltige Brandung  
Warf an des Lebens  
Verödeten Strand aus.  
Mit spitzen Fingern  
Zierlich gelesen,  
Durchreihst mit juwelenem  
Goldschmuck.  
Nimm sie an deinen Hals,  
An deinen Busen!  
Die Regentropfen Allahs,  
Gereift in bescheidener Muschel.

## 16. Der Bauplan der Liebe

Ich glaube, es war der spanische Dichter Manuel Machado, der gesagt hat, ein Gedicht sei dann vollkommen, wenn es sich derart in der Sprache des Volks eingerichtet hat, dass der Name des Dichters vergessen wird. Ich glaube, das könnte auf das Gedicht „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ...“ zutreffen. Es gibt unzählige Vertonungen und selbst, wenn es die nicht gäbe und man hörte den Text der neun Zeilen nur ein einziges Mal, man hätte sofort das Gefühl, man kennt sowohl die Worte als auch den Reim und den Rhythmus und ganz besonders den Sinn. Das einzig fremde ist vielleicht der Name Jussuf (arabisch für: Josef), ein legendär schöner jugendlicher Liebhaber, der der im gesamten West-Östlichen Divan als lyrisches Ich gegenwärtige männliche Liebhaber, ein alter Dichter von vermutlich nicht reizvoller Körpergestalt (sprich Goethe zur Zeit der Niederschrift des Gedichts), ist. Geschrieben wurde das Gedicht am 25. September 1815 in Heidelberg, einen Tag vor der endgültigen Trennung des Liebespaars Marianne von Willemer und Johann Wolfgang von Goethe.

*Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ...*

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,  
Wort um Wort und Blick um Blick;  
Kuss um Kuss, vom treusten Munde,

Hauch um Hauch und Glück um Glück.  
So am Abend, so am Morgen!  
Doch du fühlst an meinen Liedern  
Immer noch geheime Sorgen;  
Jussufs Reize möcht' ich borgen  
Deine Schönheit zu erwidern.

Vor über 100 Jahren hat ein gewisser G. Schaafs, ein ausgewiesener Freund von Goethes Lyrik, diese Zeilen mit germanistischen Werkzeugen untersucht und mit Gedichten anderer Dichter, die Goethe kannte, verglichen (in *The Johns Hopkins University Press: Modern Language Notes*, Vol. 29, No. 4 (Apr., 1914), pp. 101–104). Dabei hat er eine – im Einzelnen etwas kompliziert klingende – These aufgestellt. Sie besagt, dass sich Goethe u. a. an zwei Gedichten Gottfried August Bürgers orientiert, die lauten:

Eine solche ist es! Eine  
Die kein Nahme nennen kann  
Die zu vollen Herzvereine  
Mich so innig liebgewann,

Dass ihr seligster Gedanke,  
Den sie dachte, wie den Stab  
Rundherum des Weinstocks Ranke,  
Tag und Nacht nur mich umgab.

Hohe Nahmen zu erkiesen  
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel  
Nie wird die zu hoch gepriesen,  
Die so herrlich sich erwiesen,  
Herrlich ohne Maass und Ziel:

Dass sie, trotz dem Hohngeschreye  
Trotz der Hoffnung Untergang  
Gegen Sturm und Wogendrang  
Mir gehalten Lieb' und Treue  
Mehr als hundert Monden lang.

### **17. ... hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke (1 Korinther 13)**

Eines der häufigsten Falschzitate der modernen Ratgeber- und Sinnstiftungsliteratur ... ist der Satz:

Volk und Knecht und Überwinder  
Sie gestehn zu jeder Zeit,  
Höchstes Glück der Erdenkinder  
Sey nur die Persönlichkeit.

Das ist, ich gebe es zu, kein *Fake*, sondern der richtige Wortlaut der ersten Strophe des 17. Gedichts im Buch Suleika. Er wird gern zitiert, um Goethe als Kronzeugen für ein gewisses spießig-schulterklopfersch-behaglich-maskulin-konnotiertes Menschenbild in Anspruch zu nehmen, das in etwa besagt, alle Kategorien von Herrschaft und Knechtschaft, Interessen und Parteilichkeiten, Bildung und Herkunft sänten in ein Nichts zusammen vor der Macht und Ausstrahlung wahrer Charaktere, Männern von Format, echten Persönlichkeiten eben. Weshalb sich, so wurde uns damals jungen Menschen in der 60er Jahren gern von älteren Herren beim dritten Bier ganz im Vertrauen mit Frikadellenatam zugeflüstert, Hitler und Stalin eigentlich bestens vertragen hätten, weil sie beide Persönlichkeiten gewesen seien, wie es sie heute eben leider nicht mehr gebe. Insofern sei auch nichts gegen Kriegsdienstverweigerung einzuwenden, wenn jemand diesen schweren Weg aus Idealismus gehe und bereit sei, *den Kopf dafür hinzuhalten*.

Ganz am Rande: Dass der Begriff „Persönlichkeit“ und der darin geleeartig wabernde Gedankenpudding etwas mit Virilität zu tun hat, erkennt man sofort am *Google*-Test: Der Satz „sie ist eine Persönlichkeit“ findet sich 380 mal, der Satz „er ist eine Persönlichkeit“ 62.800 mal. („Sie ist ein Persönchen“ kommt 8 Mal vor, „Er ist ein Persönchen“ 2 Mal, einmal für einen schwulen Mann, einmal für ein einjähriges Kind, „Sie ist ein hübsches Persönchen“ 104.000 Treffer, „Er ist ein hübsches Persönchen“ kein Treffer!).

Dieses hochgemute Verständnis des Menschen als einer – im Idealfall durch Fleiß, Vernunft, Disziplin und Durchsetzungskraft an ihr Ziel gelangten – *Persönlichkeit* scheint mir eine Mischung aus infantilen Heldenphantasien und dem Menschenbild der Aufklärung zu sein: Der schöpferische, freie, selbstbestimmte, sich selbst erkennende, rationale und faktenbasiert urteilende, mutige am besten auch noch gut austrainierte Mensch, kurz ein Mensch, der sich auf gar keinen Fall Abhängigkeiten gestattet. So weit, so gut, könnte man sagen. Und müsste hinzufügen: So weit, so wenig Goethe. Denn das Gedicht „Volk und Knecht und Überwinder ...“ hat noch fünf weitere Strophen. In denen erklärt Hatem, der alte Liebhaber, dass er überhaupt keine unabhängige, selbststeuernde Persönlichkeit sei und auch nicht sein wolle. Sein Glück, ja sein Existenzgrund und Lebensrecht bestehe allein darin, von Suleika geliebt zu werden: Und für dieses Glück würde der alte Liebhaber Hatem jede Identität annehmen, notfalls würde er sogar Kaiser oder Rabbiner werden, oder ein persischer oder arabischer Dichter sein, wenn nur Suleika mit ihm zärtlich wäre.

Der spanische Dichter Antonio Machado sagte: Ein Mann ist nur dann ein Mensch, wenn er ein Wort ist auf den Lippen einer Frau.

*Volk und Knecht und Ueberwinder ...*

Suleika:

Volk und Knecht und Ueberwinder  
Sie gestehn, zu jeder Zeit,  
Höchstes Glück der Erdenkinder  
Sey nur die Persönlichkeit.  
Jedes Leben sey zu führen,  
Wenn man sich nicht selbst vermisst;  
Alles könne man verlieren,  
Wenn man bliebe was man ist.

Hatem:

Kann wohl seyn! so wird gemeynet;  
Doch ich bin auf andrer Spur,  
Alles Erdenglück vereinet  
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,  
Bin ich mir ein werthes Ich;  
Hätte sie sich weggewendet,  
Augenblicks verlör ich mich.

Nun, mit Hatem wär's zu Ende;  
Doch schon hab' ich umgelost,  
Ich verkörpre mich behende  
In den Holden den sie kost.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,  
Das will mir so recht nicht ein;  
Doch Ferdusi, Motanabbi,  
Allenfalls der Kaiser seyn.

## **18. Goethes Basarmädchen**

Das Gedicht „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen“ ist ein szenisches Gedicht. Hatem, der alte Dichter, beginnt; eine Schar von Mädchen antwortet. Sie beklagt sich, dass Hatem immer nur über Suleika schreibt und nicht über sie. Hatem antwortet und sagt, er mag alle Mädchen, kann über jede etwas Schönes schreiben und wenn er alles Schöne, was er über die Liebe zu den Mädchen

sagen kann, zusammenfasst, dann ist es Suleika. Und wieder einmal ist ein Liebespaar aus der Literatur islamischer Länder benannt: Dschemil und Boteina.

Wes Geistes Kind Goethe in seinem Verhältnis zu Mädchen war, ist in dem über zweieinhalb Seiten sich erstreckenden Gesprächsgedicht „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ...“ gut zu erkennen: Er sah sie als Schmuck an. Und fand an jedem etwas Gutes, ob Brunette oder Blondinen (die ersteren nennt Goethe „Bräunchen“, was man wohl heute eher zu Eichhörnchen sagen würde), er mag bei dunkelhaarigen Frauen große Frisuren (er nennt sie, passend für den West-Östlichen Divan „Moschee-Kuppeln“), lässt aber genauso zart und rein aussehende blonde Mädchen gelten (die er, wiederum in den Kontext passend, mit Minaretten vergleicht). Die größte Überraschung besteht darin, dass Goethe, freilich in der Rolle des „Hatem“, schielende Frauen als die glücklichsten ansieht.

*Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ...*

Hatem:

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen  
Vielgefärbt, geschliffne Lichter,  
So umgeben hübsche Mädchen  
Den beynah ergrauten Dichter.

Mädchen:

Singst du schon Suleika wieder!  
Diese können wir nicht leiden,  
Nicht um dich – um deine Lieder  
Wollen, müssen wir sie neiden.

*Du besingst immer nur Suleika, die wir gar nicht so gut leiden können, wir sind neidisch auf Suleika, aber nicht, weil wir Dich so toll finden, sondern nur Deine Gedichte.*

Denn wenn sie auch garstig wäre  
Machtst du sie zum schönsten Wesen,  
Und so haben wir von Dschemil  
Und Boteinah viel gelesen.

*Alle denken, sie ist schön, aber nur, weil Du so schön über sie schreibst.*

Aber eben weil wir hübsch sind  
Möchten wir auch gern gemalt seyn,  
Und, wenn du es billig machest,  
Sollst du auch recht hübsch bezahlt seyn.

*Aber wir sind nämlich viel schöner als Suleika, und deshalb wollen wir auch von Dir be-  
dichtet werden, dass alle wissen wie schön wir sind, und wenn Du das für uns tust, dann  
tun wir für Dich, was Du willst ...*

Hatem:

Bräunchen komm! Es wird schon gehen.  
Zöpfe, Kämmen groß und kleine,  
Zieren Köpfchens nette Reine  
Wie die Kuppel ziert Moscheen.

Du Blondinchen bist so zierlich,  
Aller Weis' und Weg' so nette,  
Man gedenkt nicht ungebührlich  
Also gleich der Minarette.

Du dahinten hast der Augen  
Zweyerley, du kannst die beyden,  
Einzelnen, nach Belieben brauchen.  
Doch ich sollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt die Augenlieder  
Eines, die den Stern bewhelmen  
Deutet auf den Schelm der Schelmen,  
Doch das andre schaut so bieder.

Dies, wenn jen's verwundend angelt,  
Heilend, nährend wird sich's weisen.  
Niemand kann ich glücklich preisen  
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und so könnt' ich alle loben  
Und so könnt' ich alle lieben:  
Denn so wie ich euch erhoben  
War die Herrin mit beschrieben.

Das Gesprächsgedicht geht jetzt sofort weiter, ich will nur kurz etwas dazwischen-  
schieben. Nämlich Goethes Ansicht über das Verhältnis von Frauen  
zu Männern und umgekehrt. Diese Ansicht ist so weit vom traditionellen  
und im 18./19. Jahrhundert verbreiteten Rollenbild entfernt, dass man nur  
staunen kann. Im Gespräch zu seinem Freunde Riemer sagte er im August  
1807 (er war gerade ein dreiviertel Jahr verheiratet):

„Der Mann soll gehorchen, das Weib soll dienen. Beide streben nach der Herrschaft. Jener erreicht sie durch Gehorchen, diese durch Dienen. Gehorchen ist *dicto audientem esse* (*aufs Wort hören (parieren)*); dienen heißt zuvorkommen. Jedes Geschlecht verlangt von dem anderen, was es selbst leistet, und erfreut sich dann erst: der Mann, wenn ihm das Weib gehorcht (was er selbst tut und tun muss); das Weib, wenn ihr der Mann dient, zuvorkommt, aufmerksam, galant und wie es heißen mag ist. So tauschen sie in der Liebe ihre Rollen aus; der Mann dient, um zu herrschen, das Weib gehorcht, um zu herrschen.“

Wir fahren aber nun fort im Gesprächsgedicht. Die Mädchen hatten eben gewünscht, Hatem möge über sie auch so schöne Gedichte schreiben wie über Suleika; Hatem hatte geantwortet, er könne über jede Frau gerne schreiben, und immer würde daraus ein Lob Suleikas. Die Mädchen antworteten etwas schnippisch, er, der alte Dichter, mache sich wohl freiwillig zum Knecht Suleikas und ob sie denn überhaupt Gedichte schreiben könne, sie würde immer so ein Geheimnis daraus machen. Hatem antwortet: Ob das an sich gute Gedichte sind, ist eine Frage, aber dass es für mich gute Gedichte sind, ist eben keine Frage, denn sie schreibt für mich und nicht für sich, wie Ihr Mädchen alles nur für Euch wollt. Und die Mädchen antworten, wir glauben inzwischen, dass es diese tolle Suleika gar nicht gibt, wahrscheinlich ist es eine von Mohameds 72 Jungfrauen im Paradies. Herzlichen Glückwunsch dazu.

*Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ...*

...

Mädchen:

Dichter will so gerne Knecht seyn,  
Weil die Herrschaft draus entspringet;  
Doch vor allem sollt' ihm recht seyn,  
Wenn das Liebchen selber singet.

Ist sie denn des Liedes mächtig?  
Wie's auf unsern Lippen waltet:  
Denn es macht sie gar verdächtig  
Dass sie im Verborgnen schaltet.

Hatem:

Nun wer weiß was sie erfüllet!  
Kennt ihr solcher Tiefe Grund?  
Selbstgefühltes Lied entquillet,  
Selbstgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen  
Ist ihr eben keine gleich:  
Denn sie singt mir zu gefallen,  
Und ihr singt und liebt nur euch.

Mädchen:  
Merke wohl, du hast uns eine  
Jener Huris vorgeheuchelt!  
Mag schon seyn, wenn es nur keine  
Sich auf dieser Erde schmeichelt.

### **19. Trunkenheit und Liebe – ein Gespräch zwischen dem alten Dichter Hatem und der jungen Suleika über die Wirrnisse des Herzens**

Liebe kann die Liebenden betrunken machen, und manchmal ist es auch umgekehrt: Trunkenheit macht Liebe. Hin und wieder ist schwer zu entscheiden, welches der beiden Ursachenverhältnisse vorliegt und der verwirrte Mensch weiß am Ende gar nicht mehr, wie ihm geschieht. Es könnte sogar sein, dass er eigentlich mondsüchtig ist oder kurzsichtig oder dass er sich in einen Nachtfalter verwandelt hat und in Wirklichkeit schon zu einem Häufchen Asche verbrannt ist oder zum Vulkan wurde. Sicher ist nur, sein Geist ist verwirrt. Es gibt ein Ghazel von Hafis (Hafis, Gedichte, zitiert nach Hammer-Purgstall, Bd. 2, Seite 372), in dem dieses Taumeln beschrieben ist:

„Freilich bin ich berauscht, doch weis‘ mich nicht deshalb zurücke,  
denn zu löblichen Zwecke hast du herein mich geworfen.  
In den Augenglanz verliebte ein jeder sich anders,  
und den Schmetterling selbst hast du in Verwirrung geworfen.  
Wachenden hast du zuerst die Kraft zum schlafen benommen,  
dann mit deinem Bilde in Schlaf Nachtwandler geworfen.  
Durch die Betrügereien des Rubins der trunkenen Narzisse  
hast du den Hafis, der einsam lebt, zu den Trinkern geworfen.  
Um sein Herz zu fangen, hast du die Ketten der Locken  
Wie ein Band des Herrn um deinen Sklaven geworfen.“

Bei Goethe kam in der Zeit, in der er die Gedichte zum West-Östlichen Divan schrieb, das Liebesverhältnis zu Marianne von Willemer zu den gewissermaßen gewöhnlichen Liebesverwirrungen von Geist und Seele deshalb erschwerend hinzu, weil er als 65-Jähriger von seiner eigenen Gefühlsverwirrtheit vermutlich sehr überrascht war. Gerne vergleicht er sich in dieser Zeit mit einem schneebedeckten (weißhaarigen) Vulkan, dessen Gipfelwand die Morgenröte scheint und zugleich beschämt.

*Locken! haltet mich gefangen ...*

Hatem:

Locken! haltet mich gefangen  
In dem Kreise des Gesichts!  
Euch geliebten braunen Schlangen  
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz es ist von Dauer,  
Schwillt in jugendlichstem Flor;  
Unter Schnee und Nebelschauer  
Rast ein Aetna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe  
Jener Gipfel ernste Wand,  
Und noch einmal fühlet Hatem  
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!  
Diesen Becher bring ich Ihr!  
Findet sie ein Häufchen Asche,  
Sagt sie: der verbrannte mir.

Suleika:

Nimmer will ich dich verlieren!  
Liebe giebt der Liebe Kraft.  
Magst du meine Jugend zieren  
Mit gewaltiger Leidenschaft.

Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,  
Wenn man meinen Dichter preist:  
Denn das Leben ist die Liebe,  
Und des Lebens Leben Geist.

Ob diese Worte einen leidenschaftlichen alten Liebhaber wirklich trösten, daran habe ich Zweifel. Man möchte als Mann niemals auf seine geistigen Vorzüge reduziert werden. Man möchte nicht für seine Überlegenheit am Schreibtisch, sondern für seine Siege auf der Matratze gefeiert sein, mit 17 und mit 77 erst recht!!! Bei Frauen ist das vielleicht anders, ich weiß es nicht, aber es spricht viel dafür, dass Frauen die inneren Werte hochhalten und dass sie bessere Menschen sind, und das meine ich ernst. Jede Kriminalstatistik bestätigt das: 90 Prozent aller Gefängnisinsassen sind Männer.

## 20. Unpoetische Worte

Ich kann mich gut an eine Diskussion erinnern, die nach einer Lyriklesung entbrannte. Jemand verdamnte die zuvor erklungenen Gedichte, weil sie lauter *unpoetische Worte* enthielten, zum Beispiel „Parkplatz“, „Gedankenlosigkeit“, „sich herumlümmeln“ und „Zudringlichkeit“. Durch derartige unangemessene blut- und bildlose Ausdrücke mache man das schönste Gedicht kaputt. An diese Diskussion musste ich denken, als ich die folgenden beiden sehr kurzen Goethe-Gedichte aus dem Buch *Suleika* des West-Östlichen Divan zum ersten Mal las. Ich frage mich oft, ob die Auffassung, Lyrik lebe von Worten, überhaupt richtig ist. Ich glaube beinahe, sie lebt von Sätzen, vielleicht sogar von Absätzen. Poesie ist eine Art von Gift oder Rauschmittel, das man mittels der Sätze den Worten einspritzt. Wie dem aber auch sei, hier die beiden Goethe-Gedichte:

*Lass deinen süßen Rubinenmund ...*

Lass deinen süßen Rubinenmund  
Zudringlichkeiten nicht verfluchen,  
Was hat Liebesschmerz andern Grund  
Als seine Heilung zu suchen.

*Bist du von deiner Geliebten getrennt ...*

Bist du von deiner Geliebten getrennt  
Wie Orient vom Occident,  
Das Herz durch alle Wüste rennt,  
Es giebt sich überall selbst das Geleit,  
Für Liebende ist Bagdad nicht weit.

Einer der Gründe, aus dem sich im Jahre 2019 Menschen mit dem West-Östlichen Divan befassen, liegt in den politischen Verhältnissen dieser Zeit, vor allem den immer wieder aufbrechenden Feindseligkeiten zwischen Orient und Okzident, zwischen Islam und Christentum, Westen und Osten. Wenn Goethe also schreibt: „Bist du von deiner Geliebten getrennt / Wie Orient vom Occident“ dann wählt er als Metapher für die Trennung zweier Liebender das politische, kulturelle und religiöse Fremdheitsverhältnis zwischen der christlichen und islamischen Welt. Er nimmt damit einen allgemein beschriebenen, komplexen und in seinen Einzelheiten undeutlichen Sachverhalt als eine Art ausfransende und vielfach löcherige und geflickte Abstraktion als Metapher für einen scharf konturierten, schmerzhaft deutlich fühlbaren Einzelsachverhalt. Das ist vermutlich als poetisches Verfahren nicht ganz alltäglich.

In der persischen Lyrik war es gar nicht so unüblich von der Liebe zu sprechen, wenn man eigentlich politische Verhältnisse meinte. Goethe kannte z. B. den nachfolgend auszugsweise wiedergegebenen Abschnitt aus dem Buch „Denkwürdigkeiten von Asien in Künsten und Wissenschaften, Sitten, Gebräuchen und Altertümern, Religion und Regierungsverfassung aus Handschriften und eigenen Erfahrungen gesammelt von Heinrich Friedrich von Diez, königlich preußischen Geheimen Legationsrath und Prälaten, ehemals außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Königs am Hofe zu Konstantinopel, 2. Teil, auf eigene Kosten, Berlin und Halle 1815“ (Seite 236f.). Der Erzähler, ein persischer Dichter des 16. Jahrhunderts, kommt in die Stadt Chorassan. Dort wird er zum Essen eingeladen, seine Gastgeber versuchen, ihn in ein politisches Streitgespräch zu ziehen.

„Und indem man meine Meinung darüber erwartete: so handelte ich nach dem sprich Worte: Stillschweigen ist die Antwort für Einfältige, und beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Da man aber wiederholentlich in mich drang, so sprach ich:

Es ist Schande, oh Mundschenk, den Wein mit den Rubinen des Geliebten streiten zu lassen.

Bedauerst du es nicht, wenn Sew mit dem Lebenswasser streiten soll?

Was hat Liebesschmerz anders für Grund als seine Heilung zu suchen!

Mögen Sie in der Philosophie mit Lokmann streiten!

Wie können aber meine Sorgen und Nöte an deiner Gunst und Zorn Wohlgefallen finden?

Meine Kräfte reichen nicht hin, mit Sultanen zu Rechten.

Halte nicht Vorlesungen der Liebe, hadere nicht, oh Herz, mit Frommen!

Weise fallen in Unwissenheit, wenn sie mit unweisen streiten.

Wozu nützt es, mit Seele und Herzen um der Rubinen willen zu zanken?

Es ist aber keine Schande wenn Mundschenken über den Wein mit Freunden streiten.“

In der persischen Lyrik sind Rubine das Bild für die Lippen des geliebten Menschen. Rubine, Wein, Lippen des Geliebten: alle sind rot, schön und sollten nicht miteinander streiten. So sollte auch nicht, das ist die Botschaft, über religiöse Fragen, die ja alle von einer (göttlichen) Farbe sind, gestritten werden. Hinzu kommt, dass der Streit von allen streitenden aus derselben Sehnsucht herausgeführt wird, wie der Liebesschmerz den einzigen Sinn hat, Heilung zu suchen, also den geliebten Menschen bei sich zu haben. Eine Schande ist es dagegen nicht, wenn Mund schenken über den Wein mit Freunden streiten, dann handelt es sich um einen Streit zwischen zwei Frauen, welcher ihrer Geliebten den schöneren Mund hat. Das mag seinen

Sinn haben, zumindest scheinen derartige Streitigkeiten einen gewissen Unterhaltungswert zu haben.

## 21. Verschiedene Schmerzen

„Piropo“ nennen die Spanier die Sorte Komplimente von Männern an Frauen, die so übertrieben oder so kitschig sind, dass es eigentlich schon Schmerzen verursacht, sie auszusprechen und zu hören, die aber trotzdem gern ausgesprochen und noch lieber gehört werden. Auf Deutsch heißt „Piropo“ wohl so viel wie Feuerblick. Und tatsächlich sind sie ja dazu da, Feuer zu legen in dem Herz einer Frau. Eines dieser Komplimente hörte ich des öfteren in einer der Stammkneipen meiner jüngeren Jahre. Ein schwarzlockiger, hübscher, nicht mehr ganz junger italienischer Freund pflegte, wenn ihm ein Frauenbein oder ein Frauenblick oder ähnliches gefiel, dem betreffenden Mädchen tief in die Augen zu schauen und in einem Ton, als suche er (auch als Italiener!) gerade nach Worten, mit leicht italienischem Akzent zu sagen: „Du biste keine Fraue, du biste ... ein Traume!“ Er war sehr erfolgreich damit und man kann sagen, in den Straßen, die in der Nähe dieser Kneipe lagen, lebten sehr viele Träume und es brannte in vielen Herzen, allerdings immer nur für ein paar Stunden.

Wie Goethe es verstand, seiner Marianne zu sagen, dass sie eine wunderschöne Stimme hatte und ein wunderschönes Gesicht ...

*O! dass der Sinnen doch so viele sind!*

O! dass der Sinnen doch so viele sind!  
Verwirrung bringen sie in's Glück herein.  
Wenn ich dich sehe wünsch' ich taub zu seyn,  
Wenn ich dich höre blind.

Auch in der Ferne dir so nah!  
Und unerwartet kommt die Qual.  
Da hör' ich wieder dich einmal,  
Auf einmal bist du wieder da!

Vielleicht kann man besonders an dem zweiten der beiden blockgereimten – also a b b a – Gedichte sehen, dass Liebe manchmal zwar die Lust zu dichten weckt, nicht immer aber die Kunstfertigkeit beflügelt. Aber Goethe wäre nicht Goethe, wenn er das nicht selbst bemerkte. Auch ihm scheint die Erfahrung nicht erspart geblieben zu sein, die viele Liebhaber – ich glaube, in dem Fall handelt es sich um eine vorwiegend männliche Erfahrung – machen mussten: Nämlich einsam und verzweifelt in Liebeskummer an der Theke zu stehen, sich einen Wein nach dem andern einschenken zu lassen

und festzustellen: Es gibt so unglaublich viel zu sagen, dass einem auch abgesehen vom Alkohol, die Zunge stockt und erst recht der Stift, mit dem man vielleicht versucht, seine Klage auf einen Bierdeckel oder die Rückseite eines Rechnungsblocks zu kritzeln.

*Nur zu! geliebter Schenke ...*

Nur zu! geliebter Schenke,  
Den Becher fülle still.  
Ich sage nur: Gedenke!  
Schon weiß man was ich will.

Wie sollt' ich heiter bleiben  
Entfernt von Tag und Licht?  
Nun aber will ich schreiben  
Und trinken mag ich nicht.

Wenn sie mich an sich lockte  
War Rede nicht im Brauch,  
Und wie die Zunge stockte  
So stockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,  
Den Becher fülle still.  
Ich sage nur: Gedenke!  
Schon weiß man was ich will.

## **22. Alkohol der Freund**

Zu dem Gedicht „Wenn ich Dein gedenke ...“ ist eigentlich nicht viel zu sagen, außer dass sowohl das Wort „Schenke“ als auch das arabische Wort „Saki“ für Kneipenwirt oder Kellner steht. Und vielleicht noch, für die wenigen Männer, denen das nie passiert ist, und für Frauen, die es sich nicht vorstellen können: Es kann, wenn man sich von seiner Geliebten eine Abfuhr geholt hat, sehr tröstlich sein, an der Theke zu stehen, sich volllaufen (mit acht bis neun L zu sprechen) zu lassen und abwechselnd ausdrucksvoll zu schweigen und irgendetwas über Zypressen und Salomon von sich zu geben, während das Herz ausschließlich und abgrundtief traurig ist. Deshalb muss das Gedicht auch so gesprochen werden, als wenn man in der Lage dieses jungen Mannes in der Kneipe wäre.

*Wenn ich dein gedenke ...*

Wenn ich dein gedenke,  
Fragt mich gleich der Schenke:  
Herr! Warum so still?  
Da von deinen Lehren  
Immer weiter hören  
Saki gerne will.

Wenn ich mich vergesse  
Unter der Cypresse  
Hält er nichts davon,  
Und im stillen Kreise  
Bin ich doch so weise,  
Klug wie Salomon.

### **23. An vollen Büschelzweigen ...**

Mit dem Gedicht, das mit diesen Wörtern anfängt, spricht der alte Dichter seine junge Geliebte direkt an. Mein Lied, so sagt er, fällt wie eine reife Kastanie vom Baum in Deinen Schoß. Es geht um schöpferische Fruchtbarkeit und Liebe. Das Gedicht hat unendlich viele Kommentare in der germanistischen Forschung ausgelöst, unter anderem deshalb, weil der eine oder andere Gelehrte behauptete, für dieses Gedicht gebe es ein persisches Vorbild, was andere Gelehrte mit dem scheinbar unwiderlegbaren Argument bestritten, das Buch, in dem das betreffende persische Gedicht auf Deutsch zum ersten Mal steht, habe Goethe bei Niederschrift seines Gedichtes im Herbst 1815 nicht kennen können, weil es erst drei Jahre später erschienen sei. Interessant an den gelehrten Kommentaren ist in meinen Augen vor allem, dass sie einen Aspekt des Gedichts so gut wie nie behandeln, obwohl er ziemlich offen zu Tage liegt. Es handelt sich um die unübersehbare, fast übergriffig phallische Prägung der Bildlichkeit in den vier Vierzeilern – ein bißchen hat man das Gefühl, mit dem 66-jährigen Dichter seien die Gäule durchgegangen.

*An vollen Büschelzweigen ...*

An vollen Büschelzweigen,  
Geliebte, sieh' nur hin!  
Laß dir die Früchte zeigen  
Umschalet stachlig grün.

Sie hängen längst geballet,  
Still, unbekannt mit sich,

Ein Ast der schaukelnd waltet  
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen  
Und schwillt der braune Kern,  
Er möchte Luft gewinnen  
Und sah die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder  
Macht er sich freudig los;  
So fallen meine Lieder  
Gehäuft in deinen Schoos.

## 24. Heidelberger Schlosspark

Die Szene ist im Heidelberger Schlosspark. Anscheinend muss es da einen Brunnen mit einem Namen darauf gegeben haben, der Name war in goldenen Buchstaben geschrieben, die man aus Gründen des Wechsels im Ausdruck früher „Chiffren“ nannte. Der Brunnen muss an dem einen Ende eines Wasserkanals gestanden haben, wo irgendwie oberhalb des Betrachters wiederum derselbe Name zu lesen war. Wenn das Ganze doch nicht im Heidelberger Schlosspark war, dann muss dort jedenfalls genug Raum gewesen sein, um sich den Brunnen, den Kanal und den Namen dorthin zu phantasieren. Wenn auch das nicht sein kann, dann war die Szenerie eben doch nicht im Heidelberger Schlosspark sondern in Isfahan oder, in Allahs Namen, es gab die Szenerie überhaupt nirgendwo in Raum und Zeit, sie ist einfach nur erfunden worden, von Goethe oder von Marianne von Willemers, die dann vielleicht aus Gründen des Reims noch eine Zypressenallee dazu erfunden haben; außerdem sind Alleen wegen ihrer Paar-Struktur in Liebesgedichten ohnehin sehr passend, genau wie Reime und Rosen.

*An des lust'gen Brunnens Rand ...*

Suleika:  
An des lust'gen Brunnens Rand  
Der in Wasserfäden spielt  
Wußt ich nicht was fest mich hielt;  
Doch da war von deiner Hand  
Meine Chiffer leis' gezogen,  
Nieder blickt' ich dir gewogen.

Hier am Ende des Canals  
Der gereihten Hauptallee

Blick' ich wieder in die Höh,  
Und da seh' ich abermals  
Meine Lettern fein gezogen.  
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem:

Möge Wasser springend, wallend,  
Die Cypressen dir gestehn:  
Von Suleika zu Suleika  
Ist mein Kommen und mein Gehn.

## 25. Neue Wendung

Die Geschichte vom alten Dichter Goethe, der sich Hatem nennt, und der jungen Frau von Willemer, die sich Suleika nennt, nimmt eine neue Wendung. Nach längerer Zeit der Trennung sehen sie einander wieder. Suleika trägt ihm einige Verse vor, singt wohl etwas, aber sie hat das Gefühl, Hatem sei plötzlich so in sich gekehrt. Was den alten Herrn denn so bedränge und drücke, will sie wissen. Hatem bekennt, dass er eifersüchtig ist. Denn Suleika hat ihn nicht, wie sonst üblich, mit dem Rezitieren und Singen von Versen aus seiner, Hatems Feder begrüßt, sondern neue, ihm fremde Gedichte gewählt, noch dazu besonders schöne. Er argwöhnt, sie könne einen anderen, womöglich jüngeren und sogar in der Dichtkunst überlegenen Freund gefunden haben. Suleika überrascht ihn nun mit dem Bekenntnis, dass die Lieder nicht von einem neuen Verehrer stammen, sondern: Sie selbst hat sie gedichtet.

*Kaum dass ich dich wieder habe ...*

Suleika:

Kaum dass ich dich wieder habe,  
Dich mit Kuss und Liedern labe,  
Bist du still in dich gekehret;  
Was beengt und drückt und störet?

Hatem:

Ach, Suleika, soll ich's sagen?  
Statt zu loben, möcht ich klagen!  
Sangest sonst nur meine Lieder,  
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,  
Doch sie sind nur eingeschoben;

Nicht von Hafis, nicht Nisami,  
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,  
Silb' um Silbe, Klang um Klänge,  
Im Gedächtnis unverloren;  
Diese da sind neugeboren.

Gestern wurden sie gedichtet.  
Sag'! Hast du dich neu verpflichtet?  
Hauchest du so froh-verwegen  
Fremden Atem mir entgegen,

Der dich ebenso belebet,  
Eben so in Liebe schwebet,  
Lockend, ladend zum Vereine,  
So harmonisch als der meine?

Suleika:

War Hatem lange doch entfernt,  
Das Mädchen hatte was gelernt;  
Von ihm war sie so schön gelobt,  
Da hat die Trennung sich erprobt.  
Wohl, dass sie dir nicht fremde scheinen;  
Sie sind Suleika's, sind die deinen!

## 26. Reim und Liebe

Das folgende Gedicht kam erst während der Drucklegung der ersten Fassung des West-Östlichen Divan zustande. Goethe schrieb es am 3. Mai 1818, also fast drei Jahre nach der Trennung von Marianne von Willemer. Den Anlass für das Gedicht bildete ein Buch des Hafis-Übersetzers Joseph von Hammer-Purgstall. Es war im Frühjahr 1818 erschienen und Goethe scheint sich sofort darauf gestürzt zu haben. Der Titel des Buchs lautet: Geschichte der schönen Redekünste Persiens. In der Vorrede schreibt von Hammer-Purgstall:

„Indem der Verfasser die Geschichte der schönen Literatur der Türken, (...) bearbeitete, und die geschichtliche, allen Orientalisten bekannte Wahrheit, dass die türkische Literatur (nur eine Nachahmung arabischer und persischer Meisterwerke) sich aus den Schätzen beider bereichert habe, mit jedem Schritte durch eigene Überzeugung belebt fand, entstand in ihm der sehr natürliche Wunsch, dem Blütengeruche aller orientalischen

Dichtkunst, bis in den Frühlingsgarten derselben, das ist bis zum Ursprung persischer Poesie nachzugehen, und dieselbe in allen ihren Rosen – und Fruchtgärten, Zedern – und Palmenhainen, Laubhütten und Schattengängen zu durchwandern ...“

Sodann finden wir bei der Beschreibung der Lyrik des „1. Zeitraums“ unter dem Titel „Die persische Poesie in ursprünglicher Reinheit ...“ Die folgenden Bemerkungen:

„Als die ältesten Denkmale persischer Poesie führen die Geschichtsschreiber derselben einzelne Verse *Behramgurs*, des großen Fürsten der Sassaniden (das Reich der Sassaniden existierte zwischen dem Ende des Partherreichs und der arabischen Eroberung Persiens, also von 224 bzw. 226 bis zur Schlacht von Nehawend im Jahr 642 beziehungsweise bis zum Tod des letzten Großkönigs Yazdegerd III. im Jahr 651) an, welche der Erste in gebundener Rede gesprochen haben soll. Die Veranlassung hierzu soll Dilarom, seine geliebte Sklavin, gewesen sein, welche aus gleichgestimmter liebender Gesinnung die Rede ihres Kaisers und geliebten mit gleich gemessenen und am Ende gleich tönenden Worten wiederholt habe. So seien die 1. Verse entstanden, doch habe sich das Gebiet der Redekunst nicht über die Grenzen einzelner restlichen erstreckt.“

Die Entsprechung zwischen zwei im Einklang stehenden Seelen einerseits und zwei gleichklingenden Silben passt zu gut ins Buch *Suleika*, als dass Goethe sie nicht hätte auf sein Verhältnis zu Marianne von Willemer beziehen müssen.

*Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden ...*

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden;  
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;  
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,  
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte, warst du mir beschieden,  
Des Reims zu finden holden Lustgebrauch,  
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,  
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Hast mir dies Buch geweckt, du hast's gegeben;  
Denn was ich froh aus vollem Herzen sprach,  
Das klang zurück aus deinem holden Leben,  
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön es fort zu dir, auch aus der Ferne,  
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall:  
Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne?  
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

## 27. Ohne Abschied war es keine Liebe

„Wenn Liebe endet: Der elegante Abschied“ so hieß ein Artikel in der Frauenzeitschrift „ELLE“ vom 10. Februar 2014. Die Verfasserin entwickelt sieben Regeln für das stilvolle *Last Goodbye* und beschreibt vorher das eine und andere typische Szenario, wie es sich beim Ende einer Liebesbeziehung abspielen kann. Wohlgemerkt: *Es* spielt *sich* ab, denn die Beteiligten an solchen Situationen sind meist so überfragt, dass sie selbst nicht spielen können. Sondern nur die Puppen eines uralten und immer neuen Stücks sind, das oft mehr Akte hat als die Beteiligten sich wünschen würden, retardierende Momente, letzte Hoffnungen eingeschlossen, Augenblicke, in denen es den Anschein hat, alles könne doch wieder werden wie einst an jenem frischen Maimorgen ...

Ob es keine Liebe ohne Abschied gebe, wisse er nicht, immerhin bestehe die Möglichkeit des zeitgleich begangenen Doppelselbstmords, aber eines wisse er sicher, dass es nämlich keinen Abschied ohne Liebe gebe, sagte mir ein benachbarter Verhaltenspsychologe. Er meinte damit, dass man einen Abschied gar nicht richtig als solchen wahrnehmen kann, wenn man nicht vorher wenigstens ein bißchen geliebt hat. Und auch das gibt es: Dass man die Liebe erst nach dem Abschied spürt. So ging es Hölderlins Freundin Susette Gontard, die ihren Friedrich erst genau in der Stunde mit aller Konsequenz des Liebeswahns zu begehren begann, als sie ihn soeben aus dem Haus geworfen hatte.

Bei Marianne von Willemer und Wolfgang Goethe war es kein abrupter Bruch, sondern ein von beiden vorhergeahntes, in der für dauerhafte Liebe schwierigen Situation angelegtes Ende: Der Altersunterschied von über dreißig Jahren, die Tatsache, dass sowohl Marianne von Willemer als auch Wolfgang Goethe verheiratet waren und noch dazu die für damalige Verhältnisse weit auseinander liegenden Wohnorte. Sie in Frankfurt, er im Osten, in Thüringen, in Weimar.

*Deinem Blick mich zu bequemen ...*

Deinem Blick mich zu bequemen,  
Deinem Munde, deiner Brust,  
Deine Stimme zu vernehmen  
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, Ach! war sie die letzte,  
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer,  
Jeder Scherz der mich ergetzte  
Wird nun schuldenschwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt  
Uns aufs neue zu vereinen,  
Giebt mir Sonne, Mond und Welt  
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Suleika:  
Was bedeutet die Bewegung?  
Bringt der Ost mir frohe Kunde?  
Seiner Schwingen frische Regung  
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,  
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,  
Treibt zur sichern Rebenlaube  
Der Insecten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,  
Kühlt auch mir die heißen Wangen,  
Küsst die Reben noch im Fliehen,  
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern  
Von dem Freunde tausend Grüße;  
Eh noch diese Hügel düstern  
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!  
Diene Freunden und Betrübten.  
Dort wo hohe Mauern glühen  
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach! die wahre Herzenskunde,  
Liebeshauch, erfrischtes Leben  
Wird mir nur aus seinem Munde,  
Kann mir nur sein Athem geben.

## 28. Ein Gedicht nach dem Geschmack der Gedichtspezialisten

Hier passt alles zusammen. Jambisch-vierhebige Kreuzreime mit abwechselnd weiblicher und männlicher Kadenz: Die Reime lieben sich, obwohl sie überkreuz sind, was ein klarer Hinweis auf ein Beziehungsproblem ist. Bei den Reimendungen ist es ähnlich, wir werden gleich hören, dass sich für Goethe *Griechen* auf *Siegen* reimt, was ebenfalls eine gewisse Tragik signalisiert. Erwähnen will ich noch, dass auf der semantischen Ebene, also was die Bedeutung der Worte betrifft, zwei griechische Götter die Hauptrolle spielen, die ebenfalls eine unglückliche Liebe verbindet oder trennt, je nachdem wie man das sehen möchte. Er ist Pendler, liebt sie aus der Ferne oder von unterwegs, sie chronisch tränenreich, kann ohne Tränen nicht leben, weshalb sie ihn auf Distanz halten muss, beide sind voneinander abhängig: Es handelt sich um den Sonnengott Helios und die Göttin des Regenbogens Iris. Der Sonnengott fährt mit seinem Feuerwagen über den Himmel, Iris sieht ihn und weint und bekommt schöne Augen. Aber wenn Helios zu nahe kommt, geht das Schöne aus ihren Augen weg, ebenso, wenn sie aufhört zu weinen. So ähnlich war es wohl auch mit Goethe und Marianne, jedenfalls aus Goethes Sicht. Und wer von beiden Sonne war und wer Tröpfchen, das ist auch klar. Alles passt zusammen. Alles ist tragisch. Alles ist schön.

### *Hochbild*

Die Sonne, Helios der Griechen,  
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,  
Gewiss das Weltall zu besiegen  
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttinn weinen,  
Die Wolkentochter, Himmelskind,  
Ihr scheint er nur allein zu scheinen,  
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer  
Und häufiger quillt ihr Thränenguss;  
Er sendet Lust in ihre Trauer  
Und jeder Perle Kuss auf Kuss.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten,  
Und unverwandt schaut sie hinauf,  
Die Perlen wollen sich gestalten:  
Denn jede nahm sein Bildnis auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,  
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,  
Entgegen kommt er ihr gezogen,  
Doch er! doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose,  
Weichst du mir Lieblichste davon,  
Und wär' ich Helios der große  
Was nützte mir der Wagenthron?

## 29. Punkt, Punkt, Komma, Strich

Persiflagen von Gedichten können dann besonders witzig sein, wenn sie dasjenige übersteigern, das uns an ihren Vorbildern ohnehin schon unangenehm aufgefallen ist, ohne dass wir es hätten formulieren können. Wir treten einem Gedicht wie einem Priester oder Richter mit Respekt entgegen, können aber das innere Lachen umso weniger unterdrücken, je größer der Widerspruch zwischen dem ernststen Anspruch und der lächerlichen Wirklichkeit ist. Bei moderner Lyrik dürfte der Widerspruch in der Mischung aus Unverständlichkeit, um nicht zu sagen: Sinnarmut, des Textes und Erhabenheit des Auftritts von Autor und Publikum sein, die uns lächerlich vorkommt. Bei älteren Gedichten sind es wohl eher übertriebenes Pathos und Ungeschicklichkeiten des Reimes, wobei die Reimnot gelegentlich das Pathos ins Komische zieht, z. B. wenn der Dichter die Liebe, wie schon von Hafis und der östlichen Lyrik oft geschehen, als „helles Licht“ bezeichnet und dann an der Geliebten reimeshalber ihr „Mondgesicht“ rühmt. Eher ins Ridiküle würden die Gefühle des Lesers wohl auch gelenkt, wenn der in Anbetungsstimmung mehr ent- als begeisterte Dichter, um Licht und Feuer der Liebe zu illustrieren, die Rede auf den zwar gut brennbaren, aber auch massiv stinkenden Phosphor brächte, vor dem, mit Totenkopf geschmückte, Hinweisschilder an Ostseestränden warnen, z. B. so:

„Nach Verschlucken von weißem Phosphor ist der Mund auszuspülen, die Flüssigkeit wieder auszuspucken und sofort bei erhaltenem Bewusstsein reichlich Flüssigkeit (Wasser) zu trinken! Es muss schnellstmöglich ein Arzt gerufen und eine verdünnte Lösung von Kupfer(II)-sulfat in Wasser als Brech- und Neutralisationsmittel verabreicht werden.“

Und nun: Johann Wolfgang von Goethe

*Nachklang*

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter  
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht;  
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,  
Wenn er in düstern Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen,  
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;  
Vermagert bleich sind meine Wangen  
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,  
Du Allerliebstes, du mein Mondgesicht!  
Oh, du mein Phosphor, meine Kerze,  
Du meine Sonne, du mein Licht!

**30. Der Westwind, sagt Suleika zu Hatem, darf feucht, soll aber zugleich milde sein und die Liebesbotschaft ungefähr zweihundert Kilometer weit nach Osten tragen – ein Gedicht von Marianne (Frankfurt) an Wolfgang (Weimar/Thüringen)**

*Ach! um deine feuchten Schwingen ...*

Suleika:  
Ach! um deine feuchten Schwingen,  
West, wie sehr ich dich beneide:  
Denn du kannst ihm Kunde bringen  
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel  
Weckt im Busen stilles Sehnen,  
Blumen, Augen, Wald und Hügel  
Stehn bey deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen  
Kühlt die wunden Augenlieder;  
Ach für Leid müsst' ich vergehen,  
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,  
Spreche sanft zu seinem Herzen;

Doch vermeid' ihn zu betrüben  
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:  
Seine Liebe sey mein Leben,  
Freudiges Gefühl von beyden  
Wird mir seine Nähe geben.

### **31. Eingedenk vergangner Leiden schaudr' ich vor der Gegenwart**

Die Gedichte im letzten Viertel des Buches *Suleika* haben das Thema des Abschieds und der Trennung der Liebenden aufgenommen und das bedeutet nicht, dass die Liebe sofort aufhört, und es bedeutet auch nicht, dass die Gefühlslage nur aus ratloser Traurigkeit besteht. Trennungsschmerz, das scheint Goethe so empfunden zu haben, kann lustvoll sein. Außerdem kann es, solange man liebt, immer zur Wiedervereinigung kommen. Wer – und sei es nur aus der Ferne und heimlich – die Regenbogenpresse verfolgt, der weiß die gar nicht so wenigen Namen der Schauspieler und Fürstinnen, die nach Trennung einander wieder fanden, um bald auseinandergerissen zu werden in die Düsternis der Trennung und sich dann endgültig in den Armen zu liegen und gleichzeitig schon wieder die nächste Krise heraufziehen zu fühlen und so weiter. Was ist da los? Welche Macht ist da am Werk? Das ist das Thema des Gedichts „Wiederfinden“.

Goethe betrachtet die Dinge sehr grundsätzlich. Man kann nicht sagen, dass er mit Adam und Eva anfängt, nein, er setzt viel früher an, zu einem Zeitpunkt als es nur Gott gab und die Welt nur als Möglichkeit an seiner Brust lag. Mit dem großen Wort „Es werde!“ schossen die Elemente ins All, allerdings ohne Ordnung, ohne Bild, ohne Musik, ohne Geist, nur ein roher, stummer, sonnloser Krieg der Materie mit sich selbst. Das missfiel Gott, weil er sich angesichts von so viel Unordnung und Hässlichkeit einsam fühlte, deshalb erschuf Gott die Morgenröte: Mit ihr mischten sich Dunkel und Licht, das Farbspektrum entstand, alle Materie folgte dem Beispiel und die Elemente begannen, sich einander zuzuordnen, so wie sie das Gefühl hatten, zusammen zu gehören. Aber anscheinend muss jedes Zusammenfinden von Körper und Geist durch ein Stadium des Ungeordneten und kann auch vorübergehend wieder aus der Harmonie in die Dissonanz fallen, ehe es dann in dauerhafter Harmonie seine Erfüllung finden kann.

Auch zu diesem – am Tag der Trennung Goethes von Marianne von Willemer – geschriebenen Gedicht hatte Goethe Anregungen aus den Ghazelen des Hafis. Goethe schrieb es am 24. September 1815, wenige Tage, nachdem er Marianne von Willemer nach mehrwöchiger Trennung wieder begegnet war und zugleich wenige Tage vor dem endgültigen Abschied von

Marianne. In diesem Hin und Her zwischen Freude und Leid, Aufbruch, Abbruch und Umbruch sah Goethe den Abdruck einer tieferen Wahrheit über die Welt, in die der Mensch als aktive, schöpferische Kraft hineingestellt ist.

Noch eine letzte Bemerkung: Das Gedicht „Wiederfinden“ ist sehr sehr oft kommentiert worden. Die Germanisten laufen zu Höchstform auf, vor allem auch was die Einkleidung ihrer oft ganz dünnen Aussagen in die prächtigsten fachsprachlichen Fremdwort-Gewänder betrifft. So habe ich beim Studium der Kommentarliteratur das schöne Wort „paronomastischer Intensitätsgenitiv“ (*poi*) kennengelernt. Wer rausfindet, welcher der im Gedicht stehende Genitiv ein *poi* ist, kann sich freuen.

### *Wiederfinden*

Ist es möglich, Stern der Sterne,  
Drück' ich wieder dich ans Herz!  
Ach! was ist die Nacht der Ferne  
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.  
Ja du bist es! meiner Freuden  
Süßer, lieber Widerpart;  
Eingedenk vergangner Leiden  
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde  
Lag an Gottes ew'ger Brust,  
Ordnet' er die erste Stunde  
Mit erhabner Schöpfungslust,  
Und er sprach das Wort: Es werde!  
Da erklang ein schmerzlich Ach!  
Als das All, mit Machtgebärde,  
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht! sich trennte  
Scheu die Finsternis von ihm,  
Und sogleich die Elemente  
Scheidend auseinander fliehn.  
Rasch, in wilden wüsten Träumen,  
Jedes nach der Weite rang,  
Starr, in ungemessnen Räumen,  
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,  
Einsam Gott zum erstenmal!

Da erschuf er Morgenröthe,  
Die erbarmte sich der Quaal;  
Sie entwickelte dem Trüben  
Ein erklingend Farbenspiel  
Und nun konnte wieder lieben  
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben  
Sucht sich was sich angehört,  
Und zu ungemäßigtem Leben  
Ist Gefühl und Blick gekehrt.  
Sey's Ergreifen, sey es Raffén,  
Wenn es nur sich fasst und hält!  
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,  
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln  
Riss es mich an deinen Mund,  
Und die Nacht mit tausend Siegeln  
Kräftigt sternenhell den Bund.  
Beyde sind wir auf der Erde  
Musterhaft in Freud und Quaal  
Und ein zweytes Wort: Es werde!  
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

### **32. Vollmondnacht**

Man kann ein Gedicht mit Genuss lesen, ohne irgendetwas über seinen Bauplan zu wissen. So gut wie man einen griechischen Rindfleisch-Eintopf mit Lust ausschmecken kann, ohne ein einziges der fünfzig *Stifado*-Rezepte zu kennen. Man kann die Gerechtigkeit eines Urteils anerkennen, ohne etwas über das Gesetz zu wissen, nach dem es gefällt wurde, und ohne die Regeln studiert zu haben, nach denen Urteile geschrieben werden. Das macht die Regeln der Reimkunst, der Kochkunst und der Urteilsschöpfung nicht überflüssig und heißt auch nicht, dass es gutes menschliches Leben ohne Regeln gibt. Wenn hier also wenig von Formfragen der persischen und der deutschen Lyrik die Rede ist, dann nicht aus Missachtung von Reim und Rhythmus, Wortspiel und Zeilenbruch sondern deshalb, weil der Verfasser sich nicht gut auskennt in diesen Winkeln des literaturwissenschaftlichen Instrumentenschranks. Freude an den Schönheiten des West-Östlichen Divan hat er aber wohl und möchte etwas davon teilen mit Lesern, die aus irgendwelchen Gründen in eine der tausend malerischen Buchten geraten, aus denen der fremde und verlockende Küstenstrich der Lyrik besteht, den

Goethe mit vieler Hilfe anderer im West-Östlichen Divan geschaffen hat. Ich sage das an dieser Stelle, weil mir das Gedicht „Vollmondnacht“ ein besonders raffiniert konstruiertes und im Leseindruck so unglaublich leichtes Gebilde zu sein scheint. Es geht um fast gar nichts, außer darum, dass eine Frau in einer Vollmondnacht vor sich hin flüstert, die Lippen leise öffnend und schließend, und die Dienerin der Frau wissen möchte, was denn das Ziel dieses Gelispels sein möchte. Alles Weitere erklärt sich von selbst, außer vielleicht, dass mit Karfunkel ein lippenroter Edelstein gemeint ist und dass der Ausdruck „Mundgeschwister“ ein wohl von Goethe erfundenes Wort für „Lippen“ ist.

### *Vollmondnacht*

Herrinn! sag was heißt das Flüstern?  
Was bewegt dir leis' die Lippen?  
Lispelst immer vor dich hin,  
Lieblicher als Weines Nippen!  
Denkst du deinen Mundgeschwistern  
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel  
Glühen blühend alle Zweige,  
Nieder spielet Stern auf Stern,  
Und, smaragden, durchs Gesträuche  
Tausendfältiger Karfunkel;  
Doch dein Geist ist allem fern.

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet  
Gleicherweis im Sauer süßen,  
Fühlt ein unglücksel'ges Glück.  
Euch im Vollmond zu begrüßen  
Habt ihr heilig angelobet,  
Dieses ist der Augenblick.

Ich will küssen! Küssen! sag' ich.

Zu diesem Gedicht mag Goethe angeregt worden sein durch ein Gedicht seines Bruders Hafis (Hafis, Gedichte, übersetzt von Joseph von Hammer-Purgstall, Erster Band, Seite 233,234), das folgendermaßen lautet:

Deine Liebe ist kein Schwindel,  
Welcher aus dem Kopfe gehet;  
Deine Freundschaft ist kein Zufall,  
Der sich nach den Orten richtet.  
Deine Liebe wohnt im Innern,  
Deine Freundschaft in dem Herzen,  
Mit der Milch ward sie gesogen,  
Mit dem Geist wird sie entfliehen.  
Deine Liebe ist ein Übel,  
Das bei allen Arzeneien,  
Derenthalb du dich bemühest,  
Täglich immer sich verschlimmert.  
Wollt ich meiner Augen Tränen  
In den kleinen Fluss ausgießen,  
Irak wird im Augenblicke  
Durch und durch gewässert werden.  
Gestern sah ich in den Locken  
Meines liebsten Bildes Wangen,  
Sie umgaben's wie die Wolken,  
Die den vollen Mond umfängen.  
Ich will küssen, küssen, sprach ich,  
Sie entgegnete: oh lass es,  
Bis der Vollmond aus dem Zeichen  
Dieses Scorpions gegangen.  
Trinkest du auf die Rubinen  
Ihre Lippen die Gesundheit,  
Schau, Hafis, dass Nebenbuhler,  
Zu der Nachricht nicht gelangen.

**33. „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres an sich.“**

Ein merkwürdiger Satz, den Goethe in jungen Jahren schrieb und über den nicht nur Freunde der Lyrik – wie Goethe – sondern auch die Praktiker des Rechts – ebenfalls wie Goethe – immer wieder nachdenken müssen. Denn natürlich gibt es kein Recht ohne Form, im Gegenteil, das Recht ist die Form, die wir dem Leben geben müssen, damit wir es überhaupt in Gemeinschaft „führen“ können. Aber wir wollen das Leben nicht nur führen, wir wollen es vor allem fühlen können, die Sehnsucht nach Liebe und Gerechtigkeit ist uns eingeboren und überhaupt: Lieber soll das Leben ein verworrenes Stück sein als ein kaltes, auch wieder Goethe. Und da sind wir bei

dem Gedicht „Geheimschrift“. Es ist nicht leicht zu verstehen, sagen manche und haben nicht ganz recht. Denn das Gedicht ist überhaupt nicht ganz zu verstehen, genau das ist sein Inhalt. Es ist ja in Geheimschrift geschrieben, es ist verschlüsselt. Entweder körperlich verschlüsselt, indem vielleicht unter der mit bloßem Auge erkennbaren Schrift noch eine andere Schrift liegt, die nur bei Anwendung besonderer Mittel hervortritt. Oder die Wörter haben einen Nebensinn oder einen ganz anderen Sinn als den, den sie zu haben scheinen. Und so ist es wohl hier gedacht: Zwischen Marianne von Willemer und Goethe gab es ein Spiel. In den Briefen, die sie wechselten, verwendeten sie scheinbar zusammenhanglose Zeilen, deren Sinn sich nur erschloss, wenn man wusste, dass sie aus bestimmten Hafis-Gedichten stammten, in denen sie dann den – nur für die Liebenden verständlichen – Sinn einer Liebeserklärung oder einer erotischen Anspielung hatten.

### *Geheimschrift*

Laßt euch, o Diplomaten!  
Recht angelegen seyn,  
Und eure Potentaten  
Berathet rein und fein.  
Geheimer Chiffren Sendung  
Beschäftige die Welt,  
Bis endlich jede Wendung  
Sich selbst in's Gleiche stellt.

Mir von der Herrinn süße  
Die Chiffer ist zur Hand,  
Woran ich schon genieße,  
Weil sie die Kunst erfand.  
Es ist die Liebesfülle  
Im lieblichsten Revier,  
Der holde, treue Wille  
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüten  
Ist es ein bunter Strauß,  
Von englischen Gemüthen  
Ein vollbewohntes Haus;  
Von buntesten Gefiedern  
Der Himmel übersä't,  
Ein klingend Meer von Liedern  
Geruchvoll überweht.

Ist unbedingten Strebens  
Geheime Doppelschrift,  
Die in das Mark des Lebens  
Wie Pfeil um Pfeile trifft.  
Was ich euch offenbaret  
War längst ein frommer Brauch,  
Und wenn ihr es gewahret,  
So schweigt und nutzt es auch.

Wir müssen die Formen der Sprache gebrauchen, auch wenn damit die Wahrheit nie ganz getroffen wird. Die Wahrheit können wir nur sagen, wenn wir uns zumindest ein kleines bißchen mißverständlich ausdrücken. Mündlich tun wir das ohnehin, weil Gestik, Mimik und Intonation den Worten einen Sinnüberschuss mitteilen.

### 34. Spiegel

Goethe war ein besonders kompletter Mensch. Es gibt wenig gute und wenige schlechte Eigenschaften, die man ihm nicht nachsagen könnte. Am Ende hatte er sogar ein Herz für kleine Hunde, die er eigentlich gar nicht mochte. Vielleicht ist Komplettheit nur der Eindruck, der sich notwendigerweise geltend macht, wenn jemand sehr lange lebt und das Leben besonders gut dokumentiert ist. Es kann aber auch sein, dass es mit dieser Komplettheit mehr auf sich hat, indem nämlich Goethe, so scheint es, ein gutes Verhältnis zu sich selber hatte, mit anderen Worten, er war eitel und das fand er ganz in Ordnung. Eine solche Eitelkeit kann ein guter Schutz sein vor unberechtigter und berechtigter Kritik. Für einen Künstler ist sie ganz wichtig, denn im Bereich der Kunst lässt sich über die Berechtigung von Kritik immer streiten. Zu viele Selbstzweifel nagen wie ein fetter weißer Wurm an dem Überschwang, den es braucht um schöpferisch zu sein. Zu Goethes Eitelkeit passt, dass er sich gern im Spiegel sah. Zur Eitelkeit passt auch, dass er Orden mochte. Ich zitiere aus dem Buch „101 Fragen zu Goethe“ von Gero von Wilpert:

„Empfang Goethe wie jeder bessere Staatsmann doch mehr Orden, als er tragen konnte, (...) Goethe ging wohl davon aus, ein großer Ordensstern sei besser als viele kleine, und wählte seine Dekoration je nach den Umständen entsprechend seinen kosmopolitischen Allüren und nicht immer zum Beifall seiner Gäste, denen er gefallen oder missfallen wollte. ...

Die einzelnen Verleihungen: 14.10.1808 Ritterkreuz des kaiserlichen Ordens der französischen Ehrenlegion auf Weisung Napoleons; tags darauf 15.10.1808 kaiserlich russischer Orden 1. Klasse der heiligen Anna; 1.8.1815: Kommandeur Kreuz des österreichisch kaiserlichen Leopoldor-

dens; 30.1.1816: Kreuz des Großherzoglichen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken; 27.9.1818: goldenes Kreuz der französischen Ehrenlegion; 28.8.1827: Kreuz des Zivilverdienstordens der Bayerischen Krone.“

So viel zu den Orden – und noch etwas zu den Spiegeln. Wir denken uns, der alte Dichter war auf Brautschau, kommt nach Hause, sieht sich im Spiegel, gefällt sich auch deshalb besonders, weil er, phantasiebegabt und verliebt, sein Mädchen neben sich sieht. Und denkt darüber nach, dass Gedichte und Lieder eigentlich auch Spiegel sind, in denen Liebende sich tummeln, und in denen im Hintergrund die ganze Welt aufleuchtet wie in dem Spiegel, den Alexander der Große mit sich geführt haben soll, und in dem er angeblich die einst zu erobernden Städte und Länder habe sehen können.

### *Abglanz*

Ein Spiegel er ist mir geworden,  
Ich sehe so gerne hinein,  
Als hänge des Kaysers Orden  
An mir mit Doppelschein;  
Nicht etwa selbstgefällig  
Such' ich mich überall;  
Ich bin so gerne gesellig  
Und das ist hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel stehe,  
Im stillen Wittwerhaus,  
Gleich guckt, eh' ich mich versehe,  
Das Liebchen mit heraus.  
Schnell kehr' ich mich um, und wieder  
Verschwand sie die ich sah,  
Dann blick ich in meine Lieder,  
Gleich ist sie wieder da.

Die schreib' ich immer schöner  
Und mehr nach meinem Sinn,  
Trotz Krittler und Verhöhner,  
Zu täglichem Gewinn.  
Ihr Bild in reichen Schranken  
Verherrlichtet sich nur,  
In goldnen Rosenranken  
Und Rähmchen von Lasur.

In einer späteren Version des West-Östlichen Divan ist an dieser Stelle ein weiteres Spiegel-Gedicht eingefügt:

*Laß den Weltenspiegel Alexandern ...*

Laß den Weltenspiegel Alexandern;  
Denn was zeigt er? – Da und dort  
Stille Völker, die er mit den andern  
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

Du! nicht weiter, nicht zu Fremden strebe!  
Singe mir, die du dir eigen sangst.  
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,  
Denke, daß du mich bezwangst!

### 35. Frau an Lied

Bei Gedichten ist es zum besseren Verständnis manchmal günstig, sich die Sprechsituation der Person deutlich zu machen, die in dem Gedicht als „Ich“ auftritt. Manche Gedichte sprechen zu einem menschlichen oder auch göttlichen „Du“ (*O komm, o komm, Emanuel, Mach frei Dein armes Israel!*) oder, wie bei Gottfried Benn ganz gerne, zu seinem „Sie“ (*Meinen Sie, Zürich zum Beispiel sei eine tiefere Stadt, / wo man Wunder und Weihen immer als Inhalt hat?*). Man kann auch „An den Mond“ poetische Gedichte schreiben, vielleicht kann sogar der *Mond* dem dichtenden *Spiegel* antworten, es gibt Fälle, in denen ein Dichter „An mein Buch“ schreibt (Horaz, Briefe I, 20. Brief). Seltener ist, soweit ich weiß, dass sich ein menschliches Ich an das Gedicht eines anderen Menschen wendet. Genau dies geschieht in dem Gedicht „Wie! Mit innigstem Behagen...“ im Buch *Suleika* des West-Östlichen Divan. Hier spricht die junge Frau nicht den alten Dichter an, sondern dessen Gedicht. Nebenbei gesagt, liegt natürlich in so umständlich-schön verschobenen Sprechsituationen und lyrischem Rollenspiel auch ein Element in dem – mit sprachlichen Mitteln – ausgeführten Balztanz, den der Austausch poetischer Zärtlichkeiten bedeutet.

In dem Gedicht des alten Herrn ging es um einen Spiegel, in den der Herr schaut und dabei die junge Frau sieht, wohl, weil er sie so fest ins Herz geschlossen hat, dass sie für sein liebendes Auge Teil seiner selbst wurde – jedenfalls aber seiner Gedichte, die ebenfalls als Spiegel angesehen werden können. Und nun antwortet Marianne von Willemer alias *Suleika*:

*Wie! Mit innigstem Behagen ...*

Suleika:  
Wie! Mit innigstem Behagen,

Lied, empfind' ich deinen Sinn!  
Liebevoll, du scheinst zu sagen:  
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß Er ewig mein gedenket,  
Seiner Liebe Seligkeit  
Immerdar der Fernen schenket,  
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja! mein Herz, es ist der Spiegel,  
Freund! worinn du dich erblickt,  
Diese Brust, wo deine Siegel  
Kuss auf Kuss hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit  
Fesselt mich in Sympathie!  
Rein verkörpert Liebesklarheit,  
Im Gewand der Poesie.

Wir wundern uns natürlich nicht, dass auch in den Gedichten des Hafis eine reiche Spiegelmetaphorik die Poesie mit vielfach gebrochenem Licht erhellt und verzaubert, hier ein kleines Beispiel, in dem der Spiegel genau in der Mitte angebracht ist (Hafis, übersetzt von Hammer-Purgstall, Bd. II, Seite 34):

O komm! Mein wundes Herz, erlang die Kräfte wieder,  
oh komm! Den toten Leib beseele Leben wieder  
Oh komm! Die Trennung hat das Herz so fest verschlossen  
Das nur dein Hochgenuss es kann eröffnen wieder.  
Das Mohrenheer des Grams, dass mich in Blut versenkte  
Schlug nun die weiße Schar von deinen Wangen wieder.  
Ich halte was ich will vor meines Herzens Spiegel  
So strahlend er mir nichts als deine Schönheit wieder.  
Das alte Sprichwort sagt: dass Nächte schwanger sind.  
Die Sterne zähl ich nun, zu sehen was sie gebären.  
Oh komm! Die Nachtigall von dem Gemüt Hafisens  
kommt auf den Duft der Rosen des Genusses wieder.

### **36. Die rosarote Brille**

„Mein letzter Wille: Ein Mann mit Brille“ – den Satz muss ich irgendwann mit 14 oder 15 Jahren von einem gleichaltrigen Mädchen gehört haben. Wahrscheinlich bin ich ziemlich rosarot geworden, denn ich schämte mich,

weil ich eine Brille trug und natürlich möchte kein Mann der letzte Wille einer Frau sein, sondern, wenn schon, der erste Wille.

Umgangssprachlich schauen wir durch die rosarote Brille, wenn wir euphorisch sind, überglücklich und deshalb die Welt besser sehen als sie ist. Traditionell stehen schöpferische Menschen im Verdacht, in irgendeiner Weise einen engeren Bezug zu großen Gefühlen zu haben. Sie sind sensibler, denkt man, leichter entflammbar als andere.

*Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen ...*

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,  
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter,  
Auf bunten, hellen oder silbergrauen  
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.  
Heut ist mir alles herrlich, wenn's nur bliebe,  
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Wir sind im West-Östlichen Divan immer auch in einer symbolischen Welt. In dieser symbolischen Welt ist alles aufeinander bezogen. West und Ost kann auch für Frau und Mann stehen, ein Rubinsteine für den Mund und umgekehrt. Und, auch wenn es lustig klingt, die Brille (das Augenglas) kann einen Aspekt der Liebe versinnbildlichen. Dass Goethe der Brille eine so schöne Rolle im Liebespiel zuweist, ist eigentlich erstaunlich. Denn, ich zitiere aus den Aufzeichnungen Eckermanns über seine Gespräche mit Goethe vom 5. April 1830:

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein,“ sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen – und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus – und das ist noch schlimmer.““

### 37. Ghasel

Im katholischen Westen Europas ist die „Echternacher Springprozession“ bekannt. Diese besondere Form eines religiösen Umzugs lockt an jedem Dienstag nach Pfingsten zehntausende Pilger in das Eifelstädtchen Echternach. Die Pilger ziehen in einer Art Tanzreigen stundenlang durch die Stadt in Gruppen von je 50 oder 100 und zwischen „Springgruppen“, die nicht wirklich springen, sondern allenfalls etwas hüpfen, ziehen Blaskapellen mit. Jede Blaskapelle spielt dieselbe, sehr eingängige und schöne kurze Melodie, das Musikstück dauert vielleicht zwei, drei Minuten, dann schweigt die Kapelle und die nächste Kapelle beginnt dasselbe Lied zu spielen. Am Straßenrand stehen die Menschen in dichten Reihen, es wird Limonade und Eis verkauft, auch Bier und die unendliche Wiederholung immer desselben Musikstücks und das tänzerische Sichwiegen im Rhythmus der Musik über Stunden und Stunden – meist bei warmen und sonnigen Temperaturen – das alles versetzt die Teilnehmer der Prozession ebenso wie den Zuschauer in einen Zustand glückseliger Trance, jedenfalls wenn er sich den Eindrücken ein kleines bißchen öffnet.

Auf der Magie der Wiederholung beruht der Reiz der Echternacher Springprozession, die ja zu Lob und Ehren Gottes durch die Stadt zieht – ebenfalls auf der Magie der Wiederholung beruht der Reiz von Dichtung in gebundener Sprache und ganz besonders der Reiz des Ghasels. Ich zitiere aus einer beliebig ausgewählten Internet-Quelle:

„Gedichtform Ghasel

(arab. = Gesponnenes): bedeutsame orientalische Gedichtform, die sich inhaltlich – wohl ursprünglich vom erotischen Stoff ausgehend (ghazila d.m.a.: verliebte Reden führen) – den beschaulichen Lebensseiten zuwendet: Lobpreis des Weines, der Freundschaft u. a.

In Hinblick auf die Form – im Persischen z. T. hochkomplex – gilt: Die Länge ist nicht vorgeschrieben; das Versmaß ist oft, aber durchaus nicht immer (s. u.) – ein jambischer Vierheber; das Reimwort des Paarreims wird in den folgenden geraden Verszeilen wieder aufgegriffen: aa ba ca da ea ... usw. a. – Von dieser Reimhäufung geht eine sprachmagische Wirkung aus.“

Das Wiederholungsprinzip reicht gewiss weit über Musik und Reimdichtung hinaus. Wir finden es in der Natur im Kreislauf des Jahres, im Umlauf der Sterne, in den Gezeiten, in den endlosen Strängen der DNA, im gesellschaftlichen Leben bei Zeremonien und Ritualen, natürlich auch in der Form einer krankheitswertigen Erscheinung bei Sucht und Eifersucht. Wir dürfen ziemlich sicher sein, dass Goethe, vielleicht auch Marianne von

Willemer, abgesehen von den erst später entdeckten DNA-Strängen, ein stark ausgeprägtes Bewusstsein hatte für die Korrespondenzen zwischen ästhetischen Prinzipien und solchen der Natur, der Anthropologie usw.. Und wir gehen auf keinen Fall zu weit, wenn wir den Blick noch etwas weiten: Hin auf die Gottesvorstellung Goethes, die auf eine Variante des Pantheismus hinauslief, was wiederum sehr gut zu dem im Islam verbreiteten Satz passt: Allah hat 1000 Namen.

*In tausend Formen magst du dich verstecken ...*

In tausend Formen magst du dich verstecken,  
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich,  
Du magst mit Zauberschleyern dich bedecken,  
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypresse reinstem, jungen Streben,  
Allschöngewaschne, gleich erkenn' ich dich,  
In des Canales reinem Wellenleben,  
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,  
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich.  
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,  
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblühten Schleyers Wiesenteppich,  
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich.  
Und greift umher ein tausendarmger Eppich,  
O! Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,  
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,  
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,  
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerem Sinn, mit innerm kenne,  
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.  
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,  
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

## 9. Neuntes Buch – Saki Nameh – Schenkenbuch

Eine Schenke ist eine Kneipe. Deshalb heißt der Kneipenwirt Schenk und der Kellner ebenfalls. Eigentlich ist das alles, was man zum Verständnis des Wortes „Schenkenbuch“ wissen muss.

### 1. Der Winkel in der Schenke ist das eigentliche Vaterland

„Der Winkel in der Schenke ist das eigentliche Vaterland“ – Dieser Satz des persischen und muslimischen Dichters Hafis könnte das Motto des „Saki Nameh“ – also des Schenkenbuchs in Goethes West-Östlichem Divan sein. Es geht um das Kneipenleben, es geht um Alkohol, vor allem um Rotwein, und es geht auch um die Erhitzungen und Lockerungen, die der Trinker an sich selbst erlebt, die Erhitzungen und Lockerungen der Zunge, die freieren erotischen Empfindungen zum Beispiel. Auch die logischen Zusammenhänge der Gedanken und Erinnerungen ändern sich beim Wein. Sie lösen sich nicht auf, aber die gedankliche Verknüpfung als die Schnur, die von Gedanke zu Gedanke, von Zeile zu Zeile, von Satz zu Satz, von Wort zu Wort führt, ist nicht straff gespannt, sie hängt in gewisser Weise durch, schlenkert etwas im Wind und kann sich jederzeit verheddern oder auch ganz reißen. Das merkt man beim Reden, das merkt man auch beim Schreiben unter Alkohol oder spätestens beim Lesen des unter Alkohol Geschriebenen. Nicht nur die logischen Verbindungen zwischen Gedanken ändern sich, auch das Verhältnis des denkenden Trinkers zu seinen Gedanken wird distanzierter, der Weg des Denkens verändert sich, wird plötzlich abschüssig, dann folgen goldene rettende Einfälle in Fülle, man sieht die Lösung aller Probleme vor sich, zum Greifen nah, in meinem Fall gleicht sie meist einer auf einem Berg stehenden, hellerleuchtenden, von innen golden leuchtenden Kirche. Langjährig hart erarbeitete eigene Denkgewohnheiten können mir plötzlich fremd vorkommen und auch der Tonfall, in dem man sich in der Kneipe unterhält, mit Freunden, mit Fremden, mit dem Kneipenwirt, gegebenenfalls auch mit sich selbst oder gar mit Abwesenden, – dieser Tonfall färbt auch auf das ab, was man in der Schenke oder beim Schreiben über die Schenke zu Papier bringt.

*Ja, in der Schenke hab' ich auch gegessen ...*

Ja, in der Schenke hab' ich auch gegessen,  
Mir ward wie andern zugemessen,  
Sie schwatzten, schrien, händelten von heut,  
So froh und traurig wie's der Tag gebeut;  
Ich aber saß, im Innersten erfreut,  
An meine Liebste dacht' ich – wie sie liebt?

Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!  
Ich liebe sie wie es ein Busen giebt  
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt.  
Wo war das Pergament, der Griffel wo?  
Die alles faßten! – doch so wars! ja so!

## 2. Meinen Wein trink ich allein

*Sitz' ich allein ...*

Sitz' ich allein,  
Wo kann ich besser seyn?  
Meinen Wein  
Trink' ich allein,  
Niemand setzt mir Schranken,  
Ich hab' so meine eigne Gedanken.

Wie ich dem Divan-Kommentar des nicht hoch genug zu preisenden, und nur der besten Rotweine würdigen, gleich Lessing in Kamenz/Sachsen geborenen Hendrik Birus entnehme, konnte sich Goethe in Sachen Trinkergedichte bestens verlassen auf Hafis. In dessen zum Lob seines Mäzens geschriebenen Ghaseel „*Halia maslahati...*“ lauten die ersten Zeilen wie folgt:

„Was mir am dienlichsten scheint bei diesen gefährlichen Zeiten,  
Ist, in das Wirtshaus zu ziehen, lustiger Dinge zu sein.  
Keinen Freund verlange ich mir dort, als das Buch und die Flasche,  
Dass ich vergesse der List, dass ich vergesse des Betrugs.  
Mit dem Glas in der Hand, bin ich dort ferner von Heuchlern,  
Rein bewahre ich mein Herz in dem Getümmel der Welt,  
Selbst mit bekleckerten Kleid hab ich noch mit Gutem geprahlet,  
Aber ich stehe dafür Schenken und Trinkern zum Spott. ...“

## 3. Muley ist ein arabischer Name – Gedichte gibt es, die werden von Dieben beim Wein geschrieben

So weit bracht' es Muley, der Dieb,  
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

## 4. Ob der Koran von Ewigkeit sei?

Es ist ein Streit unter den Koranglehrten, ob der Koran von Gott (Allah) geschaffen oder ob der Koran überhaupt nicht geschaffen wurde, sondern von Ewigkeit her schon existierte. Natürlich kann kein Mensch einen sol-

chen Streit entscheiden, was aber ebenso wenig irgendeinen Menschen daran hindern kann darüber nachzudenken, zu einem Ergebnis zu kommen und für die Richtigkeit des Ergebnisses in einen heiligen Krieg zu ziehen. Der Trinker, sei es auch nur aus Genussucht oder Denkfaulheit oder alkoholbedingter Denkhemmung, steht dem Streit über unlösbare Probleme entspannt gegenüber und trägt kein Bedenken, seine religiösen Glaubenspflichten auch dann zu erfüllen, wenn die Glaubensinhalte ihm nicht einleuchten. Es ist eine tiefe Weisheit darin, Irrlehren zu akzeptieren, wenn sie von sehr weit oben kommen.

*Ob der Koran von Ewigkeit sey?*

Ob der Koran von Ewigkeit sey?

Darnach frag' ich nicht!

Ob der Koran geschaffen sey?

Das weiß ich nicht!

Daß er das Buch der Bücher sey

Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.

Daß aber der Wein von Ewigkeit sey

Daran zweiff' ich nicht.

Oder daß er vor den Engeln geschaffen sey

Ist vielleicht auch kein Gedicht.

Der Trinkende, wie es auch immer sey,

Blickt Gott frischer ins Angesicht.

## **5. Jugend, Alter, Alkohol**

Das folgende Gedicht schrieb Goethe mit 65 Jahren. Vielleicht hätte Goethe anders über Jugend, Alter, Alkohol geschrieben, wenn er jünger gewesen wäre. Junge Menschen, meint er, brauchen nicht zu trinken, um verrückt zu werden. Sie sind es schon aufgrund ihrer Jugend. Die Alten dagegen brauchen die Hilfe eines guten Tropfens, wenn sie den schönen Zustand des Übermuts erleben möchten. Man kann das auch im Sinne der von Platon entwickelten Philosophie des Weines deuten: Fangt mit dem Trinken möglichst spät an (Platon dachte an die Zeit ab dem 40. Lebensjahr), damit Ihr keinen zu großen Missbrauch treibt. Dass Goethe diese platonische Enthaltensregel im Grund genommen positiv wendet, indem er nämlich das Ziel des Trinkens, also die Entriegelung der Gefühle, als einen erstrebenswerten Glückszustand anpreist, macht ihn mir sehr sympathisch. Nur jemand, der an die ganze Welt als die Schatztruhe des Guten glaubt, aus der wir uns bedienen sollen, kann so menschenfreundliche Ratschläge erteilen.

*Trunken müssen wir alle seyn!*

Trunken müssen wir alle seyn!  
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;  
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,  
So ist es wundervolle Tugend.  
Für Sorgen sorgt das liebe Leben  
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

**6. Wenn Weintrinken Sünde ist, aber die Sünde doch begangen werden muss, dann sollst Du ihr auf keinen Fall eine weitere Sünde hinzufügen, indem Du schlechten Wein nimmst.**

*Da wird nicht mehr nachgefragt!*

Da wird nicht mehr nachgefragt!  
Wein ist ernstlich untersagt.  
Soll denn doch getrunken seyn,  
Trinke nur vom besten Wein:  
Doppelt wärest du ein Ketzer  
In Verdammniß um den Krätzer.

**7. Die Welt ist voller guter Ratschläge und der Wein hilft, sie auf den Kopf zu stellen – Goethe ist nichts für Menschen mit moralischen Grundsätzen**

*So lang' man nüchtern ist ...*

So lang' man nüchtern ist  
Gefällt das Schlechte,  
Wie man getrunken hat  
Weiß man das Rechte,  
Nur ist das Uebermaaß  
Auch gleich zu handlen;  
Hafis! o lehre mich  
Wie du's verstanden.

Denn meine Meinung ist  
Nicht übertrieben:  
Wenn man nicht trinken kann  
Soll man nicht lieben;  
Doch sollt ihr Trinker euch  
Nicht besser dünken,

Wenn man nicht lieben kann  
Soll man nicht trinken.

## **8. Wie schlechte Laune zustande kommt und konserviert werden kann**

Der Körper ist ein Gefängnis. Die Seele ist ein Schmetterling, der aus einem unergründlichen Zufall in dem Gefängnis gelandet ist. Da flattert er hin und her und weiß nicht hinauszukommen. Deshalb ist der Mensch unglücklich. Sogar seine Geliebte bekommt das als schlechte Laune zu spüren. Er betrinkt sich, schüttet Wein in sich rein, aber das macht der Seele das Leben noch schwerer. Das Ungeheuerliche geschieht: Der Schmetterling nimmt sich ein Herz und zerdeppert die Flaschen. Bildlich kann man sich das schwer vorstellen: Dass ein Schmetterling Weinflaschen zerwirft.

*Warum du nur oft so unhold bist?*

Suleika.

Warum du nur oft so unhold bist?

Hatem.

Du weißt daß der Leib ein Kerker ist,  
Die Seele hat man hinein betrogen,  
Da hat sie nicht freye Ellebogen.  
Will sie sich da- und dorthin retten:  
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten,  
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,  
Deßhalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,  
Warum nur der Kerker so durstig ist?  
Seele befindet sich wohl darinnen  
Und bliebe gern vergnügt bey Sinnen;  
Nun aber soll eine Flasche Wein  
Frisch eine nach der andern herein.  
Seele will's nicht länger tragen,  
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

## **9. Vier Hafis-Gedichte**

Der persische Dichter Hafis (geb. 1315 in Schiras, gest. ebenda um 1390), dessen Gedichte Goethe als Vorbild für den West-Östlichen Divan dienten, schrieb sehr freie Gedichte über Trunkenheit und Erotik. Die Lust, die er

besang, war Lust von Frauen auf Männer und Männern auf Frauen und Männern auf Knaben und von jedem für sich und allen zusammen auf Rausch und Jugend und Schönheit. Knaben waren vor allem als Mund-schenken (wie Ganymed bei Zeus) beliebt. Die Lockerung der Triebe war umfassend.

*Nähme mein Herz in die Hand*

Nähme mein Herz in die Hand der schöne Knabe aus Schiras,  
Gäb ich fürs Maal Samarkand und Buchara.  
Reiche mir, Schenke, den Wein, im Himmel suchst du vergebens  
Roknabad's Blumengestad und Mosella's.  
Wehe! Die Schelmen mit schwarzem Aug und süßer Gebärde  
rauben dem Herz die Geduld, wie die Türken.

(Hafis, Hammer-Purgstall, I, Seite 13)

*Komm oh Weiser*

Komm oh Weiser und schau hinein in den Spiegel des Bechers,  
Schaue die Lust des purpurnen Weines!  
Frag um verborgenen Sinn die Eingeweihten des Bechers,  
weil auch hie von die Frömmsten nichts ahnen.  
Keiner hat erjagt den Simurg, den Vogel vom Anfang der Welt, o zieh Garne  
zusammen,  
denn es schwillt nur vom Winde das Netz auf.  
Auf! Genieße die Zeit, und gedenke: dem Vater der Menschen  
blieb in Elysiums Fluren der Trunk nicht.  
Leere der Becher ein Paar, beim Feste des Lebens und fort dann!  
Geiz nicht hienieden nach stetem Genusse.  
Hin ist die Jugend! Oh Herz, und keine Blume gepflückt,  
nach Namen und Tugend strebt nun im Alter:  
Ostwind höre! Hafis ist ein treuer Jünger des Bechers  
Geh und grüß mir den Herrn vom Weinhaus.

(Hammer-Purgstall, I, Seite 7)

*Wo ist, was recht und gut ist, wo?*

Wo ist, was recht und gut ist, wo?  
Wo ich Betrunkener, wo?  
Ha! Welch ein Unterschied ist nicht  
Im Weg von wo zu wo!

Wie reimt sich die Trunkenheit  
Mit der Schamhaftigkeit?  
Wo ist das Wort des Predigers,  
Schalmei'ngetöne wo?  
Die Zelle und das Gleisnerkleid  
Verließ schon längst mein Herz;  
Wo ist der wackere alte Wirt  
Und reiner Nektar, wo?  
Ach! Des Genusses Tag ist hin,  
Gesegnet sei er mir!  
Wo ist die süße Schmeichelei  
Des Liebchens Zürnen, wo?  
Ach! Was versteht vom Angesicht  
Des Freundes, des Feindes Herz!  
Wo ist ein ausgelöschtes Licht,  
Und Sonnenschimmer, wo?  
Weil deiner Türe Schwellenstaub  
Des Auges Schminke wird,  
so sage, wo ich bleiben soll  
Vor dieser Türe, wo?  
Betrachte nicht ihr Apfelkinn!  
Im Wege liegt ein Brunn,  
Wohin mit dieser Last mein Herz?  
Wo wirst du halten, wo?  
Oh Freundin, fordere von Hafis,  
oh fordere nicht Geduld.  
Was ist Geduld, Beständigkeit?  
Wer kennt den Schlaf, und wo?

(Hammer-Purgstall, I, Seite 21,22)

*Mit zerwühlten Locken ...*

Mit zerwühlten Locken,  
Mit lächelndem Mund und trunken;  
Mit zerrissnem Hemde,  
Das Glas in den Händen, und singend,

Mit aufrührerischen  
Narzissen und zaubernden Lippen  
Kam zu meinem Bette  
Um Mitternacht meine Geliebte.

Hielt ihr liebes Köpfchen  
Geschmeidig zum Ohre mir hin, und  
Sprach mit leiser Stimme:  
Mein alter Verehrer du schläfst noch?

Wenn der Weise, welchem  
Ein ähnlicher Schlaftrunk gereicht wird,  
Nicht den Wein anbetet,  
So ist er ungläubig der Liebe.

Geh, o frommer Klausner  
Und spotte der Trinker mit nichten,  
Denn am Tag des Looses  
Ward ihnen nichts Andres beschieden.

Was uns eingeschenkt ward  
Haben wir redlich getrunken,  
Wars nun Nektar oder  
Ein dampfender Wein für Berauschte.

An dem Weinglas und an  
Gekräuselten Locken der Schönen,  
Wieviel Reue zerscholl, gleich  
Der Reue Hafisens an selben!

## **10. Der Wein von 1811 (dem Kometenjahr!) war besonders gut und hieß vielfach nur „der Elfer“**

Wenn wir in einem früheren Kapitel angemerkt haben, der „Schenke“ sei das, was in unseren heutigen Begriffen der „Kellner“ oder der „Kneipenwirt“ ist, so war das nicht ganz richtig, genauer gesagt: Es war fast ganz falsch. Ein Kellner war jedenfalls für Goethe ein rauer Kellerbursche, von dem elegantes oder auch nur höfliches Betragen kaum erwartet werden durfte. Dagegen der „Schenke“ oft ein Knabe war, ein Jüngling, mit noch weichen Gesichtszügen. Er kam als Gegenstand kleinen erotischen Begehrens in Betracht. Und konnte folglich in Konkurrenz zu einer verführerischen jungen Frau geraten. Goethe scheint die weiblichen Reize als durchsetzungsfähiger betrachtet zu haben.

*Setze mir nicht, du Grobian ...*

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,  
Mir den Krug so derb vor die Nase!  
Wer mir Wein bringt sehe mich freundlich an,  
Sonst trübt sich der Elfer im Glase.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,  
Was stehst du denn da auf der Schwelle?  
Du sollst mir künftig der Schenke seyn,  
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

Schenke spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,  
Geh' mir weg verschmitzte Dirne!  
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,  
Nun so küsst er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,  
Bist mir nicht damit zufrieden,  
Deine Wangen, deine Brüste  
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betrügen  
Dass du jetzt verschämt entweichest?  
Auf der Schwelle will ich liegen  
Und erwachen wenn du schleichst.

## **11. Letzte Worte eines Trunkenen vor dem Einschlafen**

Die Gedichtform des Ghasels baut auf viele Wiederholungen. Das passt nicht schlecht zu der Gewohnheit betrunkenen Menschen, entweder immer wieder dasselbe zu sagen oder aber wenigstens nach kleinen Abschweifungen immer wieder auf dieselben Grundaussagen zurückzukommen. Goethe macht sich mit dem folgenden Gedicht ersichtlich einen Scherz daraus:

*Sie haben wegen der Trunkenheit ...*

Sie haben wegen der Trunkenheit  
Vielfältig uns verklagt,  
Und haben von der Trunkenheit  
Lange nicht genug gesagt.  
Gewöhnlich die Betrunkenheit  
Verschwindet so wie es tagt;  
Doch hat mich meine Betrunkenheit  
In der Nacht umher gejagt.  
Es ist die Liebestrunkenheit  
Die mich erbärmlich plagt,  
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag  
In meinem Herzen zagt.  
Dem Herzen das in Trunkenheit  
Der Lieder schwillt und ragt,  
Dass keine nüchterne Trunkenheit  
Sich gleich zu heben wagt.  
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,  
Ob's nachtet oder tagt,  
Die göttlichste Betrunkenheit  
Die mich entzückt und plagt.

## **12. Ein guter Schenke kümmert sich auch um den Kater**

In Kommentaren zum West-Östlichen Divan kann man lesen, dass Goethe die Figur des Schenken nicht ganz frei erfunden hat; ein freundlicher, blonder, blauäugige Kellner auf dem Geisberg in Wiesbaden wird erwähnt, ferner auch der 12-jährige Sohn (lebhaft und frühreif) des Heidelberger Theologen und Orientalisten Paulus, den Goethe 1814/1815 des Öfteren besuchte, um bei ihm (dem Orientalisten) unter anderem Unterricht in arabischer Schrift und Sprache zu nehmen. Die im Ganzen eher dezent homoerotische Färbung einiger Zeilen des Schenkenbuches, die in den Kommentaren des 19. Jahrhunderts unbetont blieb, ist hier und da zu einem kleinen Thema geworden.

„In Goethes Briefen und Dichtung finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass er sich für Knaben interessierte. Allerdings gibt es keinerlei Beleg, dass er je danach gehandelt hätte. Wie immer, wenn man die Natur eines Dichters mittels seiner Werke erhellen will, darf man die erschwerenden Faktoren Tradition und Stil nicht unterschlagen. Manches Bild mag tatsächlich für ihn selbst sprechen. Doch kann er genauso gut von seinen vielen Vorgängern und der Tradition inspiriert worden sein.“ (Elizabeth M. Wilkinson in „ihrem

spielerischen Aufsatz über Sex in Goethes Leben und Werk (1983)“ zitiert nach Fußnote 18 in W. Daniel Wilson: „Goethe, Männer, Knaben“).

Die Krankheit, die in Goethes Gedicht „Welch ein Zustand...“ vorliegt, dürfte den meisten Menschen bekannt sein: Es ist die „*Veisalgia*“, zu deutsch Kater oder Kotzenjammer, englisch „*hangover*“. Ein guter Schenke weiß Rat:

*Welch ein Zustand! Herr, so späte ...*

Schenke.

Welch ein Zustand! Herr, so späte  
Schleichst du heut aus deiner Kammer;  
Perser nennen's Bidamag buden,  
Deutsche sagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe,  
Mir will nicht die Welt gefallen,  
Nicht der Schein, der Duft der Rose,  
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,  
Und ich denk', es soll mir klecken,  
Hier! genieß die frischen Mandeln  
Und der Wein wird wieder schmecken.

Dann will ich auf der Terrasse  
Dich mit frischen Lüften tränken,  
Wie ich dich in's Auge fasse  
Giebst du einen Kuß dem Schenken.

Schau! die Welt ist keine Höhle,  
Immer reich an Brut und Nestern,  
Rosenduft und Rosenöle!  
Bulbul auch, sie singt wie gestern.

Goethe und Homoerotik – das klingt nach einem Bestseller: Endlich kann man was über einen berühmten Dichter erfahren, ohne sich mit Literatur rumquälen zu müssen. Endlich kann der kleine Mann etwas über einen großen Geist lesen, das ihn von kleineren Lichtern *nicht* unterscheidet.

Allerdings griffe das Thema Goethe und die H. zu kurz. Man müsste es deutlich weiter fassen, wie das nächste Gedicht zeigt: Die Welt, diese alte

Schlampe, behandelt den Menschen nicht gut. Entkommen kann man dem Elend nur, wenn man eines begriffen hat: Auf der großen Straße zu Glaube, Hoffnung und Liebe führt für Goethe kein Weg vorbei an lustvoller Bisexualität und Wein. Wer an die Liebe glaubt und trinkt: Der braucht keine Zukunft, der braucht keine Hoffnung. Die Antwort auf die Frage: Willst das Mädchen Suleika, den Knaben Saki oder willst Du saufen? – Alle drei!

*Jene garstige Vettel ...*

Jene garstige Vettel,  
Die buhlerische,  
Welt heißt man sie,  
Mich hat sie betrogen  
Wie die übrigen alle.  
Glaube nahm sie mir weg,  
Dann die Hoffnung,  
Nun wollte sie  
An die Liebe,  
Da riß ich aus.  
Den geretteten Schatz  
Für ewig zu sichern  
Theilt' ich ihn weislich  
Zwischen Suleika und Saki.  
Jedes der beyden  
Beeifert sich um die Wette  
Höhere Zinsen zu entrichten.  
Und ich bin reicher als je.  
Den Glauben hab' ich wieder!  
An ihre Liebe den Glauben.  
Er im Becher gewährt mir  
Herrliches Gefühl der Gegenwart;  
Was will da die Hoffnung!

### **13. Schwan und Schwänchen**

Es gibt Goethe-Freunde, die dieses Gedicht besonders schön, anspielungsreich und witzig finden. Andere sagen, es ist allenfalls erträglich, wenn man es als leicht anzüglich neckisches Gelegenheitsgedicht auffasst. In diesem letzteren Sinne war es aber sicher nicht gemeint, sonst hätte Goethe es nicht in den *Divan* aufgenommen. Der direkte Sinn des Gedichts erklärt sich von selbst – wenn man Goethes Sprachgebrauch und Marotten im Alter studiert hat. Es gibt einen im Internet frei zugänglichen ([https://www.digizeitschriften.de/download/PPN503543292\\_0013/PPN503543292\\_0013\\_\\_log28.pdf](https://www.digizeitschriften.de/download/PPN503543292_0013/PPN503543292_0013__log28.pdf)) ungefähr

zehnsseitigen Kommentar dazu, den einer der besten Kenner des West-Östlichen Divan geschrieben hat, Momme Mommsen, Ehemann der Goetheforscherin Katharina Mommsen. Also:

Es spricht der knabenhafte Schenke und sagt zum Gast: Du hast viel getrunken, viel gegessen, und trotzdem noch etwas übrig gelassen. Und bei uns hier, im Südwestdeutschen, nennen wir das, was vom Essen übrig bleibt und das was man sich mit nach Hause nehmen kann in einer Serviette, das nennen wir „Schwänchen“. Und ich nehme dieses Schwänchen mit auf meinen Spaziergang am Fluss und verfüttere es dort an einen Schwan. Traurig allerdings die Sache mit den singenden Schwänen, die sich, wie schon der römische Dichter Martial wusste, das Totenglöckchen selber läuten. Du weißt sicher, was ich mit Totenglöckchen und Schwan meine, nicht wahr, so umschreibe ich jetzt mal die Geschichte vom Schwanengesang. Und Du, mein alter Knabe, bist ja ein Dichter, Du verstehst, also ein Schwan, der singt? Goethe schrieb das Gedicht im Januar 1815 und schickte es dem Sohn des Professors Paulus in Heidelberg. Als Scherz. Na ja. Mit einem kleinen melancholischen Schlenker am Schluss

*Heute hast du gut gegessen ...*

Schenke.

Heute hast du gut gegessen,  
Doch du hast noch mehr getrunken;  
Was du bey dem Mahl vergessen  
Ist in diesen Napf gesunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen  
Wie's dem satten Gast gelüftet,  
Dieses bring' ich meinem Schwane  
Der sich auf den Wellen brüftet.

Doch vom Singschwan will man wissen  
Daß er sich zu Grabe läutet;  
Laß mich jedes Lied vermissen,  
Wenn es auf dein Ende deutet.

Das lateinische Distichon, auf das Goethe anspielt, stammt von Martial (XIII, 77) und heißt auf Lateinisch:

*Dulcia defecta modulatur carmina lingua  
Cantator cycnus funeris ipse sui.*

Süße, schmelzende Weisen mit langsam ermattender Zunge:  
eigenen Grabesgesang singt sich der Sänger, der Schwan.

## 14. Goethe, alter Küsser

Der Knabe, der Schenke: Er mag den Dichter, er bewundert ihn sehr, wenn er in der Öffentlichkeit spricht, aber noch mehr, wenn er schweigt, und richtig lieb hat der Knabe den alten Dichter, wenn der den Knaben schweigend küsst.

*Nennen dich den großen Dichter ...*

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,  
Wenn dich auf dem Markte zeigest;  
Gerne hör' ich wenn du singest  
Und ich horche wenn du schweigest.

Doch ich liebe dich noch lieber,  
Wenn du küssest zum Erinnerung;  
Denn die Worte gehn vorüber  
Und der Kuß der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,  
Besser ist es viel zu denken.  
Singe du den andern Leuten  
Und verstumme mit dem Schenken.

## 15. Es war einmal ein Muselmann

Das Hauptproblem im Recht sind die Gesetze. Es kann sogar sein, dass ohne Gesetz mehr Gerechtigkeit wäre. Man sieht das sehr deutlich bei Fragen der Diskriminierung. Ich finde Diskriminierung nicht gut. Wir sind alle Gottes Kinder, um das beste von uns zu sagen. Es kann nämlich sein, dass wir nicht nur alle vor Gott und Allah und wie sie heißen mögen gleich sind, sondern sogar egal, ich meine: Dem Gott sind wir möglicherweise egal. Und deshalb gibt es keinen Grund, sich besser zu fühlen als andere, nur weil man schöner aussieht oder intelligenter ist, wie man ja meist insgeheim immer von sich denkt. Also sagt man nicht zu einem schwarzhäutigen Menschen, Du alter Neger. Oder zu einem Italiener Spaghettifresser und so weiter. Müsste eigentlich jedem einleuchten. Und wem nicht, der ist ein Gehirn-Spast. Das Problem entsteht in dem Augenblick, wo sich Juristen der Dinge annehmen und ein Gesetz dabei herauskommt, das besagt, egal wo, egal wie – Du darfst niemals das Wort Neger in den Mund nehmen, wenn Du es doch tust, soll Deine Zunge verbrennen und Du musst ins Gefängnis. Plötzlich ist das Wort Neger nicht mehr deshalb schlecht, weil es

beleidigend ist, sondern weil es verboten ist, auch dann, wenn es gar nicht beleidigend ist. Das stellt die Sachen vielleicht nicht auf den Kopf, aber auf keinen Fall auf die Beine. Es steckt sie in Schubladen und zwar komplett in die falschen. Verboten wird dann nicht das, was an der Benutzung des Wortes ungerecht sein kann, sondern das Zufällige, was mit dem Ungerechten oft gar nichts zu tun hat, nämlich der Missachtung des Anderen, wie die Negerküsse und die Negerlein in dem Kinderlied, die genauso zufällig das Wort an sich haben wie der Rattenfänger von Hameln, der Schlächter von Zwickau oder der Vetter aus Dingsda. Noch klarer gesagt: Das Bestrafen richtet sich gegen das Äußere des Worts, also gegen das Wort als Fetisch. Und das ist sehr unmenschlich und unzweckmäßig ist es auch, weil es gar nichts bessert. Während gleichzeitig das Ungerechte, nämlich die Verachtung und Schlechtbehandlung von Menschen, die anders aussehen oder heißen, sich versteckt. So kommt es, dass wir alte Schulbücher nach irgendwelchen verdächtigen Wörtern durchkämmen, durchfilzen und durchlausen für Millionen von Euro und gleichzeitig nichts dagegen machen, dass sich eine ganze Partei der Wiedereinführung des Rassismus widmet und die Gerichte sagen, sie dürfen sogar vor KZs demonstrieren.

Mit dieser Vorrede hier ein kleines Gedicht von Heinz Erhard:

Es war einmal ein Muselmann  
Der trank sich einen Dusel an  
Wann immer er nur kunnt, ja  
Wann immer er nur kunnt  
Er rief dann stets das Muselweib  
Wo es denn mit dem Fusel bleib  
Denn Durst ist nicht gesund, nein  
Denn Durst ist nicht gesund

Und brachte sie die Pulle rein  
Gefüllt mit süßem Muselwein  
Dann trank er  
Und trank er  
Hin sank er  
Als Kranker  
Bis, Gott sei Dank, er  
Unterm Tisch verschwand  
Verschwund, verschwund, verschwund, verschwund.

Vielleicht müsste das Gedicht verboten werden, weil man keine Witze über den mohammedanischen Glauben macht. Sollte das so sein, dann würde ich dringend empfehlen, auch das folgende Gedicht auf den Antidiskrimi-

nierungs-Index zu setzen, weil darin Mohamed als Verrückter bezeichnet wird. Kommt allerdings erst ganz am Schluss, man muss leider das Gedicht von vorne lesen und so kann es etwas dauern, bis man sich endlich ent-rüsten darf. Es unterhalten sich ein trunksüchtiger alter Dichter mit einem hübschen jungen Kellner, genannt der Schenke.

*Schenke komm! Noch einen Becher!*

Dichter.  
Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.  
Herr, du hast genug getrunken,  
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.  
Sahst du je daß ich gesunken?

Schenke.  
Mohamed verbietet.

Dichter.  
Liebchen!  
Hört es niemand, will dir's sagen.

Schenke.  
Wenn du einmal gerne redest,  
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.  
Horch! wir andre Muselmänner  
Nüchtern sollen wir gebückt seyn,  
Er in seinem heil'gen Eifer  
Möchte gern allein verrückt seyn.

## **16. Dschinnenzeit**

Die Dschinnen waren – nach dem vorislamischen Volksglauben arabischer Völker – Wesen aus Luft und Feuer, die wohl eine gewisse Verwandtschaft mit den Teufeln hatten. Verschiedentlich kann man lesen, dass das Wort „Dschinnen“ in Verbindung steht mit dem lateinischen Wort „genius“, folglich mit dem deutschen Wort „Genie“. Es scheint ein Bedürfnis nach Wörtern zu geben, die eine begrifflich nicht ganz genau zu fassende Bedeu-

tung haben. Natürlich gibt es die nicht eindeutigen Zustände auch in der Natur, es sind die Zeiten der Dämmerung, vermutlich aber auch die Nacht, auch wenn wir, was die Nacht betrifft, immer ein wenig im Dunkeln tappen werden. Es gibt Grenzen der Aufklärung. Vielleicht ist das Bestehen der Schwebezustände einer der Gründe für die Angst, die neben der Sexualität und dem Drang nach Anerkennung das mächtigste Gefühl nicht nur bei Menschen, sondern bei allen Primaten sein soll. Der Mensch reagiert auf die Angst manchmal mit Gebet. Ich zitiere jetzt einige Zeilen aus dem Buch „Fundgruben des Orients bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern, Wien 1809 (unter Beteiligung von Josef von Hammer-Purgstall)“. Der Abschnitt trägt den Titel „Auszüge aus der mündlichen Überlieferung Mohammeds“.

„371. Die Fieber Hitze ist ein Fach des höllischen Feuers, kühlet sie mit Wasser.

372. Dass ErdenFeuer hat nur den 70. Teil der Hitze des höllischen Feuers.

373. Wenn die Sonne aufgeht, betet bis sie herauf gestiegen, und wenn die Sonne untergeht, betet bis sie hinabgesunken; vernachlässigend nicht das Morgen- und Abendgebet, denn zwischen beiden zeigt sich das Horn des Teufels.

374. Wenn einer einen aus euch stören will im Gebete, so hindert ihn daran; und wäre es mein Vater, so tötete er ihn, denn es ist Satan.

375. Wenn die Nacht einbricht haltet eure Knaben zu Hause, denn die Teufel irren herum zu dieser Stunde; schließe dein Tor, rufe den Herrn an, lösche deine Lampe aus, und rufe den Herrn an; besorge deine Milchschläuche, und rufe den Herrn an; Decke deine Gefäße zu, und rufe den Herrn an.“

Ich würde niemals sagen, das wären ungute Ratschläge; sie sind scheußlich. Goethe konnte trotzdem etwas mit ihnen anfangen. Dass man die Dämmerungszeiten ehren sollte, schien ihm nahe zu liegen, weil sie als Abenddämmerung auf die Möglichkeit der Entdeckung aller Pracht des Sternenhimmels hinweist und als Morgendämmerung auf das läuternde Sonnenlicht.

Das Gedicht „Sommernacht“ ist das letzte Gedicht des Schenkenbuchs. Immer noch ist der alte Dichter beim Wein. Ihm ist aufgefallen, dass es allmählich dunkler wird und er fragt den Schenken, wann es denn dunkel wird. Der Schenke ist erfreut und die beiden gehen ins Freie und warten bis es so dunkel ist, dass man die Sterne sehen kann und freuen sich an dem Anblick. Der alte Dichter ist begeistert von der Naturbetrachtung, dem harmonischen Zusammensein von altem Mann und jungem Knaben, von sich ergänzenden Gegensätzen. So erwartet man gemeinsam die Morgendämmerung und der Dichter ermahnt den Knaben, nun rasch nach Hause zu gehen, denn die Morgenröte (Aurora) hat die Angewohnheit, schöne Knaben zu verführen.

„Sommernacht“ ist eines der längsten Gedichte des West-Östlichen Divan und man muss es sicher mehrmals lesen, bis man es in jeder seiner Nuancen verstanden hat, es ist selbst für Germanisten ein eher schwieriges Gedicht, in dem, wie ein Forscher gesagt hat, „Dunkelheit und Nonchalance“ eine ganz persönliche Mischung eingehen.

Genießen kann man dieses Gedicht auch, wenn man's nicht komplett versteht. Es hat Rhythmus, Melodie, hier und da blitzt ein Bild, ein Gedanke, ein kleiner luftiger Teufel, ein Zusammenhang auf, es ist wie in der Dämmerung.

### *Sommernacht*

Dichter.

Niedergangen ist die Sonne,  
Doch im Westen glänzt es immer,  
Wissen möcht' ich wohl, wie lange  
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willst du, Herr, so will ich bleiben,  
Warten außer diesen Zelten,  
Ist die Nacht des Schimmers Herrinn,  
Komm' ich gleich es dir zu melden.

Denn ich weiß du liebst das Droben,  
Das Unendliche zu schauen,  
Wenn sie sich einander loben  
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:  
Jetzo glänz' ich meiner Stelle,  
Wollte Gott euch mehr betagen,  
Glänztet ihr wie ich so helle.

Denn vor Gott ist alles herrlich,  
Eben weil er ist der beste,  
Und so schläft nun aller Vogel  
In dem groß und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt  
Auf den Aesten der Cypresse,  
Wo der laue Wind ihn gängelt  
Bis zu Thaues luft'ger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,  
Oder etwas auch dergleichen,  
Was ich je dir abgehört  
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich, deinetwegen,  
Kauzen hier auf der Terrasse,  
Bis ich erst des Nordgestirnes  
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht seyn,  
Wo du oft zu früh ermunterst,  
Und dann wird es eine Pracht seyn,  
Wenn das All mit mir bewunderst.

Dichter.  
Zwar in diesem Duft und Garten  
Tönet Bulbul ganze Nächte,  
Doch du könntest lange warten  
Bis die Nacht so viel vermöchte.

Denn in dieser Zeit der Flora,  
Wie das Griechen-Volk sie nennet,  
Die Stroh Wittwe, die Aurora  
Ist in Hesperus entbrennet.

Sieh dich um! sie kommt! wie schnelle!  
Ueber Blumenfelds Gelänge! –  
Hüben hell und drüben helle,  
Ja die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf rothen leichten Solen  
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,  
Eilt sie irrig einzuhohlen;  
Fühlst du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichster der Söhne,  
Tief in's Innre schließ die Thüren;  
Denn sie möchte deine Schöne  
Als den Hesperus entführen.



## 10. Zehntes Buch – Mathal-Nameh – Buch der Parabeln

„Poeten wollen Lust und Nutz vermischet geben.  
Ihr Mund voll Lieblichkeit sagt, wie man wohl soll leben.“

Ich weiß nicht genau, wo ich das herhabe, vermutlich aus einer älteren Horaz-Übersetzung, es passt aber vielleicht ein wenig auf die Gründe, die einen Dichter veranlassen können, Parabeln zu schreiben, also ein Format zu wählen, in dem sich eine Lehre vermitteln lässt.

Was Goethe unter einer Parabel verstand, lohnt sich zu lesen, wie ich aus dem Divan-Kommentar von Hendrik Birus erfahren habe. Aus dem Zweiten Kapitel von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“:

„Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und das Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche *ens* werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsersgleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.“

Man könnte auch sagen: Die Parabel ist die Form, in der ein komplexer Gedanke ausgesprochen werden kann, ohne seine Komplexität zu verlieren. Wollte man die Parabel in abstrakte Aussagen fassen, müsste man entweder vereinfachen oder so viele abstrakte Aussagen anhäufen, dass die Botschaft unverständlich würde. Nur für Raucher: Die pralle Wahrheit der Parabel ist der tief inhalierte Zug an der würzigen Zigarette, die keineswegs ersetzt werden kann durch das Abzählen und Analysieren der Tabakfäden.

### 1. Wie die Natur ein Kunstwerk hervorbringt

*Vom Himmel sank ...*

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer  
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Flut;  
Doch lohnte Gott bescheiden Glaubensmut

Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.  
Ihn schloß die stille Muschel ein.  
Und nun, zu ewgem Ruhm und Lohne,  
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone  
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Goethe kannte die Geschichte vom Tropfen, der eines Tages zur Perle an der Krone des Kaisers wird, aus dem 4. Buch des „Persianischen Baumgartens“ des persischen Dichters Saadi (13. Jahrhundert). Goethe dürfte eine Übersetzung von Adam Olearius benutzt haben, die folgendermaßen lautet:

„Ein Tröpflein Wasser, so aus den Wolken ins Meer fiel, verwunderte sich über desselbigen Größe und Tiefe und sprach: was bin ich gegen dem ungeheuren mehr zu rechnen? Wahrlich nicht das geringste. Unterdessen er sich selbst mit so niedrigen Augen ansah, kam eine Muschel und schluckte das Tröpflein. Des Himmels Lauf und das Sternen-Geschicke behandelten die Sache dergestalt, dass daraus mittlerzeit eine Perle ward, da wurde es erhoben, weil es sich erniedrigt hatte. Es wurde reich und köstlich, weil es sich mit der Armut überworfen hatte. Ein weiser und verständiger Mann befließigt sich der Erniedrigung. Ein Baum der voller Früchte hänget beuget alle Zeit sein Haupt zur Erde.“

Der Titel des Buches, in dem diese Geschichte auf Seite 49 abgedruckt ist, sollte es wert sein, hier in der ganzen Pracht seines umständlichen Wortlauts zu erscheinen:

„Der Persianische Baum-Garten: Mit außerlesenen Propffreisern vieler Geschichte/ Seltsamen Begebenheiten/ Lehr-reichen Historien und merckwürdigen Sprüchen bepflanzt / In Persianischer Sprache beschrieben Durch Schich Musladie Saadi von Schiras; Und Umb seiner Vortrefflichkeit willen aus der Persianischen in die Niederländische/ und aus derselben in die Hochteutsche Sprache gebracht Hamburg, 1696“

## **2. Seele Vogel Lied**

Die Seele des Menschen wird im arabischen Sprachraum gern mit einer Nachtigall (BulBul) verglichen. Sie ist im Körper wie in einem Käfig (Vogelbauer) eingeschlossen, kann nicht hinaus, hört aber auch nicht auf zu singen. Ihr Leben lang versucht sie aufzufliegen. Sie gibt niemals auf und wird eines Tages beim Tod des Körpers zu Gott zurückkehren können. Saadi sagt als Quintessenz des Gleichnisses:

„Das Auffahren besteht nicht darin, dass Du jederzeit jubelnd aufspringst,  
Und ohne Betrübnis wie Staub aus der Mitte herausdrängst (zerfällst),  
Das Auffahren besteht darin, dass Du Dich von beiden Welten lossagst,  
Dein Herz in Stücke zerreißt und die Überhand über Deinen Kopf gewinnst.“

### *Bulbul's Nachtlid*

Bulbul's Nachtlid, durch die Schauer,  
Drang zu Allahs lichtem Throne,  
Und dem Wohlgesang zu Lohne  
Sperrt er sie in goldnen Bauer.  
Dieser sind des Menschen Glieder.  
Zwar sie fühlet sich beschränket;  
Doch wenn sie es recht bedenket,  
Singt das Seelchen immer wieder.

### 3. Vagantenstrophen

Was eine Vagantenstrophe ist, muss man vermutlich nicht wissen. Mir war es unbekannt, bis ich den Kommentar von Hendrik Birus zum dritten Gedicht des 10. Buchs des West-Östlichen Divans las. Als Vagantenstrophe wird eine bestimmte Gedichtform bezeichnet, die in ihrer reinen Gestalt aus Zeilen mit je sieben Hebungen besteht. Beispiel:

*Méum ést propósitum // ín tabérna móri.*

diéses íst mir vórbestimmt : stérben ín der kneípe

Also vier betonte Silben in der ersten Hälfte, drei in der zweiten. Das Versmaß ist der Trochäus: einer betonten folgt stets eine unbetonte Silbe, beginnend mit der betonten, am Schluss gern gereimt. Es ist eine volkstümliche Form und sie heißt nach den „Vaganten“, typischerweise jüngeren Männern, die eine klerikale Ausbildung hinter sich hatten, aber keine Arbeit fanden, von der sie hätten leben können. Deshalb streiften sie durchs Land und brachten Lieder zu Gehör, die meist einen lustigen, derben, manchmal auch erotisch vielversprechenden Inhalt hatten, wobei die Knabenliebe in kirchlichen Erziehungsanstalten nicht unbesungen bleibt, wie zum Beispiel in dem Lied (*Ave, puer speciose!* – Gegrüßest seist Du, Knabe, auf das Reizendste ...)

*Crede mihi, si redirent prisca Jovis saecula,  
Ganimedes iam non foret ipsius vernacula;*

*Sed tu, raptus in supernis, grata luce pocula,  
Gratiora quidem nocte Jovi dares oscula.*

Glaube mir, wenn Jupiters alte Zeiten zurückkämen,  
Dann wäre Ganymed nicht mehr Jupiters Favorit,  
Sondern Du wärest es, Du würdest in den Himmel entführt,  
Und Du würdest Jupiter bei Nacht die süßesten Küsse geben.

Bei Wikipedia sind auch zwei Vagantenstrophen aus der Feder Erich Kästners zu finden, die Form scheint also einen jahrhunderteübergreifenden Reiz zu haben:

Kennst du den Kerl? Du kennst ihn auch?  
Hier sieht man feine Gäste!  
Ich habe eine Wut im Bauch,  
die paßt nicht in die Weste ...

Erst will der Kerl dort dünnen Tee.  
Dann will er wieder stärkern.  
Der Junge setzt sich ins Café,  
um Kellner totzuärgern!

Goethe verwendet die Vagantenstrophe in etwas abgeänderter Form, um eine Parabel zum Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft zu gestalten. Es ist schon interessant, gerade in unserer sehr auf Originalitätskult und Individualismus ausgerichteten Lebensweise, wo so viel um Selbstverwirklichung als angeblicher Voraussetzung für ein glückliches Leben gerungen wird – es ist, wollte ich sagen, interessant, einen so ausgeprägten Ich-Menschen wie Goethe dennoch und sehr ernsthaft das Lob einer auf die Gemeinschaft bezogenen Existenz singen zu hören.

*Die Perle, die der Muschel entrann ...*

Die Perle die der Muschel entrann,  
Die schönste, hochgeboren,  
Zum Juwelier, dem guten Mann,  
Sprach sie: ich bin verloren!

Durchbohrst du mich, mein schönes All  
Es ist sogleich zerrüttet,  
Mit Schwestern muß ich, Fall für Fall,  
Zu schlechten seyn geküttet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,  
Du mußt es mir verzeihen:  
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,  
Wie soll die Schnur sich reißen?“

#### **4. Das Wunder der Schönheit und warum doch Bescheidenheit eine Zier ist**

In Saadis Persischem Rosenthal (Adam Olearius, 1653) findet sich auf Seite 83 folgende Passage:

„Die Alten haben gesagt: Ein wenig Schönheit kann bisweilen mehr als Geld und Gut bewegen und seinen Besitzer fort helfen. Ein schön und freundlich Angesichte ist eines verwundeten Herzens und traurigen Gemüthe ein Labsaal und ein geheimer Schlüssel zu verschlossenen Türen. Wenn einen solchen Menschen gleich Vater und Mutter verstoßen, so wird er doch finden, die ihn aufnehmen. Ich sagte zu einer schönen Pfauenfeder, welche ich im Alcoran zwischen den Blättern liegend fand: Woher kommt dir solche Hoheit, dass Du in so herrlichem Buche liegest? Die antwortete mir gleichsam: Wer schöne ist, hat allezeit mehr denn ein hässlicher einen freyen Fuß zu setzen, wo er will und niemandes Hand zieht ihn leicht zurücke. Ein solcher ist gleich einer edlen Perle, zu der man sagen mag: Komm herfür aus deiner Muschel und lass dich sehen.“

Was Goethe daraus machte:

*Ich sah, mit Staunen und Vergnügen ...*

Ich sah, mit Staunen und Vergnügen,  
Eine Pfauenfeder im Coran liegen,  
Willkommen an dem heiligen Platz!  
Der Erdgebilde höchster Schatz.  
An dir wie an des Himmels Sternen  
Ist Gottes Größe im Kleinen zu lernen.  
Daß er, der Welten überblickt,  
Sein Auge hier hat aufgedrückt,  
Und so den leichten Flaum geschmückt  
Daß Könige kaum unternahmen  
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.  
Bescheiden freue dich des Ruhms,  
So bist du werth des Heiligthums.

## 5. Mit dem Bezahlen verplempert man das meiste Geld

Es gibt immer Leute, die einem solche wahnsinnig guten Ratschläge geben, wenn man in Geldnöten ist und aus schlechter Laune und überhaupt völlig zu Recht ein bißchen auf reichen Leuten rumhackt und die eigene Armut beweint und die Ungerechtigkeit der Vermögensverteilung in der Industriegesellschaft 5.0 und so weiter. Zu diesen guten Ratschlägen gehört zuverlässig die superweise Einsicht, dass man nicht vom vielen Geldverdienen reich wird, sondern vom wenigen Ausgeben. Das stimmt natürlich, genauso wie es stimmt, dass reiche Leute manchmal sehr geizig sind. Allerdings war ich aufgrund konstitutioneller Gegebenheiten nie zum Sparen in der Lage und konnte verführerischen Angeboten, wenn überhaupt, nur aufgrund Geldmangels widerstehen. Was mich vor dem finanziellen Ruin geschützt hat, ist allein die Tatsache, dass ich immer zu faul war, mir Geld zu leihen. Kurz gesagt, ich hasse Geld, vor allem, wenn ich es nicht habe. Und dass ich heute genug davon habe, liegt hauptsächlich daran, dass ich noch nie gespart habe. Insofern sind mir die nun folgenden Geizweisheiten Goethes nicht sympathisch.

*Ein Kaiser hatte zwey Cassire ...*

Ein Kaiser hatte zwey Cassire,  
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;  
Diesem fiel's nur so aus den Händen,  
Jener wußte nicht woher zu nehmen.  
Der Spendende starb, der Herrscher wußte nicht gleich,  
Wem das Geber-Amt sey anzuvertrauen,  
Und wie man kaum thät um sich schauen,  
So war der Nehmer unendlich reich,  
Man wußte kaum vor Gold zu leben,  
Weil man Einen Tag nichts ausgegeben.  
Da ward nun erst dem Kaiser klar  
Was Schuld an allem Unheil war.  
Den Zufall wußt' er wohl zu schätzen  
Nie wieder die Stelle zu besetzen.

Hierzu eine Stelle aus der „Nikomachischen Ethik“ (Buch IV 3, etwa in der Mitte): Wir sehen: der Verschwendungssüchtige, ohne rechte Führung gelassen, gerät auf den soeben beschriebenen Weg. Wird ihm aber eine sorgliche Leitung zuteil, so kann er wohl zur Mitte und zur richtigen Haltung gelangen. Aber gegen die Knauserigkeit gibt es kein Mittel – denn die zunehmenden Jahre und jeglicher Kraftverlust bewirken offenbar, dass der Mensch knauseriger wird –, und sie ist mit der menschlichen Natur viel

enger verwachsen als die Sucht zu verschwenden, denn die meisten hängen mehr am Geld, als dass sie Lust haben, es herzugeben. Sie wirkt weithin und hat vielerlei Gestalten, denn man rechnet mit vielen Spielarten der Knauserigkeit. Sie tritt zwar bekanntlich in zwei Grundformen auf: Unzulänglichkeit im Geben und Übermaß im Nehmen, ist aber ...

## 6. Gedankenpaläste

*Alle Menschen groß und klein ...*

Alle Menschen groß und klein  
Spinnen sich ein Gewebe fein,  
Wo sie mit ihrer Scheeren Spitzen  
Gar zierlich in der Mitte sitzen.  
Wenn nun darein ein Besen fährt,  
Sagen sie es sey unerhört,  
Man habe den größten Palast zerstört.

Mir fiel dazu folgende Replik ein:

Was Goethe von der Spinne sagt,  
hat mir geholfen und behagt:  
Erkenne Dich! Wer sich erkennen kann,  
erkennt die Welt – die Gott ersann  
und fürchtet keine Besen nicht,  
kein Hals-, kein Hof-, kein Weltgericht  
weil, wenn mal was zusammenkracht,  
das Alte Platz für Neues macht.

## 7. Was Goethe glaubte, dass die persischen Mohammedaner von Jesus Christus und dem Neuen Testament hielten

In dem Buch „Voyages en Perse“ (2. Teil, S. 269 ff) von Chardin konnte Goethe in dem Kapitel „Von Isfahan nach Bander Abassi“ folgendes lesen:

„Am 4. Oktober war das Fest der Geburt unseres Herrn Jesus Christus, den die Mohammedaner sowohl Messias als auch Jesus Sohn der Maria nennen, normalerweise aber *Hazareth-Aïssa*, also Seine Majestät Jesus. Sie heben ihn über alle Menschen empor und auch über alle Propheten, die ihm vorausgingen. Wenn sie ihn auch nicht als Gott anerkennen, so sprechen sie doch in Worten von ihm, die ihn weit über jegliche Kreatur hinaus heben. Es gibt sogar mehrere orientalische Gelehrte, die annehmen, dass einige Passagen im Koran auf die Göttlichkeit Jesu Christi hinweisen ...

Ich werde hier noch einen Artikel über die Auffassung hinzufügen, die die Perser von der christlichen Religion haben.

Erstens glauben Sie, dass Jesus Christus ein Buch aus dem Himmel mitgebracht hat, genannt Evangelium, aus dem er seinen Jüngern dauernd vorgelesen habe ... und sie nennen die Apostel *die 12 Imame*.

Zweitens glauben sie, dass die Apostel und die anderen Jünger Jesu, nachdem sie die großen Wunder gesehen hatten, die er wirkte, und auch die Heiligkeit seiner Lehre erkannt hatten, ... Jesus für den wahren Gott hielten und ihn anbeten wollten. Darüber sei Jesus derart ungehalten gewesen, dass er sich in den Himmel zurückgezogen habe und das Evangelium mitgenommen habe.

Drittens: Nachdem Jesus mit dem Evangelium im Himmel verschwunden sei, hätten sich vier seiner Schüler daran gemacht, (und zwar jeder für sich) das aufzuschreiben, was ihm in Erinnerung geblieben sei, von dem, was Jesus Ihnen vorgelesen hatte. Diese vier Bücher, so glauben die Mohammedaner, ist das, was die Christen das Evangelium nennen. Es sei aber nicht das wahre Evangelium, das ja Jesus in den Himmel mitgenommen habe, sondern es handele sich um ein menschliches Werk, voller Vorurteile der Autoren über Jesus, die auch mehr oder weniger voneinander abwichen ...“

Aus dieser Geschichte machte Goethe eine kleine Parabel, aus der wir lernen können, dass es für wirklich große Wahrheiten kein Schaden ist, wenn die Menschen über ihren Inhalt und ihre Bedeutung unterschiedlicher Meinung sind. Vielmehr, so scheint Goethe zu denken, sind unterschiedliche Meinungen über große Wahrheiten wie unterschiedliche Bilder von demselben Gegenstand: Sie können alle wahr sein.

*Vom Himmel steigend Jesus bracht ...*

Vom Himmel steigend Jesus bracht'  
Des Evangeliums ewige Schrift,  
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;  
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.  
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;  
Sie aber hatten's gut gefühlt  
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,  
Wie ers in seinem Sinn behielt  
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:  
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;  
Doch damit können sich die Christen  
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

## 8. Eine Schöpfungsidylle

Wie schön, sagte Gott, als er seine beiden schönsten Gedanken zusammenbrachte: Adam und Eva. Ohne Dich will ich nicht leben, sagte Eva zu Adam. Und Adam dachte lange nach und sagte: Etwas Wahreres fällt mir auch nicht ein. Und Gott war absolut einverstanden: Ohne Liebe braucht es keinen Gott.

*Es ist gut.*

Bey Mondenschein im Paradeis  
Fand Jehova im Schlafe tief  
Adam versunken, legte leis'  
Zur Seit' ein Evchen, das auch entschlief.

Da lagen nun in Erdeschranken  
Gottes zwey lieblichste Gedanken. –  
Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn,  
Er ging sogar nicht gern davon.

Kein Wunder daß es uns berückt,  
Wenn Auge frisch in Auge blickt,  
Als hätten wir's so weit gebracht  
Bey dem zu seyn der uns gedacht.

Und ruft er uns, wohlan! es sey!  
Nur, das beding' ich, alle zwey.  
Dich halten dieser Arme Schranken,  
Liebster von allen Gottes-Gedanken.

VOYAGE  
OU  
RELATION  
DE  
L'ETAT PRESENT  
DU ROYAUME  
DE  
PERSE.

Avec une dissertation curieuse sur les Mœurs,  
Religion & Gouvernement de cet Etat.

Par *Mr* \*\*\* SANSON.

ENRICHIE DE FIGURES.



A PARIS,

Chez la Veuve MABRE CRAMOISI.

---

M. DC. XCV.

Titelblatt der „Voyage“ (1695) von François Sanson

## 11. Elfte Buch – Parsi Nameh – Buch des Parsen

Es ist das kürzeste Buch im West-Östlichen Divan: das Buch des Parsen. Es steht an vorletzter Stelle und enthält nur zwei Gedichte. Eines davon ist allerdings gleichzeitig das längste Einzelgedicht im Divan. „Parsen“ sind nicht etwa halbierte Komparsen, es handelt sich um eine ethnisch-religiöse Gruppe, die es noch heute gibt, und die sich zum Zarathustrismus bekennt. Den Ursprung hat der Zarathustra-Glaube in Persien. Der Schöpfergott des Lichts liegt danach in dauerhaftem Streit mit dem Dämon der Finsternis.

### 1. Sonnengruß

1695 erschien in Paris das Buch „Voyage ou relation de l'état présent du royaume de Perse. Avec une dissertation curieuse sur les moeurs, religion et gouvernement de cet etat“ (Reise oder Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand des Königreichs Persien mit einer interessanten Untersuchung über die Sitten, die Religion und die Regierungsweise dieses Staats). Es wurde mehrfach ins Deutsche übersetzt. Geschrieben hatte es der französische Missionar François Sanson. Goethe dürfte dieses Buch gekannt haben.

Hier konnte er lesen:

„Fragt man die Parsen, warum sie sich auf die Erde legen, wenn die Sonne aufgeht?, so antworten sie; es geschehe aus schuldigen Respekt gegen die Sonne, die sei das vollkommenste Geschöpf nach dem Menschen, und beides habe Gott aus nichts gemacht. ... die heutigen Perser grüßen die aufgehende Sonne gleicher Gestalt mit einer tiefen Neigung und die Armenier damit, dass sie das Zeichen des Kreuzes gar viele mal machen. Wie Sie denn auch sagen, das Feuer sei unter allen Elementen das Reineste und verdiene daher ihre Ehrerbietung. Man muss fast lachen, wenn man Achtung gibt, mit was für Sorgen und Behutsamkeit sie das Feuer unterhalten. Ich weiß nicht, was sie nicht eher tun sollten, ehe sie das Feuer mit ihrem Atem aus bliesen, weil sie sich fürchten, selbiges zu verunreinigen

Sie halten eben die Beschneidung so genau nicht. Denn ihre Magi(er) heben nur die Kinder gegen die Sonne und an das Feuer und wenn das geschehen ist, glauben Sie, dass selbige schon geheiligt seien.

In dem Umkreis der Sonne meinen sie, sei das Paradies, und ihren Gedanken nach besteht die Glückseligkeit der Heiligen darin, dass sie derselben Licht ganz klar sehen können und zugleich Gott als wie in einem Strahlen zurückwerfenden Spiegel. Aber niemand, sagen Sie, wird zu dieser Glückseligkeit eher als 3 Tage nach seinem Tode gelassen. Und eben um deswillen pflegen sie an die Gräber der Verstorbenen Mundkost auf 3 Tage zu setzen, damit die Verstorbenen nicht etwa Hunger oder Durst leiden mögen. Die

armen Mohammedaner, oder in deren Abwesenheit die Vögel und Hunde, genießen das Beste davon.“ (Zitiert nach: Sanson, Reise nach Persien, in die hoch teutsche übersetzt von M. Christian Juncker, Leipzig und Dresden 1695).

In einer anderen Übersetzung desselben Buches finden wir noch folgende Bemerkungen:

„das Volk ist plump, dumm, bei weitem nicht so geschickt und tapfer als ihre Vorfahren. Doch rühret dieses nicht so sehr her von ihrem Naturell, als dem Knechtischen Traktament, welches ihnen widerfährt; denn von den Persern werden sie noch verächtlicher als die Juden und nicht anders als leibeigene Knechte gehalten ... Studieren ist ihnen verboten. Dahero können die wenigsten unter ihnen auch in ihrer eigenen Sprache schreiben oder lesen ...“

Das Gedicht, das Goethe mit dem Titel „Vermächtnis altpersischen Glaubens“ in den West-Östlichen Divan aufgenommen hat, bedarf vielleicht noch zweier Erklärungen.

Zu dem Begriff „Senderud“ finden wir in Meyers Konversations-Lexikon von 1909: „Zajende Rud (Senderud), Fluß in Persien, entspringt auf dem Nordostabhang des Bachtiani, fließt bei Ispahan, dessen Gärten er bewässert, vorüber und verliert sich nach 350 km langem Laufe in dem Sumpfe Gavechone.“

Das Wort Darnawend ist im Goethe Wörterbuch so erklärt: „Darnawend Damawand, Demawend, der höchste u heilige Berg Persiens; als Szenerie des parsischen Sonnenkults“

### *Vermächtnis altpersischen Glaubens*

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen  
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,  
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,  
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,  
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,  
Edelstein' auf ihn und seine Großen  
Ausgesät wie dichte Hagelschlossen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?  
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,  
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln  
Darnawends unzählgen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte  
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte  
Tausendmal in soviel Lebenstagen  
Mich mit ihr, der kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,  
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,  
Jenes hohen Anblicks wert zu handeln  
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,  
Stand ich als in Finsternis geblendet,  
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder  
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis  
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:  
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,  
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,  
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,  
Tausche Leib und Geist im Feuerbade!  
Fühlen wird er jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendgen übergebt die Toten,  
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,  
Und, so weit sich eure Kraft erstreckt,  
Was euch unrein dünkt, es sei bedeckt!

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,  
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;  
Wenn ihr Bäume pflanzt, so sei's in Reihen  
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen  
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;  
Wie euch Senderud aus Bergrevieren  
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,  
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;

Rohr und Binse, Molch und Salamander,  
Ungeschöpfe, tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd und Wasser so im Reinen,  
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,  
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,  
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh zu Mühe so gepeinigt,  
Seid getrost! nun ist das All gereinigt,  
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,  
Gottes Gleichnis aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:  
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig,  
An des Herdes raschen Feuerkräften  
Reift das Rohe Tier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tuts mit Wonne!  
Denn ihr tragt den Samen irdscher Sonne,  
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:  
„Diese wird als Docht das Heilige tragen.“

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen  
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,  
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren  
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseins Kaisersiegel,  
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel,  
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt  
Ist in Kreis um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,  
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,  
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen  
Und von dorthier ewig euch zu segnen.

## 2. Kleiner Sonnengruß

*Wenn der Mensch die Erde schätzt ...*

Wenn der Mensch die Erde schätzt,  
Weil die Sonne sie bescheinet,  
An der Rebe sich ergetzet  
Die dem scharfen Messer weinet,  
Da sie fühlt daß ihre Säfte,  
Wohlgekocht, die Welt erquickend,  
Werden regsam vielen Kräften,  
Aber mehreren erstickend;  
Weiß er das der Glut zu danken  
Die das alles läßt gedeihen;  
Wird Betrunkner stammelnd wanken,  
Mäßiger wird sich singend freuen.

Heinrich Düntzer (1813–1901) schreibt in seinem 1878 erschienenen und bis heute sehr gut verständlichen Divan-Kommentar:

„Wenn der Mensch die Erde schätzt“, zu Eisenach am 24. Mai 1815 gedichtet, wohl ohne alle Rücksicht auf die persische Anschauung, wenn auch Goethe später in den Noten und Abhandlungen, mit Bezug auf unser Gedicht bemerkt: „Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne gepflegt.“ Der Grundgedanke, daß die Gottesgabe des Weines den einen zum Besten gereicht, von andern dagegen mißbraucht wird, ist hier eigenthümlich in die Erwähnung des Dankes gekleidet, den wir der Sonne als Zeitigerin der Trauben schulden. Die beiden ersten Verse bleiben beim Nachsatz V. 9f. ganz unberücksichtigt, nur daß ‚wenn‘ auch V. 3ff. einleitet. Neben dem Ergetzen an der wachsenden und reifenden Rebe wird das Bescheinen der ganzen Erde von der Sonne hervorgehoben, das der Mensch wohl zu schätzen weiß (vgl. IV, 23), und davon der Uebergang zu ihrer besondern Wirkung, auf die Rebe gemacht. Den der geschnittenen Rebe entquillenden Saft faßt der Dichter als Thränen, die ihr der Gedanke auspreßt, daß den meisten ihre Gaben verderblich sind. Der Mensch dankt der Sonne schon ihre wärmende Kraft, während die Frucht sich erst bildet und gedeiht; dann aber besonders, wenn der Traube Blut ihn erfreut, wo der Unmäßige diesen Dank nur stammelnd darzubringen vermag, der Mäßige dagegen in lustigem Gesang ihn ergießt.“ Die Traube wird von Hafis häufig als der Rebe Tochter gefeiert (I, 13. 220. 312. 409. II, 417).“

Der  
D i w ä n  
von  
Mohammed Schemsed-din Hafis.

Aus dem Persischen  
zum  
erstenmal ganz übersezt  
von

Joseph v. Hammer,  
K. K. Rath und Hof-Dolmetsch, Mitglied der Akademie von  
Göttingen, Korrespondent des Instituts von Holland.

Erster Theil.

Kes tschu Hafis nekeshed es ruch endische nikab  
Ta seri sill arusanj suchan schano ohdend.

Keiner hat noch Gedanken,  
Wie Hafis, entschleiert,  
Seit die Locken der Wortbraut  
Sind geträufelt worden.

CIX, Buchst. Dal.

Stuttgart und Tübingen,  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.  
1812.

Titelblatt der Hafis-Ausgabe von Joseph von Hammer-Purgstall (1812)

## 12. Zwölftes Buch – Chuld Nameh – Buch des Paradieses

Dass Goethe in seinem Leben und in seinem Denken immer alles daran setzte, die Dinge gut oder wenigstens schön ausgehen zu lassen, und zwar selbst dann, wenn sie bei unbefangener Betrachtung aus dem Ruder, den Bach runter, in Streit und Chaos und Armageddon gekracht zu sein schienen, ist bekannt. Und deshalb kann es auch keine Überraschung sein, dass Goethe seine Gedichtsammlung, die ja immerhin auch ein Dokument der Befassung mit den Unterschieden zwischen Abendland und Morgenland ist, mit einem Harmonieversprechen beendet: Dem Buch des Paradieses. Wenn ich die Bibel und die christliche Theologie betreffend das Paradies richtig deute, sprechen sie kaum vom zukünftigen, sondern hauptsächlich vom verlorenen Paradies. Das ist im Koran ganz anders. Das Paradies ist die Zukunft. Und umgekehrt: Die Zukunft ist ein Paradies. In dieses Paradies gelangt der Verstorbene, indem er auf einem fliegenden Pferd die sieben Tore zu den sieben Himmelsphären und auch die Sphären selbst durchmisst, und an Zypressen und Apfelbäumen vorbei ins Paradies einreitet. Im Paradies der Muslime gibt's natürlich Milch und Honig, aber auch süßer Wein fließt in Strömen und er hat den unglaublichen Vorteil gegenüber dem diesseitigen süßen Wein, dass man keine Kopfschmerzen davon bekommt.

„Der Zauberkreis des Mythos, in welchen der unbändige Genius morgenländischer Fantasie gebannt wird, ist einfach, und bedarf nicht vieler Formeln. ... Will er sich in höhere Regionen emporschwingen, so setzt er sich auf die Flügel des Ostwinds ... Und unterhält sich ... mit Merkur, dem Gedanken reichen Wohlredner, dem himmlischen Dichter, der sinnig mit aufgeschlagen Buche den Kopf auf die Knie senkt; mit ... Anaitis, der himmlischen Sängerin und Lautenspielerin, welche durch ihr Spiel den Reigen der Sterne leitet. Jenseits der Sterne im Paradiese ruhen auf weichen Polstern die Huris, die Charitinnen (Grazien) des Himmels, schwarzen Augs und unverwüsthbarer Jungfräulichkeit ...“.

So beschreibt Joseph von Hammer-Purgstall in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Hafis-Gedichte, die Goethe über Jahre hin studierte, die Jenseits-Erwartung der Muslime.

Wichtig ist natürlich die Frage, wer in dieses Paradies kommt. In den Suren (13,20–13,23) heißt es:

„Es sind jene, die ihr Versprechen Allah gegenüber einhalten und den Bund (mit Ihm) nicht brechen; und es sind jene, welche verbinden, was Allah zu verbinden geboten hat, und die ihren Herrn fürchten und sich auf einen schlechten Ausgang der Abrechnung gefaßt machen; und es sind jene, die

im Verlangen nach dem Wohlgefallen ihres Herrn geduldig bleiben und das Gebet verrichten und von dem, was Wir ihnen gegeben haben, im Verborgenen und öffentlich spenden und das Böse durch das Gute abwehren – diese sind es, denen der Lohn der Wohnstatt zuteil wird: die Gärten von Eden. Dort werden sie eingehen und die von ihren Eltern und ihren Frauen und ihren Nachkommen, die rechtschaffen sind. Und die Engel werden zu ihnen durch jegliches Tor treten. „Friede sei auf euch, da ihr geduldig wart; seht, wie herrlich der Lohn der Wohnstatt ist!“

Goethe nennt als Paradies-Anwärter drei Gruppen: Berechtigte Männer, auserwählte Frauen und begünstigte Tiere.

### **1. Berechtigte Männer**

Das erste Gedicht vom Buch des Paradieses hat Goethe als eine Rede Mohammeds gestaltet. M. hält diese Rede nach der verlustreichen Entscheidungsschlacht, die seine Anhänger unter Mohammeds Führung gegen seine Verfolger, die Mekkaner gewonnen hatten. Das war am 17. März des Jahres 624 nach Christi Geburt. Mohammed spricht über das Schicksal seiner in der Schlacht gefallenen Glaubensgenossen, denen nämlich ein glückliches, verklärtes und genussreiches Leben im Paradies gewiss ist: die Huris werden die Wunden der Gefallenen bewundern und ihnen unermüdlich zu Diensten sein. Zwölf Strophen hat das Gedicht, in dem das muslimische Paradies in den schönsten Bildern ausgemalt ist, – und eine nachgeschobene Schlussstrophe, die, wie schon die letzten Strophen des Preisliedes auf das Paradies, eine leise – ironische Distanzierung von der Macho-Fantasie erkennen lassen.

#### *Berechtigte Männer.*

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.  
Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:  
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;  
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:  
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben  
Die metallnen Thore weit gethan,  
Und schon klopfen die verklärten Lieben  
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und übergücklich,  
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,  
Als das Wunderpferd mich augenblicklich  
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend  
Heben Aepfel goldner Zierd empor,  
Lebensbäume breite Schatten schlagend  
Decken Blumensitz und Kräuter-Flor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten  
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schaar;  
Mit den Augen fängst du an zu kosten,  
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie was du unternahmest?  
Große Plane? fährlich blutigen Straus?  
Daß du Held seyst sehn sie, weil du kamest;  
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deinen Wunden,  
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.  
Glück und Hoheit alles ist verschwunden,  
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,  
Säulenreich von buntem Lichtgestein,  
Und zum edlen Saft verklärter Trauben  
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!  
Alle sind wie alle licht und klar;  
Hast du Eine dir an's Herz genommen;  
Herrinn, Freundinn ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich  
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,  
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich  
Von den mannigfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,  
Den sich jede äußerst ausersinnt.  
Viele Frauen hast' und Ruh im Hause,

Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:  
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;  
Solche Mädchen werden nicht ermüden,  
Solche Weine werden nicht berauschen.

---

Und so war das Wenige zu melden  
Wie der sel'ge Musulman sich brüstet.  
Paradies der Männer Glaubenshelden  
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

## 2. Auserwählte Frauen

Goethe ist bei seinen Studien der islamischen Texte zum Paradies offenbar zum Ergebnis gekommen, dass jedenfalls vier namhaft zu machende Frauen für den Aufenthalt im Garten Eden auserwählt worden sein müssen: die schönste Frau der Welt, nämlich Suleika, die so viel Liebesschmerzen um den schönen Yusuf zu erleiden hatte, ferner die Mutter Jesu Christi, Maria, so wie auch Mohammeds treue Frau, die 20 Jahre ältere Hadiga und schließlich Mohammeds Tochter Fatima, die später die Ehefrau des Lieblingsjüngers von Mohammed, Ali, wurde.

Überraschend ist daran vielleicht, dass auch Suleika des Paradieses für würdig erachtet wird. Denn nach den Quellen besteht Grund zur Annahme, dass ihre Liebe zu Yusuf von Überschreitungen der Anstandsregeln (heute würde man sagen: Stalking) gekennzeichnet war. Es gibt allerdings ein Gedicht des Dichters Abdul Rahman Ben Ahmet (genannt: Dscham), der im 15. Jahrhundert lebte, in dem gerade die bis zur schmerzhaften Krankheit gesteigerte Liebesleidenschaft als etwas Göttliches gepriesen wird. Dieses Gedicht dürfte Goethe aus dem 1. Band (auf Seite 32) der „Denkwürdigkeiten von Asien“ seines Freundes Diez gekannt haben. Es lautet folgendermaßen:

Herzen, leer von Schmerzen der Liebe sind keine Herzen.  
Körper ohne Schmerzen der Herzen sind nichts als Wasser und Erde.  
Von der Welt-Erkenntnis ist nur Gewissheit im Kummer der Liebe,  
Denn zur angenehmen Welt wird nur die Welt der Liebe.  
Kummer der Liebe sei von Niemandes Herzen fern!  
Herzen ohne Liebe seien fern von der Welt!  
Selbst der Himmel ist Begierden der Liebe unterworfen,  
Die ganze Welt wird von Unruhen der Liebe versucht.  
Werde Sklave der Liebe, um frei zu werden!  
Bringe ihren Kummer ins Herz, um dich zu freuen!

Der Wein der Liebe erwärmt und berauscht,  
Er verwandelt selbst Kalte und Eigenliebige.  
Vom bloßen Andenken der Liebe wird der Liebende verjüngt,  
Bei ihrem Lobe wird seine Stimme erhöht.  
Toren und Kluge trinken Wein aus diesem Becher,  
der in beiden Welten zum Ruhme führt.  
Tausende von Verständigen und Weisen sind abgeschieden;  
Wenn sie aber den Liebenden unbekannt abgeschieden:  
So ist von ihrem Wesen weder Name noch Zeichen verblieben,  
Noch in Händen der Zeiten ihre Geschichte.

Goethes Gedicht „Auserwählte Frauen“ wirkt neben diesem wahrhaft leidenschaftlichen Bekenntnis zur weisen Unvernunft der Liebe ein wenig hausbacken, wie ich finde. Vielleicht sollte gesagt sein, dass Goethe mit dem Wort „englisch“ nicht immer die englische Nationalität bezeichnet, sondern manchmal das engelsgleiche Wesen.

#### *Auserwählte Frauen*

Frauen sollen nichts verlieren,  
Reiner Treue ziemt zu hoffen;  
Doch wir wissen nur von vieren  
Die all dort schon eingetroffen.

Erst Suleika, Erdensonne,  
Gegen Jussuf ganz Begierde,  
Nun, des Paradieses Wonne,  
Glänzt sie der Entsagung Zierde.

Dann die Allgebenedeyte,  
Die den Heiden Heil geboren,  
Und, getäuscht, in bitterm Leide,  
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattinn auch! Sie baute  
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,  
Und empfahl bey Lebenszeiten  
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann die Holde,  
Tochter, Gattinn sonder Fehle,  
Englisch allerreinste Seele  
In dem Leib von Honiggolde.

Diese finden wir alldorten;  
Und wer Frauenlob gepriesen  
Der verdient an ewigen Orten  
Lustzuwandeln wohl mit diesen.

### 3. Warum der Islam zu Hirsch-Kühen gehört

In seinen „Voyages en Perse“ (7. Teil, Paris 1811) erzählt Jean Chardin (1643–1713) eine Fabel im Stile Äsops. Es geht um eine hübsche kleine Hirschkuh, um den Wolf und um Mohammed.

„Le Miracle de la biche et du loup. Voici encore une histoire comme les précédentes et aussi propre à servir d'appendice aux fables d'Esop: Un loup serrant une biche de fort près parmi des ronces dont elle ne pouvoit échapper (c'étoit un loup comme ceux de Mingrelie, qui mangent les bœufs et les chevaux), Mahammed vint à passer; la biche l'aperçut de loin et se mit à crier: O prophète de Dieu, accordez-moi votre protection! Mahammed s'approcha du lieu d'où venoit la voix. La biche le supplie de ne pas permettre qu'elle soit dévorée du loup. Le loup répond que le prophète ne pouvoit pas l'en empêcher, étant juste que l'ayant long-temps poursuivie, pressé d'une extrême faim, comme n'ayant mangé de trois jours, il la dévorât. Mahammed prononça là-dessus au contentement de tous deux, disant au loup de courir vers un lieu qu'il lui montra, et qu'il y trouveroit une meilleure proie. Le loup obéit, et la biche se mit à suivre Mahammed.“

Mit einiger Freiheit der Übersetzung hier die deutsche Fassung: „Das Wunder von der Hirschkuh und dem Wolf. Hier wieder eine Geschichte wie die vorherigen, die sehr gut als Anhang zum Äsop passen würden. Ein Wolf jagte eine Hirschkuh und trieb sie dabei zwischen den Dornen so in die Enge, dass sie nicht mehr fliehen konnte. Es handelte sich aber um einen georgischen Wolf, die georgischen Wölfe fressen auch Hirschkühe. Zufällig kam nun Mohammed vorbei. Die Hirschkuh sah ihn schon von ferne kommen und fing sofort an zu schreien: Oh du Prophet Gottes, bitte nimm mich unter deinen Schutz. Mohammed näherte sich dem Ort, von dem er die Stimme hatte kommen hören. Die Hirschkuh bat Mohammed inständig, nicht zu erlauben, dass sie vom Wolf gefressen werden würde. Der Wolf antwortete, dass der Prophet kein Recht habe, ihn daran zu hindern, die Hirschkuh zu fressen. Er habe sehr viel Mühe mit der Verfolgung gehabt und werde von enormen Hungergefühlen geplagt, ja, er habe drei Tage lang keinen Bissen mehr zwischen den Zähnen gehabt. Er werde sie nun verspeisen. Mohammed löste den Konflikt zur Zufriedenheit beider, indem er nämlich dem Wolf sagte, er solle zu einem Ort gehen, den er, Mohammed ihm zeigen werde und dort werde er eine viel bessere Beute finden als

es die Hirschkuh für ihn jemals sein könnte. Der Wolf gehorchte und die Hirschkuh war von nun ab eine gläubige Mohammedanerin.“

Neben dem Wolf, der sich also fürs Prophetenwort doch auch als etwas empfänglich erwiesen hatte, kamen nach Goethes Prüfung für das Paradies noch drei weitere Tiere in Betracht: der Esel, weil Jesus auf einem Esel in Jerusalem eingeschritten ist, der Hund, der mit den Siebenschläfern (die es auch in arabischen Märchen gibt) eine ziemlich lange Zeit verbracht hat, schließlich noch die Katze des Propheten, die er so gern streichelte und die sich von ihm auch so gern streicheln ließ:

### *Begünstigte Tiere*

Vier Tieren auch verheißen war,  
Ins Paradies zu kommen.  
Dort leben sie das ew'ge Jahr  
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Esel hat;  
Er kommt mit muntern Schritten:  
Denn Jesus zur Prophetenstadt  
Auf ihm ist eingeritten.

Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,  
Dem Mahomet befohlen:  
„Laß dieses Schaf dem armen Mann!  
Dem Reichen magst du's holen.“

Nun immer wedelnd, munter, brav,  
Mit seinem Herrn, dem braven,  
Das Hündlein, das den Siebenschlaf  
So treulich mit geschlafen.

Abuherriras Katze hier  
Knurrt um den Herrn und schmeichelt.  
Denn immer ist's ein heilig Tier,  
Das der Prophet gestreichelt.

**4. „Die Macht vergeht im Abschaum ihrer Tücken, / indes ein  
Vers der Völker Träume baut, / die sie der Niedrigkeit entrü-  
cken, / Unsterblichkeit im Worte und im Laut“ – Gottfried Benn,  
Verse**

Man weiß nicht genau, wo die Vorstellung entstanden ist – und vielleicht ist sie auch gar nicht entstanden, sondern kam mit dem Menschen in die Welt oder war schon vorher da: Dass Gedichte, die aus irdischem Material gemacht sind, etwas sagen können, das über die Materialität der Worte hinausgeht. Etwas Unsterbliches, etwas den Menschen oder der Welt Gemeinsames, wenn man es räumlich ausdrücken will: Etwas Höheres, vielleicht sogar etwas Höchstes. Wir streifen himmlische Bezirke, und es ist sehr schwer, dafür die richtigen Worte zu finden, man müsste mindestens die Sprache der Engel sprechen oder wie der Evangelist Johannes oder Arthur Rimbaud mit der Gabe beschenkt sein, in Zungen zu reden. Übrigens besteht beim Sprechen und beim Schreiben in so entrückten Sphären auch immer die Gefahr, vom Erhabenen ins Lächerliche abzugleiten. Selbst einem so dezenten und instinktsicheren Dichter wie Goethe kann der edle Drang zum Höchsten die Endkontrolle über seine poetischen Produkte missraten lassen. Zum Beispiel die eigentlich als Völlendung eines formvollendeten Bauwerks pathetischer Gedanken prunkvoll auftretenden beiden Zeilen, die ich dem Gedicht „Howards Ehrengedächtnis“ entnommen habe – könnte man auch leicht einem jungen Vater ins Stammbuch schreiben, der beim Wickeln seines Kindes eine gewisse Erfahrung zum ersten Mal macht:

„... So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,  
Dem Vater oben leicht in Schoß und Hand ...“

Trotz dieser gelegentlichen Entgleisungen scheint es zum Menschen zu gehören, dass er sich mit seiner rein materiellen Existenz nicht zufriedengibt, sondern sein Ich zu irgendetwas Höherem in Beziehung sieht, sei es das Reich der Vernunft, oder das der Liebe. Und so entstehen Ideen wie die des Paradieses und die sich daran knüpfenden Fragen, welche Sprache man denn im Paradies spreche, vermutlich keine, die man mit einem Wörterbuch lernen kann, sondern eine Sprache der Gesten und Blicke, der Berührung, des Gesangs, der Wohlgerüche, des süßen Geschmacks – kurz eine Sprache der Sympathie, der Liebe, in der die Notwendigkeit der Abgrenzung von Ich zum Du verschwindet.

*Höheres und Höchstes.*

Daß wir solche Dinge lehren  
Möge man uns nicht bestrafen:

Wie das alles zu erklären  
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen  
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,  
Gern sein Ich gerettet sähe,  
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte  
Mancherley Bequemlichkeiten,  
Freuden wie ich hier sie schlürfte  
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten  
Blum und Frucht und hübsche Kinder,  
Die uns allen hier gefielen,  
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde  
Jung und alt in Eins versammeln,  
Gar zu gern in deutscher Sprache  
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten  
Wie sich Mensch und Engel kosen,  
Der Grammatik, der versteckten,  
Declinirend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken  
Sich rhetorisch gern ergehen,  
Und zu himmlischem Entzücken  
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet  
Sich dem Worte selbstverständlich,  
Und entschiedener empfindet  
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne  
Vorgesehn im Paradiese,  
Sicher ist es ich gewinne  
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich aller Orten  
Leichter durch die ewigen Kreise,  
Die durchdrungen sind vom Worte  
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe  
Läßt sich da kein Ende finden,  
Bis im Anschau ewiger Liebe  
Wir verschweben, wir verschwinden.

## 5. Siebenschläfer-Ballade

Der Koran ist die heilige Schrift des Islam. Er ist in 114 Kapitel gegliedert, die sogenannten Suren. Darin wird viel zum Kampf und zur Grausamkeit gegenüber Ungläubigen aufgerufen. Es gibt aber auch vergleichsweise harmlose, märchenhafte und idyllische, manchmal sogar mit einem gewissen Humor gewürzte Stellen. Dazu gehören weite Teile der 18. Sure. Sie erzählen die Geschichte von den „Siebenschläfern“, an die im Abendland bis heute der „Siebenschläfertag“ (7. Juli) und zwei katholische Wallfahrtskirchen erinnern (Ruhstorf an der Rott, Niederbayern, und Vieux-Marché, Bretagne). Die Siebenschläfer waren verfolgte Christen im 3. Jahrhundert. Sie genossen ursprünglich als hohe Beamte am Kaiserhof in Rom die Gunst des Herrschers, versagten aber bei dem Versuch, eine Fliege von der Nase des Kaisers zu verscheuchen. Der Kaiser, Decius mit Namen und sich selbst für einen Gott haltend, glaubte, sie seien mit dem als Fliege verkleideten Teufel im Bunde, weshalb er sie zum Tode verurteilte. Die jungen Männer, die an den einen Gott glaubten (Allah für Muslime, Jehova für die Juden, Gottvater für die Christen), die jungen Männer also flohen vor den Schergen des römischen Kaisers Decius in eine Höhle bei Ephesus. Der Kaiser ließ diese Höhle vermauern. Wunderbarerweise fielen aber die Siebenschläfer in einen über 100-jährigen Schlaf, der ihnen wie eine einzige Nacht vorkam, als sie wieder erwachten und feststellten, dass die Mauer zerbröckelt war. So schickten sie einen der Ihren, den schönen Jamblika, Brot kaufen, allerdings mit einem Geldstück, auf das noch ein Bild des inzwischen längst verstorbenen Kaisers Decius geprägt war. Dem Bäcker fiel das auf, das Wunder war entdeckt, und da das römische Reich inzwischen christlich geworden war und die Jünglinge auch sehr viele wertvolle alte Münzen hatten, kam der christliche König, um mit ihnen zu feiern. Sie allerdings zogen es nach Gottes Willen vor, nun, da ihr Gott gesiegt hatte, endgültig zu sterben. Und erneut wurde die Höhle zugemauert, diesmal für alle Ewigkeit. Ob es wirklich sieben waren, stellt die 18. Sure in Frage, weiß aber, dass auf jeden Fall ein kleiner Schäferhund dabei war. Ein kleines Zitat aus der 18. Sure:

„Du meinst, sie seien wach, obwohl sie schlafen. Und wir drehen sie nach rechts und nach links um, während ihr Hund seine Vorderbeine im Vorraum ausstreckt. Wenn du sie erblicktest, würdest du dich vor ihnen fürwahr zur Flucht kehren und vor ihnen fürwahr mit Schrecken erfüllt sein.

Und so erweckten Wir sie auf, damit sie sich gegenseitig fragten. Einer von ihnen sagte: ‚Wie lange habt ihr verweilt?‘ Sie sagten: ‚Verweilt haben wir einen Tag oder den Teil eines Tages.‘ Sie sagten: ‚Euer Herr weiß am besten, wie (lange) ihr verweilt habt. So schickt einen von euch mit diesen euren Silbermünzen in die Stadt; er soll sehen, welche ihre reinste Speise ist, und euch davon eine Versorgung bringen. Er soll behutsam sein und ja niemanden etwas von euch merken lassen...‘

(Manche) werden sagen: ‚(Es waren ihrer) drei, ihr Hund war der vierte von ihnen.‘ Und (manche) sagen: ‚(Es waren ihrer) fünf, der sechste von ihnen war ihr Hund.‘ – Ein Herumraten über das Verborgene. Und (manche) sagen: ‚(Es waren ihrer) sieben, und der achte von ihnen war ihr Hund.‘ Sag: Mein Herr kennt ihre Zahl am besten; nur wenige kennen sie. Darum streite über sie nur in offensichtlichem Streit, und frage niemanden von ihnen um Auskunft über sie.“

Und nun Goethes Version der Geschichte:

### *Siebenschläfer*

Sechs Begünstigte des Hofes  
Fliehen vor des Kaisers Grimme,  
Der als Gott sich läßt verehren,  
Doch als Gott sich nicht bewähret:  
Denn ihn hindert eine Fliege  
Guter Bissen sich zu freuen.  
Seine Diener scheuchen, wedelnd,  
Nicht verjagen sie die Fliege.  
Sie umschwärmt ihn, sticht und irret  
Und verwirrt die ganze Tafel,  
Kehret wieder wie des hämischen  
Fliegengottes Abgesandter.

Nun! so sagen sich die Knaben,  
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?  
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,  
Wie wir andern. Nein, der Eine  
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,  
Und der Sterne Glut uns wölbte,  
Dieser ist's, wir fliehn! – Die zarten

Leicht beschuht, beputzte Knaben  
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie,  
Und sich selbst in Felsenhöhle.  
Schäfershund er will nicht weichen,  
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,  
Drängt er sich an seinen Herren,  
Und gesellt sich zum Verborgnen,  
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst dem sie entflohen,  
Liebentrüset, sinnt auf Strafen,  
Weißet ab so Schwerdt als Feuer,  
In die Höhle sie mit Ziegeln  
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber jene schlafen immer,  
Und der Engel, ihr Beschützer,  
Sagt, vor Gottes Thron, berichtend:  
So zur Rechten, so zur Linken  
Hab' ich immer sie gewendet,  
Daß die schönen, jungen Glieder  
Nicht des Moders Qualm verletze.  
Spalten riß ich in die Felsen  
Daß die Sonne steigend, sinkend,  
Junge Wangen frisch erneute.  
Und so liegen sie beseligt. –  
Auch, auf heilen Vorderpfoten,  
Schläft das Hündlein süßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,  
Wachen endlich auf die Knaben  
Und die Mauer, die vermorschte,  
Altershalben ist gefallen.  
Und Jamblika sagt, der Schöne,  
Ausgebildete vor allen,  
Als der Schäfer fürchtend zaudert:  
Lauf ich hin! und hol' euch Speise,  
Leben wag' ich und das Goldstück! –

Ephesus, gar manches Jahr schon,  
Ehrt die Lehre des Propheten  
Jesus. (Friede sey dem Guten.)

Und er lief, da war der Thore  
Wart und Thurm und alles anders.  
Doch zum nächsten Beckerladen  
Wandt' er sich nach Brot in Eile. –  
Schelm! so rief der Becker, hast du,  
Jüngling, einen Schatz gefunden!  
Gieb mir, dich verräth das Goldstück,  
Mir die Hälfte zum Versöhnen!

Und sie hadern. – Vor den König  
Kommt der Handel; auch der König  
Will nur theilen wie der Becker.

Nun bethätigt sich das Wunder,  
Nach und nach, aus hundert Zeichen.  
An dem selbsterbauten Pallast  
Weiß er sich sein Recht zu sichern.  
Denn ein Pfeiler durchgegraben  
Führt zu scharfbenamsten Schätzen.  
Gleich versammeln sich Geschlechter  
Ihre Sippschaft zu beweisen.  
Und als Urvater prangend  
Steht Jamblikas Jugendfülle.  
Wie von Ahnherrn hört er sprechen  
Hier von seinem Sohn und Enkeln.  
Der Urenkel Schaar umgiebt ihn,  
Als ein Volk von tapfern Männern,  
Ihn den jüngsten zu verehren.  
Und ein Merkmal übers andre  
Dringt sich auf, Beweis vollendend;  
Sich und den Gefährten hat er  
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun, zur Höhle kehrt er wieder,  
Volk und König ihn geleiten. –  
Nicht zum König, nicht zum Volke  
Kehrt der Auserwählte wieder:  
Denn die Sieben, die von lang' her,  
Achte waren's mit dem Hunde,  
Sich von aller Welt gesondert,  
Gabriels geheim Vermögen  
Hat, gemäß dem Willen Gottes,

Sie dem Paradies geeignet,  
Und die Höhle schien vermauert.

### **Zum Abschied**

Irgendwann muss auch ein Gedichtbuch zu Ende gehen, wie jedes Spiel, die Liebe zweier Menschen, das Schlimme, das Böse, das Gute, irgendwann werden die Karten zusammengelegt, das letzte Glas getrunken, der letzte Strich geschrieben, der letzte Ton ist verklungen, der letzte Abschiedskuss geküsst und die letzte Abschiedsträne getrocknet und das Licht erlischt – bis morgen früh im Paradies, da gibt es dann freilich kein Ende mehr, und das heißt eigentlich: Die Spannung ist raus, wenn man da ist. Richtiges Leben ist es nicht mehr, dafür hat es zu wenig Risiko. Eigentlich ist beim Paradies nur das Ankommen schön. Und vielleicht noch die Gespräche, man trifft im Jenseits, im Kahn des Charon bei der Fahrt über den Styx, im Elysium, auf der Asphodelenwiese oder im Hades vielleicht doch sehr interessante Menschen, Sokrates zum Beispiel, den heiligen Augustinus, Giordano Bruno, Einstein, Hafis – und vielleicht sogar Goethe (und den Hund, den er nie hatte).

*Gute Nacht!*

Nun, so legt euch, liebe Lieder,  
An den Busen meinem Volke!  
Und in einer Moschuswolke  
Hüte Gabriel die Glieder  
Des Ermüdeten gefällig;  
Daß er frisch und wohlerhalten.  
Froh, wie immer, gern gesellig,  
Möge Felsenklüfte spalten,  
Um des Paradieses Weiten,  
Mit Heroen aller Zeiten,  
Im Genusse zu durchschreiten;  
Wo das Schöne, stets das Neue,  
Immer wächst nach allen Seiten,  
Daß die Unzahl sich erfreue.  
Ja, das Hündlein gar, das treue,  
Darf die Herren hinbegleiten.

# Index der Gedichte nach Titeln und Gedichtanfängen

Abglanz .....	201
Ach! um deine feuchten Schwingen ... ..	193
Ach, der mich liebt und kennt .....	154
Aergert's jemand daß es Gott gefallen .....	118
Alle Menschen groß und klein ... ..	233
Alleben .....	36
Als ich auf dem Euphrat schiffte ... ..	159
Als ich einmal eine Spinne erschlagen ... ..	129
Als wenn das auf Namen ruhte ... ..	109
An des lust'gen Brunnens Rand .....	185
An Hafis .....	56
An Schach Sedschan .....	92
An Suleika .....	147
An vollen Büschelzweigen ... ..	184
Anklage .....	44
Auch in Locken hab' ich mich ... ..	66
Aus wie vielen Elementen ... ..	23
Auserwählte Frauen .....	247
Bedenklich .....	69
Befindet sich einer heiter und gut ... ..	105
Begünstigte Tiere .....	249
Behandelt die Frauen mit Nachsicht ... ..	88
Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden ... ..	188
Beiname .....	43
Berechtigte Männer .....	244
Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!.....	141
Bey Mondenschein im Paradeis ... ..	235
Bist du von deiner Geliebten getrennt ... ..	180
Bulbuls Nachtlied.....	229
Da du nun Suleika heißest ... ..	155
Da liegt ein Ey es ist kein Ey nein.....	145, 146
Da wird nicht mehr nachgefragt!.....	210
Das Leben ist ein Gänsespiel .....	88
Das Meer flutet immer ... ..	120
Daß Araber an ihrem Teil ... ..	21
Dass du nicht enden kannst, das macht dich groß .....	51
Daß Suleika von Jussuf entzückt war ... ..	154
Daß wir solche Dinge lehren ... ..	250
Deinem Blick mich zu bequemen ... ..	189
Der Deutsche dank .....	47
Der Liebende wird nicht irre gehen .....	158

Der Mufti las des Misri Gedichte ... ..	50
Der Spiegel sagt mir / ich bin schön! .....	97
Der Winter und Timur .....	143
Derb und tüchtig .....	35
Dichten ist ein Übermut ... ..	35
Die Flut der Leidenschaft sie stürmt vergebens ... ..	142
Die Perle, die der Muschel entrann ... ..	230
Die schön geschriebenen ... ..	170
Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen! .....	165
Die Sonne, Helios der Griechen ... ..	191
Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen ... ..	204
Dieses Baums Blatt, der von Osten ... ..	163
Dir mit Wohlgeruch zu kosen ... ..	147
Dreistigkeit .....	33
Dschelal-eddin Rumi spricht.....	97
Du beschämst wie Morgenröte .....	161
Du bist auf immer geborgen ... ..	136
Du hast gar vielen nicht gedankt ... ..	141
Du vergehst und bist so freundlich ... ..	75
Dämmer ist nichts zu ertragen ... ..	121
Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht ... ..	129
Durch allen Schall und Klang ... ..	92
Ein Herre mit zwey Gesind .....	131
Ein Kaiser hatte zwey Cassire ... ..	232
Ein Spiegel er ist mir geworden ... ..	201
Einen Helden mit Lust preisen und nennen ... ..	124
Einladung .....	151
Elemente .....	23
Ergebung .....	75
Erschaffen und beleben .....	25
Es ist gut .....	235
Es klingt so prächtig, wenn der Dichter ... ..	193
Ferdusi spricht .....	97
Fetwa .....	50, 47
Frauen sollen nichts verlieren ... ..	247
Freigebigter wird betrogen ... ..	89, 90
Fünf Dinge .....	83
Geheimes .....	78
Geheimschrift .....	199
Geheimstes .....	78
Genügsam .....	72
Geständnis .....	23
Gesteht's! Die Dichter des Orients ... ..	121

Getretner Quark ...	140
Gewarnt .....	66, 67
Gingo biloba .....	163
Glaubst du denn: von Mund zu Ohr ...	115, 116
Gottes ist der Orient! .....	20
Gruß .....	73
Gute Nacht! .....	256
Guten Ruf musst du dir machen ...	141
Gutes thu' rein aus des Guten Liebe ...	124
Hab ich euch denn je geraten ...	112
Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen ...	47
Hans Adam war ein Erdenkloß ...	25
Hätt' ich irgend wohl Bedenken ...	169
Heiliger Ebusuud, hast's getroffen .....	47
Herr! laß dir gefallen ...	135
Herrinn! sag was heißt das Flüstern? .....	197
Herrlich ist der Orient ...	138
Heute hast du gut gegessen ...	219
Hoch beglückt in Deiner Liebe ...	153
Hochbild .....	191
Höchste Gunst .....	94
Höheres und Höchstes .....	250
Hör und bewahre ...	60
Höre den Rat, den die Leier tönt ...	81
Ich gedachte in der Nacht ...	150
Ich sah, mit Staunen und Vergnügen ...	231
Ihr nennt mich einen kargen Mann .....	130
In deine Reimart hoff' ich mich zu finden ...	52
In tausend Formen magst du dich verstecken ...	206
Ist es möglich, Stern der Sterne ...	195
Ja, die Augen waren's, ja, der Mund ...	66
Ja, in der Schenke hab' ich auch gegessen ...	207
Ja, Lieben ist ein groß Verdienst! .....	63
Jene garstige Vettel ...	218
Kaum dass ich dich wieder habe ...	186
Keinen Reimer wird man finden ...	103
Kenne wohl der Männer Blicke ...	161
Komm Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze ...	166
Lass deinen süßen Rubinenmund ...	180
Laß den Weltenspiegel Alexandern ...	202
Laß dich nur in keiner Zeit ...	125, 202
Laßt euch, o Diplomaten! .....	199
Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten! .....	19

Lesebuch .....	65
Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ... ..	171
Liebchen, ach! im starren Bande ... ..	70
Lieblich ist des Mädchens Blick ... ..	85
Liebliches .....	27
Locken! haltet mich gefangen ... ..	179
Mag der Grieche seinen Ton ... ..	31
Medschnun heißt ... ..	111
Mit zerwühlten Locken ... ..	213
Mitternachts weint' und schluchzt' ich ... ..	71
Mohamed Schemseddin, sage .....	43
Mußt nicht vor dem Tage fliehen ... ..	151
Musterbilder .....	60
Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel ... ..	244
Nachbildung .....	52
Nachklang .....	193
Nennen dich den großen Dichter ... ..	220
Nicht Gelegenheit macht Diebe ... ..	156
Noch ein Paar .....	63
Nord und West und Süd zersplittern ... ..	15
Nun, so legt euch, liebe Lieder ... ..	256
Nur wenig ist's was ich verlange ... ..	167
Nur zu! geliebter Schenke ... ..	183
O Welt! wie schamlos und boshaft bist du! .....	96
O wie selig ward mir! .....	73
O! dass der Sinnen doch so viele sind! .....	182
Ob der Koran von Ewigkeit sey? .....	209
Offenbar Geheimnis .....	54
Phänomen .....	26
Reitest du bei einem Schmied vorbei ... ..	86
Ros' und Lilie morgentaulich ... ..	30
Sag du hast wohl viel gedichtet? .....	163
Sage mir .....	59
Sagt es niemand, nur den Weisen ... ..	38
Schenke komm! Noch einen Becher! .....	163
Schlechter Trost .....	71
Sechs Begünstigte des Hofes ... ..	253
Segenspfänder .....	18
Sei das Wort die Braut genannt ... ..	41, 42
Selige Sehnsucht .....	38
Setze mir nicht, du Grobian ... ..	215
Sich im Respekt zu erhalten .....	122
Sie haben dich, heiliger Hafis ... ..	54

Sie haben wegen der Trunkenheit ...	216
Siebenschläfer .....	253
Sitz' ich allein ...	208
So lang' man nüchtern ist ...	210
So sei doch höflich! – Höflich mit dem Pack .....	122
So sollst Du, muntre Greis ...	152
So umgab sie nun der Winter ...	143
So weit bracht' es Muley, der Dieb ...	208
Soll ich Dir die Gegend zeigen ...	130
Soll ich von Smaragden reden ...	69
Soll man dich nicht aufs schmähhchste berauben ...	124
Sommernacht .....	224
Staub ist eins der Elemente ...	36
Suleika spricht .....	97
<i>Talisman</i> in Karneol ...	18
Talimane .....	20
Talimane werd ich in dem Buch zerstreuen ...	120
Trunken müssen wir alle seyn! .....	210
tu mir dies tu mir das ...	59
Tut ein Schilf sich doch hervor ...	38, 40
Über meines Liebchens Äugeln ...	77
Überall will jeder obenauf sein ...	122
Übermacht, ihr könnt es spüren ...	106
Über's Niederträchtige ...	113
Unbegrenzt .....	51
Und doch haben sie recht, die ich schelte ...	55
Und was im Pand-Nameh steht ...	86
Und wer franzet oder bittet ...	117
Ungezähmt, so wie ich war ...	94
Unvermeidlich .....	75
Vermächtnis altpersischen Glaubens .....	238
Verschon uns, Gott, mit deinem Grimme! .....	122
Versunken .....	68
Verweilst du in der Welt, sie flieht als Traum ...	97
Vier Gnaden .....	21
Vier Tieren auch verheißen war ...	249
Volk und Knecht und Ueberwinder ...	173, 174
Voll Locken kraus ein Haupt so rund! .....	68
Vollmondnacht .....	197
Vom Himmel sank ...	227
Vom Himmel steigend Jesus bracht ...	234
Wanderers Gemütsruhe .....	113
Warum du nur oft so unhold bist? .....	211

Warum ist Wahrheit fern und weit? .....	126
Was alle wollen, weißt du schon ... ..	56
Was bedeutet die Bewegung? .....	153
Was brachte Lokman nicht hervor ... ..	137
Was doch Buntes dort verbindet ... ..	27
Was hilft's dem Pfaffen-Orden ... ..	123
Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer! .....	23
Was klagst du über Feinde? .....	121
Was schmückst du die eine Hand denn nun ... ..	139
Was verkürzt mir die Zeit ... ..	84
Was willst du untersuchen ... ..	126
Welch ein Zustand! Herr, so späte ... ..	217
Welch eine bunte Gemeinde! .....	130
Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen ... ..	238
Wenn der Mensch die Erde schätzt ... ..	241
Wenn du auf dem Guten ruhst ... ..	107
Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre ... ..	121
Wenn ich dein gedenke ... ..	184
Wenn links an Baches Rand ... ..	28
Wenn man auch nach Mekka triebe ... ..	140
Wenn zu der Regenwand ... ..	26
Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus ... ..	133
Wer befehlen kann, wird loben ... ..	91
Wer geboren in bö'sten Tagen ... ..	120
Wer in mein Haus tritt, der kann schelten ... ..	134
Wer kann gebieten den Vögeln ... ..	75
Wer schweigt hat wenig zu sorgen ... ..	131
Wer wird von der Welt verlangen ... ..	115
Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ... ..	177
Wie etwas sei leicht ... ..	120
Wie irrig wähnest du ... ..	72
Wie kommt's, daß man an jedem Orte ... ..	125
Wie! Mit innigstem Behagen ... ..	202
Wiederfinden .....	195
Will der Neid sich doch zerreißen ... ..	122
Wink .....	55
Wir sind emsig, nachzuspüren ... ..	78
Wißt ihr denn, auf wen die Teufel lauern ... ..	44
Wo hast du das genommen? .....	101
Worauf kommt es überall an ... ..	33
Wunderlichstes Buch der Bücher ... ..	65
Zwanzig Jahre ließ ich gehen ... ..	13
Zwiespalt ... ..	28